Reisen
und
sonderbare Schicksale
des
Ritters la Salle
eines
französischen Seeofficiers
von dem Geschwader
des Herrn La Peyrouse
nebst
Bericht von dessen Auffenthalt
in Nigritien
und an
den afrikanischen Küsten.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1796.

Erstes Buch.

Eine der angenehmsten Beschäftigungen besteht ohnstreitig in der Rückerinnerung der merkwürdigsten Scenen, die man durchlebt hat; in der Zurückberufung der hie und da glücklich überstandenen Gefahren, und in dem Vergnügen, sich mit seinen Freunden von den mannigfaltigen Widerwärtigkeiten zu unterhalten, die uns eine lange Reihe von Jahren hindurch ein ungünstiges Geschick zubereitete. Durch dergleichen Herzensergießungen erregen wir die Theilnahme anderer gefühlvoller Menschen, und verweben sie gleichsam mit in unser Schicksal.

Dies Vergnügen war auch der Zweck, den ich bey gegenwärtiger Schilderung meiner Begebenheiten hatte; der Leser wird den sonderbaren Kontrast von glücklichen und widrigen Vorfällen bewundern, und mich bald auf dem Gipfel des Glücks, bald wieder im Gedränge des größten Elends erblicken. So freut sich der erfahrne Seemann nach

lang überstandenen Gefahren der Ruhe, die ihm endlich zu Theil geworden, und unterhält seine um ihn her versammelten Freunde von den Seereisen, von den Stürmen, die er ausgestanden, und von dem öftern Schifbrüchen, die ihn nicht selten an den Rand des Abgrunds brachten.

Mein Vaterland ist Frankreich, und Poitiers meine Geburtsstadt, wo sich mein Vater, der Graf d'Orvilliers, der eine ansehnliche Stelle in der Armee bekleidete, zur Ruhe sezte, und sich mit der Tochter des Marquis von Baudreuil verheyrathete. Ich bin der jüngste von drey Söhnen, die aus dieser Ehe kamen, und wurde nach einem Guth meiner Eltern, Ritter la Salle genannt.

Mein Vater hatte eine besondere Neigung zu mir, die man aus der auffallenden Aehnlichkeit, die ich mit ihm hatte, herleitete; meine Mutter schien meine beyden ältern Brüder mehr zu begünstigen, doch hatte dies nicht den kleinsten Einfluß auf unsere Erziehung, wir wurden alle drey mit der äußersten Sorgfalt erzogen, und blos allein zum Dienst des Vaterlandes gebildet. Aus demselben Grund entfernte man uns von allen Wissenschaften und Künsten, die keinen nähern Bezug auf unsere Bestimmung zum Kriegsdienst hatten.

Ich hatte kaum das Alter erreicht, wo sich Kindheit und Jünglingsjahre scheiden, als sich bereits ein entschiedener Hang zu Unternehmungen

und zur Thätigkeit bey mir äußerte. Der Muth eilte den Jahren vor, und ich sah mit Verdruß meine beyden Brüder bereits bey der Armee angestellt, während ich noch ein geschäftloses langweiliges Leben in dem väterlichen Haus führen mußte; meine Eltern versuchten zwar oft meine üble Laune durch mannigfaltige Vergnügungen zu zerstreuen, aber mir fehlte der Geschmack an den gewöhnlichen Jünglingsfreuden, und meine Einbildungskraft war bereits mit allerley Entwürfen einer höhern Bestimmung erfüllt, die mir meine damalige Lebensart geschmacklos und unerträglich machten.

Eines Morgens ging ich unter dem Vorwand der Jagd nach einem nahen Gehölz, und gerieth in eine dichte Allee, wo die stark überhängenden Aeste am hellsten Tage eine Art düsterer Dämmerung verursachten. Die Dunkelheit dieses Orts entsprach so sehr meiner innern schwermüthigen Stimmung, daß ich mich lang darin verweilte, und mich ganz meinen Entwürfen für die Zukunft überließ. Mit einemmale erwachte der thörichte Gedanke, mein väterliches Haus heimlich zu verlassen, und mich dem Schicksal in die Arme zu werfen. Die Schwierigkeiten, die mit diesem Schritt verknüpft seyn konnten, schreckten mich nicht einen Augenblick; die Heftigkeit meines Verlangens erstickte die Stimme der Natur, und der Verdruß, den ich meinen Eltern dadurch verursachen würde, kam nicht einmal in Betrachtung, ohner-

achtet sie alles für mich gethan hatten. Tag und Nacht war ich mit meinem Vorhaben, und mit dem Vergnügen, alle Gegenden der Erde nach Belieben zu durchstreichen, beschäftigt.

Mein Vater schien mein Vorhaben zu ahnden, und schlug mir denselben Tag, den ich zur Ausführung meines Vorhabens bestimmt hatte, eine Jagdparthie vor. Als wir in das Dickigt gekommen waren, wo wir von niemand gesehen noch gehört werden konnten, wandte er sich zu mir mit ernstem Ton: „Wie, mein Sohn! sagte er, du kannst dich entschließen, die Tage deiner Eltern durch eine heimliche Flucht zu verkümmern.“ — Bey dieser Anrede entfärbte ich mich, das Blut stieg mir ins Gesicht, und ich wußte vor Beschämung nicht mehr, wo ich war. Er bemerkte dies und fuhr fort: „Ich habe dein Vorhaben erfahren, und danke dem Himmel, die Ausführung hemmen zu können. Wie konntest du einen solchen Gedanken fassen? hat nicht die kindliche Liebe in deinem Herzen das Verlangen zur Flucht bekämpft? kannst du alle Liebe und Zärtlichkeit, die wir dir erwiesen, so ganz vergessen? Entsage doch einem Gedanken, der dich einem unvermeidlichen Elend entgegen führt. Was willst du in der Entfernung von uns anfangen? wohin willst du gehen? doch ich verzeihe dies alles deiner Jugend, komm nur wieder zu uns zurück, du sollst dieselbe Liebe wieder finden, und ich will mir von diesem

Augenblick an alle Mühe geben, dich in dem Dienst des Maltheserordens anzubringen." —

Stumm und unbeweglich stund ich vor ihm; Thränen flossen meine Wangen herunter, aber reden konnte ich nicht, voll Reue und Schaam warf ich mich in seine Arme, er drückte mich an sein Herz, und ich fand endlich die Sprache wieder, um ihm zu sagen, daß ich seiner Güte unwürdig wäre, und seinen Haß verdiente; da er aber meiner Undankbarkeit vergessen wolle, so versprähe ich ihm, jedem Gedanken zu entsagen, der ihn in Zukunft betrüben könnte Er umarmte mich liebreich, und froh kehrten wir miteinander nach der Stadt zurück.

Frankreich war damals mit England in Krieg begriffen, und die Engländer hatten so eben einen großen Vortheil über die französische Flotte bey der Insel Jersey erfochten. Das Gerücht von dieser unglücklichen Seeschlacht erscholl bald durch das ganze Reich, und wenige Tage nachher erhielt mein Vater die traurige Nachricht, daß einer seiner Söhne in diesem Treffen geblieben, und der andere in englische Gefangenschaft gerathen sey.

Der Verlust meiner beyden Brüder ging mir so nahe, daß ich wieder in meine vorige Schwermuth zurück fiel, und neue dringende Versuche bey meinem Vater wagte, daß er mich, ohne Rücksicht auf mein Alter, zur Armee schicken mögte. Aber das Schicksal meiner beyden ältern Brüder,

und der Gedanke, sich von dem einzigen, der ihn noch übrig blieb, zu trennen, empörten sein Herz, und er warf mir in den zärtlichsten Ausdrücken vor, daß ich nur nach dem Augenblick seufzte, ihn verlassen zu können; „bekämpfe, schloß er endlich, diesen Hang nach Gefahren und Reisen, ich werde noch früh genug die Nachricht von deinem Tod erfahren.“ —

Ich versprach ihm abermals nicht weiter in ihn zu dringen, und gelassen den Zeitpunkt zu erwarten, der mein Schicksal bestimmen sollte.

Einige Monate nachher erhielt er Briefe von meinem ältern Bruder, worin dieser ihm berichtete, daß er mit den französischen Officieren, die in England ausgewechselt worden, zu Paris wäre, wo er von seinen Wunden hergestellt worden, und nur den Augenblick erwartete, in seine Arme zurückzukehren.

Voller Freude, meinen Bruder wieder zu finden, bat ich meinen Vater um die Erlaubniß, ihm entgegen zu reisen, und erhielt sie leicht. Er gab mir eine Equipage und Geld, und so kam ich binnen wenig Tagen in Paris an. Hier sah ich meinen lieben Bruder Roger wieder, er hatte dieselbe Uniform an, die er trug, als er uns zum erstenmale verließ, und wir freuten uns herzlich, einander wieder zu sehen. Er erzählte mir sodann seine Schicksale und die nähern Umstände jenes Seetreffens, welches unserer Familie so theuer zu

stehen gekommen, so wie auch, was ihm während seiner Gefangenschaft zu London begegnet, wo er sich durch besondere Zufälle bereichert hatte.

Nach einigen angenehm verlebten Tagen verließen wir Paris, und nahmen mit einander den Weg nach Poitiers. Ich freute mich innigst, meinen Bruder wieder zu besitzen, und ihn den Armen unserer Eltern entgegen zu führen; aber diese Freude war nicht von langer Dauer, und ich wurde gar bald überzeugt, daß man nie auf die Gunst des Glücks zählen dürfe.

Am Abend des zweyten Tags unserer Reise wurden wir von vier Kerls überfallen, die uns vorangeeilt, und sich in einen Hohlweg versteckt hatten, den wir nothwendig passiren mußten. Der Reichthum meines Bruders hatte ihre Aufmerksamkeit erregt, und sie waren vorangeeilt, um sich dessen zu bemächtigen. Plötzlich stunden sie vor unsern Pferden, und befahlen uns bey Verlust des Lebens alles auszuliefern, was wir bey uns hatten.

Mein Bruder Roger folgte im ersten Augenblick nur seinen Muth, ergrif die Pistole, die an seiner Seite stack, und schoß den einen dieser Räuber nieder. Die andern feuerten in der Wuth ihre Gewehre mit einemmale auf uns ab, ich wurde nicht verwundet, aber mein Bruder sank an meiner Seite nieder. Ich wollte ihn rächen, aber ich hatte keine Waffen mehr, und da dreie gegen mich waren, so entzog ich mich unter Begün-

stigung der Dunkelheit ihren Nachsuchungen. Sie verfolgten mich nicht, sie waren zu sehr beschäftigt, unsern Wagen zu plündern, und den Raub unter sich zu theilen.

Meine Lage war schrecklich, ich wußte nicht, was ich beginnen sollte; einigemal wollte ich umkehren, die Mörder meines Bruders aufsuchen, und sie bestrafen oder selbst fallen; dann aber bedachte ich, daß ich wehrlos war, und irrte die ganze Nacht hin und her, ohne zu wissen, was ich anfangen sollte; die Verwirrung meiner Sinne war so groß, daß ich zuweilen meinen Bruder laut beim Namen rief, ohnerachtet ich ihn an meiner Seite fallen gesehen.

Der Anbruch des Tages öfnete mir die Augen über meine Lage; ich war zu Fuß, und verirrt in einer Gegend, wo ich weder Weg noch Steg kannte; ermattet und betäubt von meinem Unglück sank ich nieder zur Erde, und ließ meinen Thränen freyen Lauf. Der Tod meines Bruders brachte mich beynahe in Verzweiflung, und ich sann nach, wie ich meinem Vater auf diese traurige Nachricht vorbereiten sollte. Ich fürchtete, daß er mir vorwerfen mögte, ich hätte ihn nicht gehörig vertheidigt, und dieser Gedanke erregte den Entschluß, nicht wieder zu ihm nach Hause zurückzukehren; „eher, dachte ich, soll er den Verlust seiner beyden Kinder beweinen, als den Tod des einen aus meinem Mund erfahren. Ich will nicht

Zeuge seiner Verzweiflung werden; ich entsage auf immer meinem Vaterland, und will forthin entweder die traurigen Ueberreste meines geliebten Bruders aufsuchen, oder seinen Tod durch Verfolgung seiner Mörder rächen." —

Mit diesem Entschluß rafte ich mich auf, und gieng auf ein Dorf zu, das ich in der Entfernung erblickte. Gleich bey meinem Eintritt versammelte ich die Bewohner um mich her, erzählte ihnen mein Unglück, und bewog sie, sich zu bewafnen, und mir zu folgen. Wir eilten zusammen nach dem Hohlweg, wo das Gefecht vorgefallen war, aber ich fand nichts mehr, als die Spuren von dem Blut an der Stelle, wo mein Bruder gesunken war. Hierauf durchstreiften wir den Wald und die umherliegenden Dörfer, aber alles Nachforschen war umsonst, so daß ich endlich des Suchens müde, die Bauren zurückschickte, ihnen etwas Geld gab, und mich aus dieser Gegend entfernte.

Jetzt war ich ganz frey, und nichts hielt mich ab, meiner Neigung zu folgen. Die Malteserritter waren mir von jeher als tapfere Leute geschildert worden, die keine Gefahr scheuten, und da ich wußte, daß sie in beständigem Krieg mit den Türken leben, so beschloß ich, unter ihrer Fahne zu dienen.

Dem zufolge schlug ich, ohne Zeitverlust den Weg nach Marseille vor. Eines Abends verirrte

ich mich in den Gebirgen der Franche Comte' und befürchtete, in der Dunkelheit vollends den Fußstieg zu verlieren, der ohnehin kaum zu passiren war. In dieser Ungewißheit setzte ich mich nieder, in Hofnung, daß der Zufall vielleicht einen Reisenden daher führen könnte; aber nach langem vergeblichen Harren sah ich wohl ein, daß ich die Nacht in dieser Wildniß würde zubringen müssen, weil höchst wahrscheinlich keine menschliche Wohnung hier anzutreffen war.

Mein Entschluß war bald gefaßt, ich legte mich auf dürres Laub unter einem Baum nieder, um mich gegen die Kälte der Nacht zu schützen, und legte zwey geladene Pistolen, die ich gekauft hatte, zu meiner Seite. Der Gedanke an mein Unglück konnte den Schlaf nicht überwältigen, ich war zu sehr ermattet und schlummerte ein, als ich einige Augenblicke nachher durch der Tritt eines Pferdes aufgeschreckt wurde.

Ich horchte begierig, in Hofnung ein besseres Nachtlager als Laub und bloße Erde zu erhalten, als ich von weitem einige Klagetöne vernahm. Kurz hernach erblickte ich ein Frauenzimmer, deren Jugend und Schönheit, troß der Dunkelheit, zu erkennen waren, sie saß mit auf den Rücken gebundenen Händen auf dem Pferd, und ein Mann hinter ihr hielt sie in seine Arme fest. Nebenher gingen zween andere Männer zu Fuß, und die Pracht ihrer Kleidung bewies mir, daß sie von

gutem Stand, und von diesen Leuten mit Gewalt entführt worden. Sie kamen vor mir vorbey, ohne mich zu bemerken, ich faßte meine Pistolen, und schoß nach den beyden Fußgängern, welche sogleich fielen. Hierauf zog ich meinen Degen, um mich gegen den Reiter zu vertheidigen, aber das Pferd war durch das Schießen scheu geworden, riß mit ihm aus, und die Dame fiel ohnmächtig neben mir zur Erde.

Ich hob sie auf, trug sie unter einen Baum, und schnitt mit meinem Degen die Stricke entzwey, mit denen sie gebunden war. Sobald sie sich frey fühlte, kam sie zu sich selbst, fiel mir zu Füßen und bat mich der Unschuld einer Unglücklichen zu schonen. „Sie haben mich, fuhr sie fort, gewiß nicht gerettet, um mich unglücklich zu machen; ich lese in Ihren Zügen die Reinheit Ihrer Absichten; vollenden Sie Ihr Werk, es ist edel in Ihrem Alter schon der Beschützer der Unterdrückten zu werden."

Ihre Stellung und ihr tiefer Schmerz rührten mich ungemein, ich versprach ihr, sie nicht zu verlassen, bis sie in Sicherheit wäre, und bat sie um ihr Vertrauen. Sie wurde dadurch beruhigt, und überließ ihr Schicksal meiner Fürsorge. Ich lud meine Pistolen wieder, und wir entfernten uns von einem Ort, wo wir jeden Augenblick die Rückkunft des Reiters befürchten mußten, sobald er wieder Herr von seinem Pferd würde.

Nachdem wir eine lange Strecke aufs Ohngefähr zurückgelegt hatten, langten wir vor einer armseligen Hütte an, und gingen hinein, um die Nacht darin zuzubringen. Wir erblickten eine Bäurin im Kreis ihrer Kinder, und die ganze Hütte verrieth große Armuth; da wir aber keine andere Wahl hatten, so baten wir sie, uns zu erlauben, daß wir bey ihrem Feuer den Tag erwarten dürften.

Das Weib, welches über unsere Gegenwart und unsern Aufzug, der mit dem der rohen Bewohner dieser Gegend so sehr kontrastirte, ganz erschrocken war, sah uns nebst ihren Kindern mit großen starren Augen an, ohne ein Wort zu erwiedern. Endlich erholte sie sich und sagte, daß wir in dieser Hütte nicht bleiben könnten, weil sie nur aus einem einzigen Gemach bestünde, und kaum für ihre zahlreiche Familie Raum hätte; dagegen wäre ein altes Schloß in der Nähe, welches seit langen Jahren unbewohnt wäre.

Ich erkundigte mich, ob wir noch diesen Abend dies Schloß erreichen könnten; „o ja, erwiederte sie, aber es ist besser für euch, ihr bleibt in dieser Hütte, denn das Schloß ist unsicher, und die Gespenster hausen darin.“ — Ich lächelte und sagte, daß ich entschlossen wäre, die Nacht mit den Gespenstern zuzubringen; sie erschrak, und erzählte mir, um mich abzuhalten, daß jede Nacht ein klägliches Geschrey aus dem Innern dieses Schlos-

ses ertöne, welches öfters durch Kettengeklirre und Donnerschläge unterbrochen würde, und daß mehrere Leute, die sich hinein gewagt, nicht wieder zum Vorschein gekommen wären.

Ich schwankte was ich thun sollte, und meine Reisegefährtin selbst fing an, Gefahr für uns zu ahnden. Endlich aber ermannte ich mich, und schämte mich meiner Furcht. Wenn, dachte ich, die Malteser von deiner Zaghaftigkeit unterrichtet wären, würden sie dich noch in ihren Orden aufnehmen? Zeige dich als Soldat und überzeuge diese Leute, daß ihre Furcht lächerlich ist. So wandte ich mich zu meiner Reisegefährtin, und stellte ihr vor, daß ein alter Aberglaube bey diesen Leuten herrsche, den sie von ihren Vätern ererbt hätten, und daß wir auf alle Fälle in jenem Schloß sicherer seyn würden, als in der Hütte, wo wir Gefahr liefen, überrascht zu werden.

Sie gab endlich diesen Gründen, noch mehr aber den Waffen, die ich bey mir hatte, nach, und beschloß, mir zu folgen. Als wir näher an das Schloß kamen, erkannten wir wohl, daß es bereits lange wüste und verlassen stehen mußte. Unter Begünstigung des Mondscheins fanden wir die Thüre, und fanden in einem untern Zimmer einige alte Mobilien, als Sophas, Tische u. s. w. Ich legte mich auf ein Sopha, konnte aber, ohngeachtet meiner großen Müdigkeit, nicht einschlafen, weil mich ganz neue und bisher unbekannte Ge-

fühle wach erhielten. Meine Blicke waren unverwandt auf die reizende Person gerichtet, die mir zur Seite lag, aber ihr Vertrauen auf mich erstickte jeden aufkeimenden Wunsch; hätte ich meiner Leidenschaft gefolgt, so wäre ich selbst ihr Tyrann geworden, und hätte noch schlimmer gehandelt, als ihr erster Entführer.

Schmerz und Verlegenheit über ihre Lage waren in ihren Zügen zu lesen, und ihre Reize wurden durch einige Thränen erhöht, die den Anblick unwiderstehlich machten. Da wir nun beyde nicht schlafen konnten, so wollten wir lieber die Nacht über uns von unserm Schicksal unterhalten. Ich ersuchte daher meine Gefährtin mir etwas von ihrer Geschichte und den Ursachen ihrer Entführung zu erzählen, welches sie kürzlich folgendergestalt that:

„Mein Name ist Zerbinette, und mein Vaterland die Insel Malta. Ich war noch in der Wiege, als mein Vater, der Graf Florino in einem Gefecht gegen die Türken im Archipelago blieb. Auf Befehl meiner Mutter kam ich vor kurzem nach Frankreich, um eine reiche Erbschaft zu heben, und einer meiner Onkel begleitete mich auf dieser Reise. Er wurde vor meinen Augen von den Räubern ermordet, die sich gar nicht mit Plündern aufhielten, sondern ein Pferd von dem Wagen abspannten, und mich mit Gewalt darauf setzten. Ich konnte ihnen nichts als Bitten und

Thränen entgegen setzen, aber sie blieben taub gegen alle meine Klagen; das Uebrige meiner Geschichte ist Ihnen bekannt; Ihnen danke ich meine Rettung, und werde ewig dankbar für diese Wohlthat bleiben; haben Sie die Güte, mir die Person kennen zu lernen, deren Grosmuth ich Ehre und Leben verdanke." —

Ich befriedigte ihre Neugierde, und verbarg ihr weder meinen Stand, noch meine Abentheuer, noch den unglücklichen Hang, der mich zum Spiel des Schicksals gemacht; ich schloß mit der Versicherung, daß ich nicht eher zufrieden seyn würde, bis ich sie wieder glücklich und ruhig in den Armen der Ihrigen sähe.

Diese letzten Worte hatte ich kaum gesprochen, als ein fürchterlicher Donner sich über unsern Köpfen hören ließ, von dem die Mauren des Zimmers erschüttert wurden, und die Gewölber wiederhallten. Darauf folgten heftige Schläge auf Eisen oder klingendes Metall, und ein Geräusch von Ketten, welche mit Gewalt herumgeschleppt, das ganze Haus mit einem fürchterlichen Lärm erfüllten. Von Zeit zu Zeit vernahm man ein klägliches Geheul, worauf plötzlich wieder ein tiefes Stillschweigen erfolgte, und dann schienen rauhe und jammernde Töne gleichsam unter der Erde hervor zu kommen.

Zerbinette war außer sich, und fiel bey dem ersten Geräusch des Donners in Ohnmacht. Ich

erschrack nicht so sehr, und erklärte mir all diesem Lärm sehr natürlich, nahm meine Vernunft zu Hülfe, und faßte meine Pistolen. So stund ich da, mit dem festen Entschluß, den ersten Gegenstand, den ich erblicken würde, niederzuschießen.

Plötzlich sprangen vier Thüren mit großem Geräusch auf, und es traten acht Figuren herein, die ihrem Aufzug nach eher höllischen Geistern als Menschen ähnlich sahen. Jede hielt in der einen Hand eine Fackel, und in der andern ein Feuergewehr, aber weder ihre Figur noch ihr lächerlicher Aufzug konnten mich schrecken. Weit mehr wirkte der Anblick ihrer Flinten und Pistolen, denn ich sah mich übermannt.

Nun erhob einer von ihnen seine fürchterliche Stimme und fing an:

„Unbesonnener junger Mann! wer machte dich so verwegen, deinen Fuß in diese Wohnung zu setzen? Warum verlachtest du eine Meynung, welche der ganzen Gegend heilig ist, und unsere Ruhe sichert? Wisse nun, daß du das Tageslicht nicht mehr sehen wirst, und daß dein Muth dich dem Schicksal, das deiner wartet, nicht entziehen wird.“ —

Nach diesen Worten wurde ich entwafnet und aus dem Saal hinausgeschleppt. Schrecken und Entsetzen hatten mich stumm gemacht, und ich folgte diesen Barbaren an den Ort meiner Hinrichtung, denn ich zweifelte nicht, daß meine letzte

Stunde geschlagen hatte. Der Tod stand mit allen seinen Schrecken vor meiner betäubten Einbildungskraft, und die entsetzliche Angst meines Herzens ließ mir denselben schon zum voraus schmecken.

So durchzogen wir einen geräumigen Hof, am Ende dessen wir an ein unterirrdisches Gewölbe kamen, welches sich unter der Erde im Kreis herum zu ziehen schien. Noch wußte ich nicht, welche Stelle mein Richtplatz seyn würde; die dickste Finsterniß, die in diesen Gewölbern herrschte, ließ mich keinen Gegenstand unterscheiden, selbst nicht meine Führer, die noch immer die Rolle der höllischen Geister um mich spielten.

Wir hatten bereits mehrere Krümmungen in diesem Labyrinth durchgangen, als ich plötzlich die Töne verschiedener Stimmen vernahm, und zu gleicher Zeit ertönten starke Hammerschläge, von denen das ganze Gewölbe wiederhallte. Meine Angst stieg immer höher, und ich sah nichts als Tod und Schrecken vor mir; je weiter ich fortging, desto banger wurde mir, als plötzlich eine Thüre eröfnet wurde, und ich ein ungeheures Gewölbe erblickte, welches durch eine Menge Feuer erleuchtet wurde, die aus den Oefnungen mehrerer Schmelzofen mit großer Gewalt herausschlugen.

Jetzt glaubte ich wirklich in dem furchtbaren Sitz der Verdammten anzukommen, meine Kniee zitterten unter mir, und ich war einer Ohnmacht nah. Jetzt verließ einer der schwarzen Bewoh-

ner dieser Hölle seinen Ambos, und kündigte mir mein Todesurtheil an; im Augenblick schwebten eine Menge blanker Schwerdter über meinem Kopf, und ich glaubte mich verloren, als der Anführer dieser Cyclopen plötzlich einzuhalten befahl.

„Haltet ein Kameraden, rief er, und vollbringt die That nicht. Dieser Unglückliche erregt mein Mitleid, und sein Alter sollte uns schon entwafnen. Worin besteht sein Verbrechen? es giebt ja untrügliche Mittel, uns vor einer treulosen Verrätherey zu schützen. Laßt uns ihn und seine Gefährtin hier behalten und sie genau bewachen, bis wir reich genug sind, um nichts mehr zu fürchten zu haben."

Hierauf wandte er sich zu mir, und fuhr fort: „Dein Muth und deine Unerschrockenheit haben dich gerettet; wärst du schwach und feigherzig gewesen, wie die gewöhnlichen Menschen, hättest du vor unserm Anblick gezittert, so war dein Leben verloren, dessen du ohnehin nicht werth warst. Unterdrücke also alle Todesfurcht, wir schenken dir und deiner Gefährtin das Leben, und ich habe Befehl gegeben, ihrer Unschuld und Tugend zu schonen."

„Diese Oefen dienen zur Schmelzung der Metalle, und dies Gewölbe ist eine große Schmiede, wo wir seit mehrern Jahren bey Nachtzeit die Münze prägen, die im Lande herum zirkulirt. Betrachte dies Gold und Silber unter den Händen der Arbeiter, wirf einen Blick auf jene Hau-

fen Gold- und Silbermünzen, und du wirst überzeugt werden, daß wir nichts suchen, als Reichthümer. Dies falsche Geld zirkulirt mit dem guten zugleich, und niemand verliert bey einer List, die uns Vortheil bringt. Von aussen kann man das Geräusch unserer Arbeiten nicht hören, noch weniger den Eingang zu dieser Schmiede entdecken. Die Menschen abzuhalten hielten wir für dienlich, sie durch Gespensterfurcht zu schrecken, und die Reisenden, die von den Bewohnern der Gegend davon unterrichtet wurden, nehmen sich wohl in Acht, sich uns zu nähern." —

Diese Rede enthüllte mir mein Schicksal, mein Leben war gesichert, aber die Aussicht in die Zukunft war schrecklich, indem ich den schönsten Theil meiner Jugend, vielleicht mein ganzes Leben in diesem Gefängniß zubringen mußte. Ach! meine bangen Ahndungen gingen bald genug in Erfüllung. Man führte mich in eine dunkle Kammer, welche nur durch ein stark umgittertes Fenster erleuchtet wurde, hinter mir schlug man die Thüre mit großem Geräusch zusammen, und zwey große Riegel wurden im Augenblick vorgeschoben. Ich warf mich auf ein schlechtes Lager von Stroh, und suchte meinen Schmerz durch Thränen zu lindern; tausend niederschlagende Gedanken, die durch das Schrecken des Orts noch vermehrt wurden, bestürmten meine Seele; welches Schicksal! dacht' ich, mußte der Ungehorsam gegen meine Eltern so

hart bestraft werden; aber ich verdiene dies alles, ich verließ sie, und der Schmerz über meine Flucht hat ihnen gewiß das Leben gekostet, ich, die einzige Stütze, der einzige Trost ihres Alters, konnte sie verlassen. —

Ich lag noch in diesen niederschlagenden Betrachtungen vertieft, als die eiserne Thüre meines Kerkers mit großem Geräusch geöfnet wurde: es erschienen zween bewafnete Männer, deren strenge zurückschreckende Miene mir verrieth, daß sie meine Kerkermeister wären. Sie brachten mir Lebensmittel für den Tag, setzten sie stillschweigend vor mir hin, entfernten sich wieder ohne ein Wort vorzubringen, und schlossen die Thüre sorgfältig hinter sich zu.

Mein Zustand gränzte beynah an Fühllosigkeit, der Schlaf selbst floh meinen Augen, ich saß auf meinem Lager starr vor mich hinsehend, und sann über die Seltsamkeit meines Schicksals nach, als ich plötzlich durch rührende Klagen und Ausdrücke des Schmerzens aufmerksam gemacht wurde. Die tiefe Stille der Nacht ließ mich alles ziemlich deutlich unterscheiden, und die Töne schienen mir aus einem Gemach über mir zu kommen.

Die Neugierde trieb mich an mein Gitterfenster, und hier konnte ich deutlich Zerbinettens Stimme unterscheiden, welche ihr Schicksal bejammerte. Ich fühlte eine gewisse Beruhigung,

von ihrem Daseyn überzeugt zu werden, und überließ mich der Hofnung, ihr vielleicht einige Nachricht von meiner Lage geben zu können. In dieser Absicht wollte ich bereits etwas lauter rufen, aber die Furcht gehört zu werden, unterdrückte meinen Willen, und bald hernach schlief ich mit dem tröstenden Gedanken ein, das Schicksal meiner Gefährtin etwas lindern zu können. Ich war kaum eingeschlummert, als dieselben Schreckenbilder, die mir den Tag über erschienen waren, wieder vor meiner Einbildungskraft stunden, doch hatten sie weniger Grausendes, als vorher. Ich sah ein, daß diese Falschmünzer gewohnt waren, jede Nacht die Bewohner der Gegend zu schrecken, um vor jedem Ueberfall gesichert zu seyn, und das Getös, welches mir anfangs die Ruhe und den Schlaf raubte, verlohr nach und nach durch die Gewohnheit vieles von seinem Eindrucke.

Mit der Morgenröthe wurde alles wieder ruhig im Schloß, und nun öfnete ich mein Fenster, um die Lage meines Gefängnisses zu besehen. Es war im ersten Stockwerke des Hauses, und stieß auf einem wüstliegenden Garten, dessen ganze Zierde in einigen alten halbabgestorbenen Bäumen bestund. Einer derselben stund so nahe an meinem Fenster, daß ich die Zweige mit der Hand fassen konnte. Dies brachte mich auf den Gedanken zu versuchen, ob ich meiner Gefährtin einen Brief zubringen könnte, in welchem ich ihr mein Schick-

sal berichten, und von dem ihrigen Auskunft erhalten mögte.

Der Gedanke an ihre Leiden war mir sehr drückend, ich konnte mir nicht verbergen, daß ich die eigentliche Ursache ihres neuen Misgeschicks sey, und dieser Vorwurf peinigte mich unaufhörlich.

Die Ausführung meines Vorhabens war gar nicht leicht, aber Unglück und Nothwendigkeit überwinden leicht die grösten Schwierigkeiten. Ehemals gelang es Philomelen, vermitteist einer Stickerey, ihre Schwester Progne von ihrem traurigen Schicksal zu unterrichten, und so gelang es auch mir, meiner Gefährtin einige Nachricht zuzubringen. Ich zerschnitt nemlich ein weisses Schnupftuch, und schrieb mit der Spitze eines Bleystifts folgendes darauf:

„Wenn Sie mich nicht als den Urheber Ihres Unglücks verabscheuen, so werden Sie durch Lesung dieser Zeilen meinen höchsten Wunsch erfüllen. Meine Leiden drücken mich wenig, mehr aber der Vorwurf, an dem Ihrigen Schuld zu seyn. Meine Lage wird minder hart seyn, wenn ich Ihren Kummer lindere, und durch eine ununterbrochene Korrespondenz etwas zu dessen Erleichterung beytragen kann.“ —

Als ich damit fertig war, sann ich nach, wie ich dies Billet meiner Gefährtin zubringen könnte, und fand endlich ein leichtes Mittel, indem ich

die stärksten Zweige, die ich erreichen konnte, ausriß, und durch zusammenbinden derselben eine Art Stange machte, deren äußerstes Ende bis vor Zerbinettens Fenster reichte. Kurz nachher hatte ich die Freude zu hören, wie sie das Fenster öfnete, um das Tuch von der Stange wegzunehmen, die ich schnell wieder in mein Zimmer zurückzog, um sie vor den Blicken meiner Kerkermeister zu verbergen.

Den folgenden Tag band ich meine Stange wieder zusammen, und reichte sie hinauf, um die Antwort zu erhalten, und Zerbinette, die mein Verlangen errieth, knüpfte ein anderes Tuch daran, auf welchem folgende Worte stunden:

„Ich kann Ihnen das Unglück, das mich betrift, und unter welchem Sie selbst mitseufzen, nicht zurechnen; Sie werden aber daraus lernen, wie nöthig es ist, Ihrem Muth durch Klugheit Gränzen zu setzen. Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme, so hart aber auch mein Schicksal seyn mag, so ist es weit erträglicher, als dasjenige, aus dem Sie mich so großmüthig retteten. Fahren Sie fort, mir Nachrichten von Ihnen zu geben, dies wird meine Lage um vieles erleichtern.“ —

Diese Korrespondenz wurde also fortgesetzt, da es uns aber an Leinwand fehlen konnte, und die Schrift darauf sehr unleserlich ausfiel, so forderte ich von meinem Kerkermeister Bücher und Papier, um mir die Zeit zu vertreiben. Gewöhnlich brachten sie mir mein Essen auf einmal für den ganzen

Tag, und entfernten sich wieder, ohne ein Wort zu reden. Ich erhielt eben so wenig Antwort auf mein Verlangen, allein sie waren doch aufmerksam darauf, und erschienen den folgenden Tag zur gewöhnlichen Stunde mit einigen Büchern, die sie mir gaben, auch Zerbinette erhielt welche, aber Papier und Federn wurden schlechterdings verweigert. Ich half mir, indem ich den Rand der Bücher abschnitt, und dasjenige darauf schrieb, was ich meiner Gefährtin zu wissen thun wollte, und auf diese Art setzten wir unsere Korrespondenz fort. In der Folge hielten wir es der Klugheit gemäß, uns die Billets nur des Nachts zuzureichen, wenn die Falschmünzer bey ihrem Trinkgelag saßen.

Diese gegenseitige Mittheilung gewährte mir so vieles Vergnügen, daß ich anfing mein Schicksal erträglich zu finden. Immer hatten wir uns etwas zu schreiben, denn das Herz mischte sich allmählig ins Spiel, und der ernsthafte Stil der ersten Billets ging nach und nach in eine angenehme Vertraulichkeit über. Ich nannte sie, liebe Freundin; theure Gefährtin u. s. w.; und wenn ich sie gleich nicht sehen konnte, so freute ich mich immer, einige Zeilen von ihrer schönen Hand zu sehen. Zuweilen hört' ich sie singen, und mich beym Namen nennen, und so verschwand nach und nach die Melancholie, und unsere Korrespondenz ließ uns eine viermonatliche Gefangenschaft kaum bemerken.

Endlich eines Tages öfneten meine Kerkermei-ter den Mund, und sagten mir, es hinge nur von mir ab, mein Schicksal zu erleichtern, und mehr Freyheit zu erhalten, wenn ich mich mit ihnen vereinigen und ihre Kunst lernen wollte. Dieser Vorschlag empörte mich, ich verwarf ihn mit Verachtung, und erklärte, daß ich lieber in ewiger Gefangenschaft leben, als ein solches Metier treiben wollte.

Die Erziehung, die ich genossen hatte, flößte mir einen heftigen Unwillen gegen dieses schändliche Gewerbe ein; ich wurde mistrauisch gegen meine Tyrannen, und befürchtete, daß sie mich am Ende dazu zwingen möchten. Andererseits fürchtete ich auch, von meiner Gefährtin dadurch entfernt zu werden, und dieser Gedanke führte ganz natürlich noch andere herbey, die mich überzeugten, daß ich noch weit von dem Ziel meiner Erlösung wäre, wenn ich sie blos allein von dem Zufall erwarten wollte. Durch die Briefe und Billets meiner Gefährtin war mein Herz so sehr gefesselt worden, daß ich das heißeste Verlangen fühlte, sie zu sehen, und ihre Fesseln zu zerbrechen.

Ich fing also an auf die Flucht zu denken, aber je mehr ich nachsann, desto mehr wurde ich von der Unmöglichkeit überzeugt. Mein Gefängniß bestund aus einem sehr dicken Gewölbe, die Thüre war von starkem Eisen, und mit großen Riegeln und Schlößern versehen, die allen meinen Bemü-

hungen und Kräften trotz boten. Ueberdies waren immer Leute auf der Spur, um uns zu beobachten, und wenn die Flucht mislang, so waren wir unvermeidlich verlohren. Wir hatten nur unter zwey Parthieen zu wählen; wurde unsre Flucht entdeckt, so war es um unser Leben geschehen; machten wir hingegen gar keinen Versuch, unsere Freyheit wieder zu erhalten, so blieb uns weiter nichts übrig, als eine ewige und unerträgliche Gefangenschaft.

Dennoch machte ich mich an die Arbeit, um einen eisernen Stab meines Gitters loszubrechen, und dies gelang mir endlich, so daß die Hofnung mich wieder belebte, und ich beschloß alles zu unserer Befreyung zu wagen. Die Nacht war der günstigste Zeitpunkt zur Flucht, und ich wählte die Stunde, wo die Falschmünzer in ihre Schmiede zurückkehrten, nachdem sie das gewöhnliche Schreckensgetöse im Schloß gemacht hatten.

Als die Stunde gekommen war, nahm ich den lockern Stab aus dem Gitter, hielt mich an die stärksten Aeste des Baumes fest, glitt daran herunter, und kam glücklich auf die Erde. Von da ging ich geradeswegs in das Schloß, und nach Zerbinettens Thüre, deren Riegel ich ganz leise zurückschob und sie öfnete.

Meine unerwartete Erscheinung machte sie ganz bestürzt; aber ich ließ ihr keine Zeit zum reden, faßte sie bey der Hand und sagte: „Wir haben

einen Augenblick zu verlieren, fliehen Sie mit
mir; unser Schicksal hängt von dieser Minute ab.“
So zog ich sie fort, und schloß die Thüre wieder
zu. Um aus dem Garten zu kommen, mußten
wir über eine Mauer setzen, die glücklicher Weise
nicht hoch war, die innere Seite war noch mit einem
alten Geländer versehen, das uns zur Leiter dien-
te, ich half Zerbinetten hinauf, und wir entfern-
ten uns so schnell von dem Schloß, daß wir bald
vor aller Verfolgung sicher waren.

Mit schnellen Schritten eilten wir fort, ohne
uns die Zeit zu nehmen, zu reden, und uns unsere
Freude mitzutheilen. Der Tag brach an, und
wir verdoppelten unsere Anstrengung, um ein Dorf
zu erreichen, welches über vier Meilen von dem
Schloß entfernt war. Wir erreichten es glücklich,
und gingen sogleich nach dem Gasthof, um auszu-
ruhen. Hier überließen wir uns der ganzen Fülle
unserer Freude, alle Sorgen, aller Kummer war
verschwunden, und wir fühlten nur das Glück bey-
sammen und gerettet zu seyn.

Ich bewunderte mit innigem Vergnügen Zer-
binettens Reize, und bemerkte, daß unsere Bli-
cke einander oft begegneten, welches ich ganz zu
meinem Vortheil auslegte. Zum erstenmal in
meinem Leben empfand ich jetzt das süße Gefühl
der Liebe, denn bis dahin kannte ich blos den
Wunsch nach Ruhm und Ehre. Zwanzigmal war
ich im Begrif, ihr meine Leidenschaft zu gestehen,

aber immer erstarben die Worte auf meinen Lippen, und die Schüchternheit verschloß mir den Mund.

„Weil Sie denn willens sind, fing sie endlich an, nach Malta zu reisen, so wollen wir diese Reise zusammen machen, ist Ihnen das Glück nicht günstig, so will ich Ihr Schicksal mit Ihnen theilen, wir werden in unserer festen Vereinigung Muth und Stärke finden, alles zu ertragen.“ —

Nie kam mir eine Erklärung gelegener, als diese; ich sagte ihr, daß ich in dieser Vereinigung mein ganzes Glück fände, und daß das Geständniß davon längst auf meinen Lippen schwebte, und ihr nicht ganz unerwartet scheinen müsse. In diesem Ton fuhr ich fort, eine förmliche Liebeserklärung zu thun, über die sie anfangs etwas betroffen schien, so daß ich befürchtete, sie beleidigt zu haben, denn die Kunst der Verstellung war mir damals noch unbekannt. Mein Herz verlangte Liebe, und es schien mir weder beleidigend noch frey, dem Gegenstand meiner Leidenschaft dieselbe zu gestehen. Wahre Liebe und Aufrichtigkeit schienen mir unzertrennlich. Mein Vater, der blos Soldat war, hatte unsere ganze Erziehung nach diesem Maaßstab eingeleitet, und mehr dahin gesehen, gute Soldaten, als galante Herren aus uns zu bilden.

Zerbinette erwiederte endlich mit einiger Verlegenheit, daß alles, was ich bisher für sie gethan,

mir einige Ansprüche gebe; mein aufrichtiges Geständniß könnte ihr in keiner Rücksicht misfallen, und da ich ihr jetzt meine Neigung erklärte, die sie vom ersten Augenblick an bey mir bemerkt hätte, so erröthe sie nicht, mir mit einiger Hofnung zu schmeicheln, die so sehr dem Wunsch ihres eigenen Herzens gemäß wäre.

Wer war nun glücklicher als ich; ich durfte nicht mehr an Gegenliebe zweifeln, und meine schwankende Einbildungskraft lenkte sich nun mit Beruhigung ganz auf die Seite meiner Geliebten. Des Tags über lebte ich von ihren Blicken, des Nachts träumte ich von ihr; wir hatten von der Gefangenschaft zur Freyheit, von dem Elend zum Glück nur einen schnellen Schritt gethan, und genossen die Gegenwart ganz, ohne Furcht wegen der Zukunft.

Nach einigen so glücklichen als angenehmen Reisetagen kamen wir zu Marseille an, wo wir erfuhren, daß binnen drey Tagen ein Schiff nach Malta unter Seegel gehen würde. Ich akkordirte sogleich mit dem Kapitain, und brachte die Zwischenzeit mit Besichtigung der Merkwürdigkeiten dieser Stadt zu.

Mein natürlicher Hang zum Reisen und meine Begierden zu lernen ließ mir wenig Sehenswürdiges entwischen, und ein Seehafen reizte vollends meine Neugierde aufs höchste. Ich lief alle Tage nach dem Hafen, brachte ganze Stunden auf

den Werften zu, und erkundigte mich nach allem, was zur Erbauung eines Schifs gehörte. Hier lagen welche auf dem trockenen Land, andere war man im Begrif vom Stapel zu lassen; dort sammelte man die numerirten Balken und Bohlen, welche zum Geripp eines neuen Schifs dienen sollten. Auf der andern Seite wurde ein Kaufmannsschif ausgeladen, welches mit den Schätzen der Levante angekommen war; wieder ein anderes wurde mit Mundvorrath und andern zu einer langen Reise nöthigen Bedürfnissen beladen.

Einst als ich am Bord dieses Proviantschifs mit der grösten Aufmerksamkeit jeden Winkel durchkroch, und den Matrosen eine Frage nach der andern vorlegte, die sie bald halb, bald mürrisch, bald gar nicht beantworteten, erschien der Kapitain desselben. Mein Aeusseres mußte seine Neugierde reizen, denn nach einigen höflichen Fragen fing er an, sich nach meinem Namen und Stand zu erkundigen, wie auch nach den Beweggründen, die mich hieher an Bord führten.

Ich hatte so wenig Verstellung gelernt, und der Anblick einer Militairperson von diesem Rang prägte mir eine Achtung ein, die mich unfähig gemacht hätte, die Wahrheit zu verbergen. Ein Officier der königlichen Marine schien mir damals ein höheres Wesen, und der Mann hatte so viele Bildung, so viel Feinheit in seinem Betragen, daß ich nicht anstund, ihm mein Vertrauen zu schenken.

Dazu kam noch meine Begierde zu großen Reisen, und die Nothwendigkeit, in Marseille einen königlichen Paß zu erhalten, ohne welchen ich nicht aus dem Hafen kommen konnte, bey welcher Gelegenheit ich mich ohnehin entdecken mußte.

Diese Gründe brachten mich endlich dahin, mich dem Seeoffizier ganz zu entdecken; ich nannte ihm meinen Namen, sagte, daß ich von Paris käme, wo ich meinem aus der Gefangenschaft zurückkehrenden Bruder abgeholt, um mit ihm nach Poitiers zu unsern Eltern zu gehen; erzählte ihm die Räubergeschichte unterwegs, und wie wir getrennt worden. Dabey verschwieg ich aber doch die Bekanntschaft mit Zerbinetten und die Gefangenschaft bey den Falschmünzern. Zulezt bat ich ihn, mir zu einem königlichen Paß zu verhelfen, um mit einem Schiff nach der Insel Malta abgehen zu können, wo meine Familie Freunde hätte, die mir den Eintritt in den Orden erleichtern würden.

Der Kapitain hörte mir mit großer Aufmerksamkeit zu, beobachtete mich dabei mit scharfem Blick, und frug endlich, welchen Zweck ich durch meinem Eintritt in den Maltheserorden zu erreichen hoffte? „keinen andern, sagte ich, als meiner unwiderstehlichen Begierde nach Kenntnissen der Länder und Völker durch Reisen und Unternehmungen Genüge zu leisten.“ — Und wird,

fuhr er fort, Ihr Vater seine Einwilligung dazu geben, wenn Sie diesem Zweck auf einem andern Weg als durch den Maltheserorden vielleicht besser erreichen? — Ich zweifle gar nicht daran, sagte ich, sobald er mir überzeugt wird, daß dieser Weg mich nicht von der militairischen Laufbahn entfernt, zu der ich bestimmt bin.„

„Nun so hören Sie mir aufmerksam zu, fieng der Kapitain an. Ich weiß nicht, was in Ihrer Bildung liegt, das mir gefällt, und Ihnen mein Zutrauen erworben. Sie haben mir Ihre Geschichte und ihre Absichten entdeckt, diese Offenherzigkeit fordert Erwiederung, ich will Ihnen meinerseits eine Eröfnung thun, und Sie werden mir nachher sagen, ob mein Erbieten mit Ihrer Neigung übereinstimmt.

„Mein Name ist Saissac; der König hat mir den Befehl über dieses Proviantschiff anvertraut, welches zu dem Geschwader gehört, so unter dem Kommando des Herrn von la Peyrouse eine Entdeckungsreise um die Welt unternehmen soll. Vermuthlich haben sie von der Ausrüstung und der Bestimmung dieses Geschwaders schon etwas gehört; können Sie sich entschließen, Ihre Reise nach Malta mit einer Reise um die Welt zu vertauschen, so hoffe ich, wenn erst Ihr Vater den Tausch genehmigt, die Erlaubniß von der Admiralität zu erhalten, Sie mitzunehmen, und Ihnen den Grad eines Kadetten der Marine zu verschaffen. Die Gefahren, die Ihrer auf einer solchen

Reise warten, sind nicht zu berechnen; auf Malta werden Sie ungleich ruhiger leben, und höchstens einige Kreuzzüge nach den Sicilianischen und Neapolitanischen Küsten unternehmen, ohne vielleicht ein türkisches Fahrzeug gewahr zu werden. Fühlen Sie sich aber stark genug, das bequeme und wollüstige Leben auf Malta den Stürmen des Oceans und der Südsee aufzuopfern, so sind Sie mir willkommen. Prüfen Sie sich, überlegen Sie alles reiflich, aber Morgen muß ich Ihren Entschluß wissen. „ —

Diese unerwartete Erklärung und die Aussichten, die sie meinem nach Unternehmungen dürstenden Muth eröfnete, wäre mir in jeder andern Lage die willkommenste gewesen; sie war es auch in diesem Augenblick, nur der Gedanke an Zerbinetta lag mir auf dem Herzen, und machte mich unentschlossen; sie heimlich zu verlassen, und davon zu seegeln, wäre eine Niederträchtigkeit gewesen, die mein Herz empörte; wie konnte ich aber von ihr erwarten, daß Sie mir folgen würde? Ihre Absicht war nach ihrem Vaterland Malta zu kommen, wie konnte ich aber von einem jungen in aller Gemächlichkeit des Wohlstands erzogenen Mädchen den Entschluß erwarten, daß sie ihrem Vaterland, ihrer Familie, allen Freuden des Lebens entsagen, und mit mir eine Unternehmung wagen würde, vor deren Gefahren mancher Mann zurückbebte?

In solche Gedanken vertieft und kämpfend mit mir selbst kam ich nach unserm Gasthof zurück, wo ich Zerbinetten voller Erwartung fand, den Tag unsrer Abreise von mir zu hören. Herzen, die sich verstehen, errathen sich leicht; sie las auf meinem Gesicht, daß mich etwas beunruhigte, und wollte die Ursache wissen; ich lies mich nicht nöthigen, ihr alles zu erzählen, was zwischen mir und dem Seekapitain vorgefallen war, denn wozu hätte das Heucheln geholfen, mein Schicksal mußte binnen vier und zwanzig Stunden entschieden werden, und konnte ihr nicht verborgen bleiben; es war also auf alle Fälle besser, ihr die Wahrheit zu gestehen, als mir nachher den Vorwurf der Unredlichkeit zuzuziehen.

Sie hörte mich mit einer Aufmerksamkeit an, die an Betäubung gränzte, und konnte eine Weile nichts antworten. Endlich faßte sie sich zusammen, und fieng an: „Sie wollen mich also verlassen! und können mir dieses so gelassen eröfnen? freilich muß das Andenken an ein schwaches Mädchen, das sich Ihrer Großmuth bisher so blindlings anvertraute, der Begierde nach ruhmvollen Unternehmungen, und dem Reiz eines künftigen berühmten Mannes weit zurückstehen! Männer fühlen nicht wie wir, und sobald die Ehre winkt, werden wir aufgeopfert. —

Hier folgte eine lange Pause, sie lag mit dem Kopf in die Hand gestüzt auf dem Tisch, sah un-

beweglich auf eine Stelle und schien in heftigem Kampf mit sich selbst. „Und doch! fuhr sie endlich hastig auf; doch sind wir Weiber nicht minder entschlossen, wenn unser Herz es heischt, Ruhm und Ehre vermögen freilich das nicht über uns, aber ich will Ihnen Ritter nun einen Beweis geben, was Liebe vermag. Ich verberge mir keine der Gefahren, keine der Mühseligkeiten die mich erwartet, ich setze Pflicht und guten Ruf aufs Spiel, und folge Ihnen, wohin Sie mich führen. Urtheilen Sie nun, wer von uns beiden inniger liebt.„ —

Was sollte ich hierauf antworten! was blieb mir übrig, als mich ihr zu Füßen zu werfen, und mit Freudenthränen für diese Aufopferung zu danken! Ich schwur, indem ich ihre Hände an mein Herz drückte und mit glühenden Küssen bedeckte, daß ich nie mein Schicksal von dem ihrigen trennen, daß ich sie nie verlassen würde, von welcher Art unser künftiges Geschick auch seyn mögte. Sie schien beruhigt, drückte mir die Hände und frug, wie ich es einzurichten gedächte, um sie mit an Bord nehmen zu dürfen?

Diese Frage war sehr natürlich, und doch war ich nicht darauf vorbereitet, weil ich einen solchen Entschluß von ihr nicht erwartet hatte. Als Frauenzimmer konnte ich nicht erwarten, von dem Kapitain die Erlaubniß zu erhalten, sie an Bord zu nehmen, wir hätten beide in seiner Meinung zu sehr verlohren, und vielleicht würde er

mir selbst sein Wort zurückgenommen haben. Es war auch aus mehrern leicht zu errathenden Gründen nicht leicht möglich, sie für meinen Bruder auszugeben, da der Kapitain meine Geschichte bereits wußte, und das Schiffsvolk die Unähnlichkeit unsrer Züge leicht bemerken, und Folgerungen daraus ziehen konnte, die uns beiden, am wenigsten aber meiner Geliebten, sehr ehrenvoll waren.

Wir kamen endlich überein, daß ich sie für einen meiner Jugend- und Schulfreunde ausgeben wollte, der mir bis hieher gefolgt, und sein Schicksal unauflöslich mit dem meinigen verknüpft hätte. Sobald wir hierüber einig waren, brachten wir den übrigen Theil des Tages unter wechselseitigen Liebkosungen und Versicherungen einer ewigen Treue zu; die Stunden schwanden uns wie Augenblicke, und keines von uns dachte wieder an die Wichtigkeit des Schritts, den wir zu unternehmen im Begriff stunden.

Den folgenden Morgen eilte ich zu Herrn von Saissac, und erklärte, wie ich willens wäre, ihn auf seiner Unternehmung zu begleiten, wenn ich anders die Erlaubniß erhalten könnte, meinen bisherigen Reisegefährten mitzunehmen. Es würde höchst unbillig und grausam seyn, sezte ich hinzu, wenn ich ihn, der bisher Freude und Leid treulich mit mir getheilt, nunmehr verlassen wollte. Der Kapitain fand keine Schwierigkeit, ihn mitzuneh-

men, nur mußte ich ihm versprechen, für das Betragen meines Freundes zu haften.

Von hier giengen wir nach der Admiralität, wo er mich den Direkteurs und Inspektoren vorstellte; sein Ansehn und seine Empfehlung verschafften mir die beste Aufnahme, und zwey Tage hernach erhielt ich meine Bestallung als Seekadet. Da aber diese Stelle keinen Gehalt abwirft, so übertrug mir Kapitain Saissac die Rechnungen über das Proviantwesen am Bord zu führen, und verschafte mir hierdurch einen hinreichenden monatlichen Gehalt.

Noch denselben Abend erhielt der Kapitain Befehl von der Admiralität, sich seegelfertig zu halten, um mit ersten günstigem Wind in See zu gehen. Wir schickten uns eiligst zur Abreise an, und alles begab sich an Bord; Zerbinette nahm sich in ihrer männlichen Kleidung und langen Schiffshosen allerliebst aus, und die Sprache ausgenommen, konnte man sich leicht verführen lassen, sie für einen hübschen sechszehnjährigen Jüngling zu halten; nur wenn sie sprach, verrieth der Ton ihrer Stimme, daß kein Männerherz unter ihrem Busen schlug.

Selbst der Kapitain wurde durch diese Verkleidung getäuscht, und empfieng sie sehr freundlich. Wir mußten freilich einen Roman erdichten, um ihm etwas von ihren vorgeblichen Begebenheiten erzählen zu können, er lies sich aber leicht befrie-

digen, und wies uns beiden eine gemeinschaftliche Kammer über seiner Kajüte an.

Kurz vor unsrer Abreise stellte mich mein Kapitain noch dem Kommandanten des Hafens von Marseille, Helyot vor, bey welchem ich noch eine kleine Probe bestehen mußte. Dieser Mann kannte meine Familie dem Ruf nach, und mogte vielleicht vermuthen, daß ein Abentheuer mich hieher geführt, denn seine erste Frage war, ob ich auch die Einwilligung meiner Eltern zu dieser Reise erhalten hätte? Ich konnte einen solchen Mann unmöglich belügen, um so weniger in Gegenwart meines Kapitains, und gestund, daß ich sie zwar noch nicht hätte, aber auf einen Brief, den ich abgeschickt, noch während meinem Daseyn zu erhalten hoffte. Er schien nicht ganz damit zufrieden, da jedoch die Sachen nicht mehr zu ändern waren, so empfahl er mich der besondern Aufsicht des Kapitains und wünschte uns eine glückliche Reise.

Der Wind, der sich anfänglich günstig gezeigt hatte, wand sich plötzlich, und blieb mehrere Tage anhaltend kontrair, und da ich einige Uebelkeiten von der Seeluft empfand, so bat ich den Kapitain um Erlaubniß, nur noch einmal ans Land gehen zu dürfen. Ich erhielt sie unter der Bedingung, mich auf das erste Signal am Bord einzufinden, widrigenfalls er ohne mich und meinen Freund absegeln würde.

Solang ich mit Zerbinetten am Land blieb, hielt ich mich immer in der Nähe des Hafens auf, um jeden Augenblick bereit zu seyn. Eines Abends trafen wir in unserm Gasthof einen neu angekommenen Mahler an, dessen Betragen uns so gefiel, daß wir uns näher mit ihm einließen; er reiste auf seine Kunst, und erbot sich, Zerbinetten, oder wie ich sie nannte, den Ritter Desnos zu mahlen. Mir war dies ein erwünschtes Anerbieten, da ich lange nach dem Besitz ihres Portraits getrachtet hatte, und wir wurden um den Preis leicht einig. Zum Glück blieb der Wind so lange kontrair, aber es war hohe Zeit, daß es fertig wurde, denn noch dieselbe Nacht wurden wir früh gegen zwey Uhr an Bord gerufen.

Es dauerte bis früh gegen sieben, bevor wir völlig mit unsern Seegeln in Ordnung waren; wir stunden alle auf dem Verdeck, das Ufer war mit einer unzählichen Menge Zuschauer besezt, die ihre Hüte schwangen und uns glückliche Reise wünschten; wir erwiederten es mit dem Glas in der Hand, und entfernten uns nach und nach aus ihrem Gesicht.

Der Kapitain hatte Ordre, nach der Meerenge von Gibraltar zu seegeln, und dort noch ein anderes Schiff, das zu dem Geschwader des Herrn von la Peyrouse gehörte, mitzunehmen. Der Wind war uns sehr günstig, und wir verloren

Marseille und die Küsten von Frankreich sehr bald aus dem Gesicht. Es fiel uns gar nicht ein, daß die See so wie das Land ihre Räuber hätte, und daß wir in der Nähe derselben herumkreuzten, auch wußten wir nicht, daß Frankreich damals mit Algier in Feindschaft lebte. Diese Unwissenheit vermehrte unsere Freude, und Zerbinette und ich dachten nur an das Glück, ungetrennt beisammen zu leben, und alle Schicksale, die uns der Himmel vorbehalten hätte, miteinander zu theilen. Kein anderer Gedanke fand Raum in unserm Herzen, wir glaubten uns über alle Unglücksfälle erhaben, und rechneten auf ein ungestörtes Glück.

Die Schiffsmannschaft war munter und fröhlich, ein günstiger Wind und ein heiterer unbewölkter Himmel schmeichelten uns mit einer angenehmen und glücklichen Reise. Man sezte sich Gruppenweis auf dem Verdeck herum, die Matrosen und Seesoldaten erzählten einander ihre Abentheuer, die andern sprachen von Entwürfen und Handelsspekulationen, die sie unterwegs an den Küsten, wo wir landen würden, ausführen wollten, und alle waren vergnügt. Ich und Zerbinette brachten den grösten Theil des Tages in der Gesellschaft des Kapitains und seines ersten Schiffslieutenants zu, die sich Mühe gaben, uns in der Schiffahrt und Segelkunst zu unterrichten, und uns alles erklärten, was zur Regierung eines Schiffs in See erforderlich ist.

In dieser angenehmen Gesellschaft hatten wir bereits einige Tage zugebracht, als eines Morgens bey Anbruch des Tages unser Steuermann zwey Galeeren entdeckte, welche gerade auf uns zusteuerten, da er sie anfangs nicht recht erkennen konnte, so wich er ihnen auch nicht aus, sondern gab blos die gewöhnlichen Signale, die aber nicht beantwortet wurden. Endlich als wir uns bis auf einen Kanonenschuß einander genähert hatten, erkannten wir sie für Algierische Korsaren.

Wir beschlossen uns nach Möglichkeit zu wehren, ohnerachtet sie uns an Mannschaft weit überlegen waren; ihr Angriff war wüthend, und wir trieben sie zweymal zurück, und gaben ihnen beide Lagen unsers groben Geschützes; bis sie endlich uns den Wind abgewannen, ihre Haken auswarfen und enterten.

Nun begann ein fürchterlicher Kampf, man stritt Mann gegen Mann, und in wenig Minuten war das Verdeck mit Todten und Verwundeten bedeckt; die größere Anzahl Algierer, die herumgestreckt lagen, bewies jedoch, was Verzweiflung und Muth bey Leuten vermogte, die sich im Begriff sehen unterdrückt zu werden. Aber ohnerachtet dieser muthigen Gegenwehr mußten wir doch endlich der Uebermacht der Barbaren unterliegen; wir fochten noch immer, obgleich alles verloren war, bis endlich die Drohung des Algierischen Kapitains, daß er uns sämtlich wolle nieder-

hauen lassen, wenn wir uns nicht im Augenblick ergäben, dem Gemezel ein Ende machte. Die Aussicht eines unvermeidlichen und fruchtlosen Todes brachte uns nun auf andere Gesinnungen, wir warfen unsere Waffen hin, und ergaben uns auf Discretion. So rufen wir oft in dem Gedräng des Unglücks den Tod zu Hülfe, und sobald er erscheint, beben wir vor Entsetzen zurück, denn das Schicksal, das uns bey diesen Barbaren erwartete, war weit schlimmer, als der Tod selbst.

Das natürliche Gefühl der Selbsterhaltung ließ uns nicht in die Zukunft sehen, und der Verlust unserer Freyheit schien uns ein erträgliches Unglück, wie wenig würden wir aber unser Blut und Leben geschont haben, wenn wir die Sclaverey ahndeten, die uns zubereitet war. Wir versuchten zwar alles, um unsere Ueberwinder zu erweichen, aber weder Unterwürfigkeit noch Bitten konnte sie bewegen, wir wurden gebunden, die Ladung getheilt, und dann gingen sie nach Algier unter Seegel.

Bey all diesem Unglück hatte ich noch den Trost, das Portrait meiner Geliebten zu retten, welches ich an einer goldenen Kette auf der bloßen Brust trug; ich mußte unterdessen mit dem Gefühl des tiefsten Schmerzens zusehen, wie ihre zarten Glieder mit Ketten gefesselt wurden, die sie verwundeten, und unter deren Last sie beynahe erlag. In diesem Zustand näherte sie sich mir, und

sagte mit leiser Stimme: „wenn je mein jetziges Unglück sich wieder endet, so werde ich mein Glück mit Dir theilen; laß Dich diese Hofnung aufrichten; wir sind noch glücklich, beysammen zu seyn, und die Liebe wird unser Elend erleichtern helfen."

So sprach sie und hob ihre Augen gen Himmel, während die Korsaren ihr Flehen und ihre Thränen nur mit Drohungen und finstern Mienen beantworteten. Meine gröste Furcht war, daß man ihr Geschlecht entdecken mögte, und dann war unsere Trennung unvermeidlich. Dies geschah auch noch, während wir am Bord waren, bey Gelegenheit einer Ohnmacht, die ihr zustieß; die Korsaren, die sie wieder zu sich selbst brachten, entdeckten die Wahrheit, und von diesem Augenblick an wurde sie in die Kajüte des Kapitains verschlossen.

Bald nachher liefen wir mit einem günstigen Wind in den Hafen von Algier ein, wo uns das am Ufer versammelte Volk mit lautem Jubelgeschrey und Händeklatschen bewillkommte. Die Schönheit und Größe unsers Schifs, das die Korsaren hinterdrein schleppten, und die reiche Beute, die sie gemacht hatten, lokte eine unzähliche Menge Volks an den Strand, um Zeuge unserer Erniedrigung zu seyn.

Sobald wir ans Land gestiegen waren, führten mich zween Algierer zu einem Muselmann, dessen Sclave ich zu seyn bestimmt war. Ich machte noch einen Versuch, und beschwor sie mit Thrä-

nen, mich nicht von Zerbinetten zu trennen, und uns beyde an einem Herrn zu verkaufen; aber die ganze Antwort, die ich erhielt, bestand darin, daß sie bereits für einen andern Herrn bestimmt wäre. Bey diesen Worten verlohr ich die Besinnung, meine Kniee wankten unter mir, ich schrie laut und weigerte mich weiter zu gehen, aber man verstärkte meine Begleitung und schleppte mich fort, während ich immer noch zurücksah, um meine Geliebte zu erblicken.

Als ich vor meinem neuen Herrn erschien, befahl er mir vor ihm niederzuknieen, indem kein Sclave anders, als in dieser erniedrigenden Stellung sich vor ihm zeigen dürfe. Ich bemerkte in der Physiognomie dieses Türken etwas Finsteres und Wildes, welches ein Herz verrieth, das kein Mitleiden kannte. Dies war auch sein Character, er wußte blos Sclaven zu beherrschen und sie zittern zu machen; in die Hände eines solchen Menschen war ich nun gefallen.

Dieser Türke, dessen Name Zamor, war der letzte Erbe seiner Familie, die ihm unermeßliche Schätze hinterlassen hatte; die meisten seiner Verwandten und seine Brüder waren in einem Treffen gegen die Christen geblieben, und er hatte bey dieser Gelegenheit ein Gelübde gethan, sie an den Gefangenen, die ihm in die Hände fielen, zu rächen. Vorzüglich war er gegen die Malteser erbittert, welche jenes Treffen gewonnen hatten,

kaufte deren, soviel er haben konnte, ließ sie in der härtesten Sclaverey schmachten, und wenn er sie durch Strapatzen und Arbeit erschöpft hatte, verkaufte er sie wieder an Sclavenhändler, um andere dagegen einzutauschen.

Sobald er mich erblickte, fing er an auf mich und unsere Nation zu schimpfen. „Christ! fing er an, weil dich denn das Schicksal in meine Hände geliefert, so sollst du fühlen, was die Rache eines Muselmanns vermag, dessen Freunde und Verwandte durch die Deinigen umgekommen sind.“ — Ich versuchte sein Mitleid zu erregen, aber weder meine Worte, noch mein jugendliches Ansehen, (ich war kaum siebzehn Jahr alt) konnten ihn erweichen. Er unterbrach mich mit neuen Drohungen, warf einen Blick voll Wuth und Verachtung auf mich, und befahl seinen Leuten, mich in den finstersten Kerker zu werfen.

Ich verließ ihn mit verzweiflungsvollen Herzen, einem so barbarischen Menschen in die Hände gefallen zu seyn, und nichts von dem Schicksal meiner Geliebte erfahren zu können. Der schreckliche Abstand zwischen meinem vorigen Umgang mit ihr und dem Kapitain, und meiner jetzigen Lage empörten mich gegen die Härte des Schicksals, ich sah nichts als eine ununterbrochene Kette von Elend vor mir, und doch wähnte ich nicht, daß diese Schreckbilder meiner Einbildungskraft so treulich in Erfüllung gehen würden.

Meine Führer brachten mich in einem geräumigen Hof, wo ich zu beyden Seiten eine lange Reihe von Gefängnissen erblickte, in welchen Christen geschmachtet hatten; man wies mir das dunkelste davon zu meinem Aufenthalt an. Hier warf ich mich aufs Stroh nieder, und überließ mich meinem Jammer, nachdem ich einen Strom von Thränen vergossen hatte, fuhr ich nach dem Porträt meiner Geliebten, um mich durch diesen Anblick zu trösten, aber es war bey der Dunkelheit meines Kerkers nicht möglich einen Zug zu unterscheiden, ich drückte es gegen mein Herz und gegen meinen Mund, benetzte es mit Thränen, und dachte an die Unglückliche, um derentwillen sie flossen.

Einen ganzen Monat lang brachte ich hier zu, ohne daß mir vergönnt wurde, das Tageslicht zu sehen; meine Augen, die an die Finsterniß gewöhnt waren, konnten den Glanz des Lichts nicht mehr ertragen; mein Körper war abgezehrt und meine Züge verschwunden; selbst meine Geliebte würde mich nicht mehr erkannt haben.

Endlich wurde ich aus diesem Schreckensort hervorgezogen, um mit den übrigen Sclaven an der Grabung eines tiefen Kanals in den weitläuftigen Gärten meines Herrn zu arbeiten. So hart und erschöpfend diese Arbeit auch war, so gewährte sie mir Linderung meines Elends, indem mein Geist dadurch Zerstreuung erhielt. Mit Anbruch

des Tages wurde ich aus meinem Kerker heraus⸗gelassen, ging dann an die Arbeit, und mit Unter⸗gang der Sonne sperrte man mich wieder ein, um die Nacht zuzubringen, welches die einzige Ruhe⸗zeit war, die mir vergonnt wurde.

Den ganzen Tag durfte ich den Spaten oder die Hake nicht aus der Hand legen, und mußte ohne Ausruhen die Erde umgraben, indem die Auf⸗seher die strengsten Befehle von Zamor hatten, uns nicht zu schonen, und so war es uns bey der drückendsten Hitze des Tages nicht erlaubt, unsere Arbeit nur einige Minuten einzustellen.

An einem schwülen Mittag, wo die Aufseher sich einen Augenblick entfernt hatten, legte ich mich vor Erschöpfung auf das Gras nieder, und ver⸗sank augenblicklich in den tiefsten Schlaf. Kaum hatte ich aber diese Süßigkeit einige Minuten ge⸗nossen, als die Aufseher zurückkamen, mich auf die umbarmherzigste Art schlugen, und halb ohn⸗mächtig in meinem Kerker zurückwarfen.

Diese barbarische Behandlung und die übrige Lebensart, die ich führen mußte, brachten mich von allen Kräften, und ich glaubte nicht lange mehr widerstehen zu können. Geist und Körper waren zugleich erschöpft; meine ganze Nahrung bestund in Wasser und Brod, und mein Strohlager war seit meiner Ankunft nicht erneuert worden. So stark auch sonst meine Leibesbeschaffenheit war, so fühlte ich doch, daß ich diese Behandlung nicht

lange mehr würde ertragen können; besonders war mir diese Nacht beynah unerträglich, und meine Schmerzen waren so heftig, daß ich zuweilen laut schreyen mußte, welches aber von niemand gehört wurde.

Mein Aufseher, der mich den andern Morgen in diesem Zustand fand, hinterbrachte seinem Herrn, daß ich bey fernerer Arbeit nicht wohl lange leben mögte, worauf Zamor einwilligte, mir einen andern Kerker anzuweisen, blos, wie er sich ausdrückte, um meine Quaalen mit der Fortdauer meines Lebens zu verlängern. Dagegen bat ich, man mögte mich daselbst lassen, weil ich ohnehin nicht länger leben könnte, und meinem Tod mit Verlangen entgegen sähe.

Dessen ohngeachtet wurde ich in ein anderes Gefängniß gebracht, wo ich ein schlechtes Bett erhielt; sogar der Arzt des Hauses mußte kommen, und an meiner Genesung arbeiten. Seine Mittel und Zamors Aufmerksamkeit auf meine Behandlung stellten mich wieder her, aber kaum konnte ich mich wieder aufrecht halten, so mußte ich wieder an die Arbeit, und die einzige Begünstigung, die ich erhielt, bestand darin, daß man mir meinen neuen Kerker ließ, und mir eine gesundere Nahrung reichte. Ich hatte wenigstens den Trost, das Porträt meiner Geliebten nach Belieben betrachten zu können, welches ich bey dem geringsten Geräusch sorgfältig verbarg.

Drey Monate nachher erfuhr ich, daß Zamor neue Sclaven erhalten hätte, und daß er uns, seiner Gewohnheit nach, wieder verkaufen wollte. Diese Nachricht verursachte mir eine solche Freude, daß ich beynah einen Rückfall in meine Krankheit bekommen hätte; ich wurde wirklich einige Tage krank, erholte mich aber doch wieder, und wenig Tage nachher wurden uns die Fesseln abgenommen.

Den folgenden Morgen wurden wir ans Ufer getrieben, und an neue Herren verkauft. Ich verließ Zamorn, den ich nur ein einzigesmal gesehen hatte, ohne Bedauern, schwerer wurde mir die Trennung von vier andern Sclaven, die mit mir unter der eisernen Ruthe dieses Barbaren geseufzt hatten. Das Unglück hatte Freundschaft unter uns gestiftet, und ich ließ sie mit herzlichem Bedauern in ihren Fesseln zurück.

An dem Ufer traf ich eine Menge Christensclaven an, die mit Ketten beladen nach der Stadt zu getrieben wurden, und unter welchen ich diejenigen am meisten bedauerte, die das Unglück hatten, in Zamors Hände zu fallen. Der Anblick dieser Unglücklichen mußte jedem Menschen Thränen auspressen, nur keinen Algierischen Barbaren, und ich entfernte mich schnell von dieser traurigen Scene.

Mein neuer Herr war ein Seeräuberkapitain, und ob er gleich kein Mitgefühl für das Elend anderer hatte, so war er wenigstens nicht grausam, wie Zamor. Von seiner Jugend auf zur See-

räuberey und Sclavenhandel erzogen, kannte er keinen andern Gott, als das Gold, er war kein Wüterich, aber die Habsucht hatte sein Herz längst allen andern Gefühlen der Menschheit verschlossen. Das Leben eines Menschen hatte nur in sofern einen Werth in seinen Augen, als dadurch seine Schätze vermehrt wurden, die er durch die Sclaverey einer Menge Unglücklicher zusammen gescharrt hatte. Mein jetzt milderes Schicksal schien mir immer noch eben so schrecklich; ich glaubte meine Freyheit auf immer verlohren zu haben, und den Nacken fernerhin unter einem unerträglichen Joch beugen zu müssen. Selbst die Hofnung, Zerbinetten einst wieder zu finden, verschwand, und die häufigen Thränen, die ich vergoß, nährten nur meinen Schmerz und meine Verzweiflung.

Wir seegelten von Algier nach Salé, wo mich der Kapitain, mein Herr, den Händen des Aufsehers seiner Sclaven übergab. Dieser letztere befahl mir gleich den andern Tag, ihm zu folgen, und wir unternahmen eine Reise durch die schrecklichste Wüstenev; die glühende Sonne verbrannte die Bäume, und vertrocknete Pflanzen und Wurzeln, und das ausgesogene halb gedörrte Erdreich stellte nichts als eine unabsehliche, öde Sandfläche dar. In dieser Gegend hatte mein Herr seine Besitzungen, hier sollte ich unter den härtesten Arbeiten an der Sonne verdorren, mit dem übrigen Haufen niedriger Sclaven leben, und im eigentlichsten Sinn mein Brod mit meinem Schweiße benetzen.

Das Schicksal machte jedoch der Tiranney dieses wilden Afrikaners bald ein Ende, indem es mir Mittel darbot, meine Fesseln zu zerbrechen. Ich ersah eines Tages die Gelegenheit, zu entwischen, nachdem ich mich vorher, auf seine Unkosten, mit einigen Waffen zu meiner Vertheidigung, und den nothwendigsten Bedürfnissen zur Erhaltung, versehen hatte. So eilte ich in der Wüste, zwischen den schrecklichsten Felsen und Höhlen fort, welche selbst den rohen Bewohnern dieser Gegend unbekannt sind; die Sonne brannte auf meinen Scheitel, aber troß der unerträglichen Hitze setzte ich meinen Weg immer weiter fort, um nur meine unglückliche aber freie Existenz vor den Augen der Menschen zu verbergen. Wenn diese Gebirge bewohnt sind, dachte ich, so können nur rohe und unwissende Menschen sich hier aufhalten, deren Herz weder der sanften Freude noch dem Mitleid offen ist. Ihre Kenntnisse erstrecken sich wahrscheinlich blos auf ihre Handarbeit, und so kann ich unbekannt und ruhig unter ihnen wohnen.

So ging ich immer ruhig fort, und nährte mich blos von Wurzeln und dem Wild, das ich zuweilen schießen konnte, bis ich nach mehrern beschwerlichen Tagereisen endlich in einem Thal ankam, welches rings um mit steilen Felsen und waldigten Bergen eingeschlossen war; eine schreckliche Dürre und eine tiefe Stille verbreitete rings umher Schauer und Entsetzen. Diese Wohnung war einem flüchtigen Sclaven, und einem vom Schick-

sal und Menschen verfolgten Sterblichen angemessen.

Die nahe Waldung erleichterte mein Unternehmen, ich flocht mir mit starken Zweigen eine Hütte zusammen, und bedeckte sie mit Moos. Hier schlug ich meine Wohnung auf, und überließ mich meiner Schwermuth. Ich verglich zuweilen meine vorigen glücklichen Tage mit den jetzigen, und der Kontrast derselben preßte mir heiße Thränen und laute Seufzer aus, welche von dem Echo, das bisher nur die grobe Stimme der Hirten oder der Holzfällenden Wilden gehört hatte, täglich wiederholt wurden.

Ich hatte weder Bücher noch sonst etwas, um meinen Kummer zu zerstreuen, und die Wildniß rings um mich her, konnte weder meine Aufmerksamkeit fesseln, noch mein Herz erleichtern. Statt der blumigten Wiesen und schlängelnden Bäche, die meine Jugend gesehen hatte, stürzte nicht weit von mir ein fürchterlicher Wasserfall von dem Felsen herunter, der Zweige, Steine und Wurzeln mit sich fortriß, und dessen Getöse dem Gebrüll tobender Wellen gleich kam.

Diese fürchterliche Einsamkeit, so angemessen sie meiner Lage war, erregte zuweilen Zittern und Angst in meiner Seele, dazu kamen noch die traurigen Rückbilder in die Vergangenheit; ich sah mich schon im siebzehnten Jahr von aller Welt verlassen, und in eine fürchterliche Wüsteney eingesperrt; ich überlegte den Wechsel der Dinge, und

rief mir alle Begebenheiten zurück, die mich seit meiner Abreise aus dem väterlichen Hause betroffen hatten; dazu kam auch die Reue, dem Rath meines Vaters nicht gefolgt zu haben, der mich bey sich behalten wollte, und nur meiner Laune Gehör gegeben hatte. Ich fand endlich, daß ich mein jetziges Schicksal verdient, und nicht Ursache hätte, mich darüber zu beklagen; fiel mir aber Zerbinette, mein Umgang mit ihr, und die Hofnungen, mit denen wir uns geschmeichelt hatten, ein, so konnte ich mich der Thränen nicht länger enthalten.

So verflossen mir unter den Vorstellungen der tiefsten Schwermuth eine große Anzahl Tage, ohne andere Gesellschaft, als die der dürren Felsen, der wüsten Wälder, und einiger wilden Vögel, die ich mit meiner Flinte schoß, um mein trauriges Daseyn zu erhalten.

Eines Tags, als ich in meinem Kummer versenkt, mit ungewissen Schritten in dem nahen Gehölz umherwankte, wurden meine Augen plötzlich durch einen ganz unerwarteten Anblick überrascht, und ich erkannte durch das Gesträuch sehr deutlich eine weibliche Figur, die mit Bogen und Pfeilen bewafnet war. Sogleich eilte ich auf sie zu, aber sobald sie mich gewahr wurde, entzog sie sich meinen Blicken, und verlohr sich in das Dickigt des Waldes; ich setzte ihr nach, konnte sie aber, so schnell ich auch lief, nicht erreichen, und verlohr sie endlich ganz aus dem Gesicht.

Traurig und niedergeschlagen kehrte ich nun zurück, und hatte Stoff genug zu neuen Betrachtungen. Das Land, dachte ich, ist also nicht unbewohnt; aber welches Volk kann hier wohnen? die Seeräuber dringen nicht so tief in die Wüste; polizirte Völker können diese Gegend nicht zu ihrem Aufenthalt wählen, also müssen es Wilde seyn, die sich hier niedergelassen haben. Ich entfloh also meinen Tyrannen, um hier einen gewissen Tod zu finden . . . doch wie kann ich diesen in meiner Lage fürchten? ist er vielmehr nicht ein Geschenk des Himmels!

Dann dachte ich wieder an die Erscheinung des Mädchens, die ich gesehen hatte. Ich glaubte in flüchtigem Anblick eine Menge Reize an ihr entdeckt zu haben; sie war lang und schön gebaut, und eine dichte Reihe langer Haare bedeckte ihre Schultern. Ihr Körper war weiß, und ihre Figur schien reizend; von den Hüften an verbarg sie mir das Gesträuch.

Ich riß mich nun von allen andern Gedanken los, und beschloß, neue Versuche zu machen, um die Wohnung dieser reizenden Wilden zu entdecken, die ich endlich auch, nach unablässigem Durchsuchen der ganzen Gegend in der Höhle eines Felsens entdeckte. Sie war eben ausgegangen, aber die verschiedenen Gegenstände, die ich rings um erblickte, bestärkten mich in dem Gedanken, daß sie hier wohnen mußte. Ich sah rohes Fleisch und eine Menge geschossener Vögel in einer Rohrmatte

eingewickelt; auch erblickte ich ein Lager von Moos, und einige hin und wieder zerstreuete Pfeile; neben der Grotte floß ein kleiner Bach, in dem sich Fische aufhielten, auch bemerkte ich Tücher und verschiedene andere Mobilien, aus denen ich schloß, daß diese Wilden mit den Europäern oder mit den Algierern Handel treiben müßten.

Nachdem ich alles dieses in Augenschein genommen, verließ ich die Grotte, und bemerkte mir genau die Lage derselben, und die umliegende Gegend, damit ich einst wieder dahin zurückkehren könnte, wenn ich erst nähere Bekanntschaft mit meiner schüchternen Wilden gemacht haben würde. Ich begegnete ihr auf dem Rückweg; diesmal schien sie mich nicht zu fliehen, vielmehr spannte sie ihren Bogen, und drohte einen Pfeil auf mich loszudrücken. Ein schneller Seitensprung brachte mich aus ihrem Schuß, und einige Worte, die sie vorbrachte, ließen mich urtheilen, daß sie meine Sprache nicht verstehen würde. Ich rief ihr daher auch nicht zu, sondern bemühte mich, sie durch Gebehrden und Winke zu entwafnen, und sie mir geneigt zu machen.

Zu dem Ende setzte ich meine Flinte zur Erde, um sie zu bewegen, mit ihrem Bogen ein Gleiches zu thun, und mir zu trauen, dann streckte ich die Arme nach ihr aus, und ging ihr langsam entgegen. So hatte ich wenigstens das Vergnügen, sie in der Nähe zu betrachten, und in ihrer ganzen Person ein wahres Bild der Naturschön-

heit zu erblicken. Ich war in einer staunenden Bewunderung ihrer Reize, und konnte mich kaum erholen; sie mogte ohngefähr zwanzig Jahr alt seyn; ihre Haut war ein liebliches Gemisch von Weiß und Rosenroth; ihre rothen Lippen zeigten, wenn sie sich öfneten, zwey Reihen der schönsten Zähne, und der ganze übrige Körper war eben so regelmäßig als reizend gebaut. Nachdem sie mich ihrerseits eine Weile betrachtet hatte, wandte sie sich plötzlich und entfloh nach ihrer Hütte.

Ich setzte ihr nicht nach, damit sie nicht schüchtern werden, und diese Gegend vielleicht gar verlassen mögte, überdies fürchtete ich mich vor ihren Waffen, mit denen sie sehr geübt schien. So kehrte ich demnach in meine Hütte zurück, die ich erst acht Tage nachher verließ, um einen neuen Versuch zu machen. Da ich mit der Gewalt nichts auszurichten hofte, indem sie wahrscheinlich die Wirkung des Feuergewehrs nicht kannte, so beschloß ich, List zu gebrauchen, um sie zu überraschen.

In dieser Absicht schlich ich mich ganz leise nach ihrer Grotte, und da ich sie nicht darin fand, so fing ich an zu befürchten, daß sie die Gegend gar verlassen haben mögte; doch beruhigte ich mich, als ich ihren Köcher und Bogen da liegen sah, die ich beyde zu mir nahm, um sie ausser Stand zu setzen, mir zu schaden. Sie konnte eben deswegen auch nicht weit entfernt seyn, und ich verbarg mich einstweilen, um ihre Rückkehr zu erwarten.

Bald hernach sah ich sie aus dem Bach herauskommen, wo sie sich gebadet hatte, und den Weg nach ihrer Grotte zu nehmen. Ich ließ sie hineingehen, sobald sie aber darin war, trat ich in den Eingang, um ihr den Weg zur Flucht zu versperren. Bey meiner Erblickung that sie einen lauten Schrey, und sah sich nach ihren Pfeilen um. Ich aber legte einen andern Pfeil auf dem Bogen und richtete ihn gegen sie; plötzlich und in der Meynung, ich wollte sie tödten, stürzte sie zu meinen Füßen, und brachte einige Worte vor, von denen ich nichts verstand, doch merkte ich wohl, daß sie mich entwafnen, und um Schonung bitten sollte. Das reizende Geschöpf streckte mir die Arme entgegen, und nahm eine meiner Füße, den sie auf ihr Haupt setzte. Ich konnte nicht ungerührt bleiben, und einige Thränen, die mir entschlüpften, bewiesen ihr, daß ich sie nicht umbringen wollte; ich senkte den Bogen zur Erde, und faßte sie in meine Arme.

Beruhigt durch diese Bewegung, erhob sie sich von der Erde, jedoch nicht ohne merkliche Furcht und Unruhe. Als ich ihr aber ihren Bogen wieder gab, schien sie von dieser Großmuth so sehr gerührt, daß sie mir ihre Erkenntlichkeit durch tausenderley Liebkosungen zu beweisen suchte. Die verschiedenen Empfindungen, die sich in meinem Innern erhoben, und die mancherley Ideen, die mir aufstießen, sind nicht leicht zu beschreiben. Mein Herz war zwischen Staunen und Bewunderung,

Liebe und Verlangen getheilt, ich schmeichelte dieser liebenswürdigen Wilden auf alle mögliche Art, um sie mir günstig zu machen, und bewunderte die Sonderbarkeit der Natur, welche die grösten Reize an dieser Wilden verschwendet, und ihr schönstes Werk vor den Augen der Menschen hier in dieser Wildniß verborgen hatte.

Bey dem Anblick so vieler Schönheit verschwand das Andenken aller meiner Unglücksfälle aus meinem Gedächtniß, selbst Zerbinette wurde vergessen, und ich schätzte mich glücklich, in diese Wildniß gekommen zu seyn. Das Mädchen faßte nach und nach ein solches Vertrauen zu mir, daß sie mich einlud, bey ihr zu bleiben, und ihr Wild mit mir theilen wollte.

Da das Fleisch roh war, so schlug ich es aus, und lehrte sie es besser zuzubereiten, indem ich meinen Flintenstein losmachte und mit Schwamm Feuer schlug. Dann rafte ich einiges Reisholz zusammen und kochte in ihrer Gegenwart das rohe Fleisch. Als es gar geworden, nahm ich ein Stück davon in den Mund, und bewog sie, ein gleiches zu thun, sie folgte meinem Beyspiel, und bezeigte mir durch lautes Lachen und einer Menge Worte, wie sehr ihr diese neue Entdeckung gefiel.

Als wir gegessen hatten, faßte sie mich beym Arm, ging mit mir zur Grotte hinaus, führte mich an den Bach, wo ich sie zuerst angetroffen, sprang hinein, und lud mich ein, ihrem Beyspiel zu folgen. Ich weigerte mich, ohnerachtet ihrer

dringenden Winke, es zu thun, weil mich die Schaamhaftigkeit, die sie nicht zu kennen schien, zurückhielt.

Mit Anbruch der Nacht verließ ich sie, küßte ihr die Hände, und kehrte zufrieden über den glücklichen Erfolg nach meiner Hütte zurück. Jetzt dankte ich dem Schicksal, das mir diese Bekanntschaft verschaft hatte, und sann einen Plan aus, nach dem ich diese Wilde bilden wollte. Ihr Herz schien so rein, wie ihre Person, ihre wilden Sitten konnten gemildert werden, und ihr Character Bildung erhalten. Mit diesen angenehmen Träumen schlief ich ein.

Mit Anbruch des Tages kehrte ich zu Bellizea (dies war, wie ich nachher erfuhr, ihr Name) zurück. Unterwegs schlug mir das Herz vor Freuden, sie wieder zu sehen, ich fand sie vor ihrer Grotte, und sie kam mir entgegen, so bald sie mich von weitem erblickte. Ich fing zuerst an, sie an Schaamhaftigkeit zu gewöhnen und Reize zu verhüllen, die sie ohne alles Bedenken jedem Blick blosstellte. Zu dem Ende nahm ich ein Stück Tuch, welches in der Grotte lag, und hing es ihr um die Häften. Sie stuzte über dies Verfahren, fing an zu lachen, und warf das Tuch wieder von sich. Ich that es ihr nochmals um, und in der Hofnung, daß das Beyspiel etwas würken würde, riß ich mein Kleid auf, und zeigte ihr daß ich ähnliche Unterkleider trug. Sie bequemte sich endlich, sich zu verhüllen, blos um mir zu gefallen, aber bald nachher ward es

ihr zuwider, und sie warf es zum zweytenmal weg.

Nun machte ich Ernst, ergrif meine Pistole nebst den Bogen und drohte auf sie zu zielen; im Augenblick kleidete sie sich wieder an, und entblößte sich von der Zeit an nicht wieder. So fuhr ich fort, sie nach und nach an ein Kleidungsstück nach dem andern zu gewöhnen, so daß sie in kurzer Zeit vollkommen bekleidet, wie ich einherging; sie fand nachher sogar eine große Bequemlichkeit an den Kleidern, weil sie dadurch vor dem Stich der Insekten geschützt wurde, mit welchem die Luft in dieser Gegend erfüllt ist.

Sie sprach beynah in einem fort, ob sie gleich merken mußte, daß ich sie nicht verstand; ich antwortete durch Zeichen und Gebehrden, und sah mit Vergnügen, daß diese in der Noth die Sprache ersetzen; indessen gewöhnte sich mein Ohr nach und nach an die ihrige, und ich fing an den Sinn einiger Worte zu errathen, die sie mir sehr oft wiederholte. Da sie gewöhnlich auch ihre Reden mit Gebehrden begleitete, so war ich sehr aufmerksam auf die Ausdrücke und die sie begleitenden Handlungen. Ich schonte ihr Gedächtniß, indem ich die wenigen Worte, die ich ihr sagte, sehr oft wiederholte, und sie brachte es binnen einem Monat dahin, daß sie anfing mich zu verstehen, und nach dem Ton meiner Stimme handelte, zuletzt enthielt ich mich der Gebehrden, um sie blos an die Worte zu gewöhnen.

Ich bemerkte, daß sie großes Zutrauen zu mir hatte, daß sie mich mit Vergnügen anhörte, auf alle meine Bewegungen Acht gab, und mich überhaupt als ein außerordentliches Wesen betrachtete. Diese Ehrfurcht unterhielt ich sorgfältig und mit Fleiß bey ihr, um meinen Lehren desto mehr Gewicht zu geben, und so fand ich in der Ausführung meines Plans weit weniger Schwierigkeit, als ich vermuthet hatte. In ihrem Charakter bemerkte ich viel Empfindung, eine außerordentliche Güte und eine große Anhänglichkeit an einige abergläubische Ideen, von denen ich sie jedoch bald zu befreyen hofte. Kurz, ich war zufrieden mit meiner Schülerin, und alles ging nach Wunsch.

Belizea war neugierig, meine Hütte zu sehen, fand sie aber zu weit von der ihrigen entlegen; ich schlug sie auf ihr Verlangen in ihrer Nähe auf, und nun machten wir nur eine Haushaltung aus. Wir gingen zusammen auf die Jagd, wo ich ihr den Gebrauch des Feuergewehrs kennen lernte, dessen sie sich nachher auch bediente, ohne jedoch ihren Pfeilen zu entsagen, die sie mit erstaunlicher Geschicklichkeit abzuschießen wußte. Nachdem ich endlich in ihrer Sprache so viele Fortschritte gemacht, daß ich sie hinlänglich verstehen konnte, bat ich sie, mir ihre Begebenheiten zu erzählen, und wie sie in diese Wüste gekommen.

Sie fing folgendermaßen an:

„Ich bin aus dem Stamm der Dolaquiren, einer wilden Völkerschaft, welche die heißen Sand-

wüsten von Afrika bewohnt, und unter welcher mein Vater einer der angesehensten Kriegsanführer war. Da er in ewigem Krieg mit den Kannibalen des Gebirgs Colsea lebte, so hatte er in mehrern Treffen eine große Anzahl derselben zu Gefangenen gemacht. Ein Theil derselben wurden an die afrikanischen Korsaren verkauft, welche Tücher, Branndtwein und Wein dafür gaben; der andre Theil aber wurde auf Befehl meines Vaters niedergehauen, und seine Krieger hielten eine große Mahlzeit von ihren Gliedern."

„Die Kannibalen, die diese Grausamkeit erfuhren, schwuren bey dem Feuer, sie zu rächen, und dieser Gottheit alle Dolaquiren aufzuopfern, die ihnen in die Hände fallen würden. Mein Vater, der keine Furcht kannte, wollte ihnen vielmehr trotzen, und befahl mir eines Tags meinen Bogen und Pfeile zu nehmen, und ihm zu folgen. Damals war ich ohngefähr funfzehn Jahr alt, und meine schwachen Hände konnten den Bogen nicht gut regieren; doch ich mußte gehorchen, und folgte meinem Vater zu einer Unternehmung gegen die Kannibalen. Seine Verwegenheit kostete ihm hier sein Leben, und bereitete unserer Familie den Untergang. Ich hatte zwey Brüder, beyde fielen in des Feindes Hände, ich aber hatte das Glück, dem Sieger zu entwischen, und gerieth nach einem langen und beschwerlichen Marsch in diese Wüste. Da ich nun gar nicht wußte, welchen Weg ich einschlagen

gen sollte, um wieder zu meiner Nation zurückzu- kehren, und befürchten mußte, unsern Feinden in die Hände zu fallen, so blieb mir nichts übrig, als in dieser Gegend zu bleiben." —

Auf diese Art war Belizea, so wie ich, von aller Welt verlassen, ich ihr einziger Freund und Beschützer, und sie meine einzige Gesellschaft. Da ich jedem Tag mehr Gewalt über sie erhielt, so brachte ich ihr einige Begriffe über Religion bey, und um ihr etwas Sinnliches zu geben, errichtete ich mit ihr einen Altar von Rasen und Steinen, wo wir zuweilen hingingen, unsere Andacht zu verrichten.

Bey diesem beständigen Beysammenleben und täglichen Unterhaltung ist es wohl sehr natürlich, wenn eine gewisse Sympathie zwischen uns entstund, die mir Belizea zuerst nach ihrer ganzen Treuherzigkeit erklärte. Eine solche Erklärung heischte eine eben so zärtliche Erwiederung, und ich schwur mein Schicksal mit dem ihrigen zu verbinden. An Zerbinetten wurde jetzt nur noch selten gedacht, ihr Andenken war beynah verloschen, und ich lebte nur für die Gegenwart.

Belizea wünschte, daß ich ihr meine Treue vor dem neuerrichteten Altar schwören sollte, und wir gingen zusammen dahin. Auf diesem Gang stieg zuerst ein lebhafter Gedanke an Zerbinetten in mir auf, ich wurde von einer gewissen Bangigkeit überfallen, und es war, als wenn mir eine

Stimme die Worte zuflüsterte: „Du bist im Begrif einen falschen Eid zu schwören.“ Mein ganzes Wesen war erschüttert, und ich mußte mir Gewalt anthun, um weiter gehen zu können, aber die muntere, leichtfertige Belizea riß mich mit sich fort, bis zum Altar. Hier wurden meine innern Vorwürfe so stark, daß mir einige Thränen entfielen, aber ein Blick von meiner Gefährtin brachte mich wieder zu mir, und verscheuchte alle fremde Gedanken; sie drückte mich an ihr Herz, ich umarmte sie mit unbeschreiblichem Entzücken, und wir schwuren einander ewige Liebe. Wir gruben diesen Schwur in die Bäume, und verweilten noch einige Zeit an diesem Ort mit ineinander geschlungenen Armen.

Von diesem Augenblick an trennten wir uns nicht mehr, bewohnten eine Hütte, und ich bestimmte den Genuß unserer Liebe auf den vierten Tag. Mein Herz hing ganz an Belizea, die durch eine zehnmonatliche Erziehung vollkommen umgebildet worden, und ich sehnte mich heftig nach dem Augenblick, der alle meine Mühe und meine Liebe belohnen sollte.

Indessen war diese Liebe doch sehr von der sanften Empfindung verschieden, die ich für Zerbinetten gefühlt hatte; erstere glich vielmehr einer wilden verzehrenden Flamme, gegen welche die Empfindung für letztere beynah Kaltsinnigkeit schien. Zerbinette hatte nur noch Augenblicke in meinem Gedächtniß, und ich suchte sie sogar ganz zu ver-

gessen. Warum sollte ich mich auch über einen unwiderbringlichen Verlust grämen, wozu half es mir, meine Tage durch Sehnsucht nach einem Gegenstand zu verbittern, der für mich wenigstens verlohren war, wenn er auch noch lebte?

So suchte ich mich selbst zu täuschen; Belizea, die ich von meiner Geschichte unterrichtet hatte, und die zuweilen eine augenblickliche Schwermuth an mir bemerkte, fürchtete das Andenken an Zerbinetten, und suchte mich durch ihre Liebkosungen zu zerstreuen; sie warf mir sogar vor, warum ich den Tag unsers Glücks so lang verschoben, und erinnerte mich jeden Augenblick an meinen Eid.

Es war nun bereits der dritte Tag der bestimmten Zeit verflossen, und es blieb mir zur Bekämpfung meiner Zweifel nur noch eine Nacht übrig, die ich unter heftigen Kämpfen mit mir selbst zubrachte. Endlich schlief ich vor Mattigkeit ein, aber ein fürchterlicher Traum stellte sich meiner zerstörten Einbildungskraft dar. Es schien mir, als wenn Zerbinette unter der Last der Fesseln erliegend, vor mir stünde, und mir meine Treulosigkeit in den rührendsten Ausdrücken vorwürfe. Sie schien ihre Arme von den Fesseln loswinden zu wollen, und sie mir entgegen zu strecken. Ich war unbeweglich und konnte nur die Worte vorbringen: sie mögte mich vergessen, ich sey ihrer Liebe unwürdig, und hätte mein Herz einer andern gegeben. — Zerbinette überhäufte mich jetzt mit den verdiente-

sten Vorwürfen, und schloß mit der Drohung, daß das Schicksal sich an mir rächen würde. Bey diesen Worten wollte ich mich zu ihren Füßen werfen, aber die Thüre ihres Gefängnisses schloß sich von selbst zu, und trennte mich von ihr.

In diesem Augenblick erwachte ich, der schreckliche Traum hatte mich ganz betäubt, und ich stand zitternd und mit bangem Herzen von meinem Lager auf. Ich war in der peinigendsten Unentschlossenheit, was ich thun sollte, einerseits reizte mich Belizeens Besitz, andererseits schreckten mich die innern Vorwürfe über die Treulosigkeit, die ich an Zerbinetten zu begehen im Begrif war, in diesem Kampf behielt denn doch letztere endlich die Oberhand, und ich stellte mir die Möglichkeit vor, daß sie vielleicht Mittel gefunden, wieder nach Frankreich oder nach Malta zurückzukehren, und daß wir uns einst wiederfinden könnten.

In diesen Gedanken war ich noch vertieft, als Belizea mit der frohsten Miene in die Hütte trat, und mir mit der unschuldigsten Freymüthigkeit sagte, wie sehr sie sich freue, diesen Tag erlebt zu haben, der uns auf immer mit einander verbinden sollte. Sie bemerkte jedoch, daß ich ihre Freude nicht so theilte, wie sie es erwartet hätte, und frug mich, welche Gedanken mich in diesem glücklichen Augenblick noch niederschlagen könnten?

Es war nun keine Zeit mehr, sie länger zu hintergehen; ich faßte meinen ganzen Muth zusammen, betrachtete sie mit einem unruhigen fin-

stern Blick, und erklärte ihr, daß unsre Verbindung nicht vor sich gehen könnte, indem Ehre und Rechtschaffenheit von mir heischten, sie nicht mit einem Herzen zu hintergehen, was noch immer einen andern gehörte; ich schloß mit der Erzählung meines Traums.

Ich überlasse es jedem gefühlvollen Leser, den Eindruck zu beurtheilen, den diese Worte auf Belizea machen mußten. Wie vom Blitz getroffen stand sie vor mir, und sah mich mit starren Blicken an, gleichsam um in meinem Gesicht die Bestätigung meiner Worte zu lesen. Sie fand endlich die Sprache, und fing an mich zu fragen, ob ich nicht mit ihr scherzte; ob es möglich wäre, daß ein Traum sie so unglücklich machen könnte? hiebey faßte sie meine Hand, und schien tief im Innersten erschüttert.

„Wenn ich Dich hintergehen könnte, fing ich an, so konnte ich diese Gegend heimlich verlassen, ohne Dir etwas davon zu sagen; aber wie sollte ich Dich Deinem Schmerz allein überlassen! ich wollte Dich vorher trösten und Deinem Kummer lindern. Aber ich muß Zerbinetten aufsuchen, und entweder nach Malta, oder nach Konstantinopel gehen, wo sie vielleicht in der härtesten Sclaverey schmachtet. Komm mit mir, begleite mich zu ihr, ich kann Dich unmöglich allein hier zurück lassen.“ —

Thränen unterbrachen hier meine Worte; sie suchte meine Zärtlichkeit wieder zu erregen, und

sagte in bittendem wehmüthigen Ton: „So ist denn mein Schicksal entschieden; Du überläßt mich nicht nur meinem Schmerz, sondern ich soll Dich noch in die Arme meiner Nebenbuhlerin begleiten? Ich soll gleichgültig zusehen, wie eine andre über mich triumphirt; o! hoffe das nicht, glaube nicht, daß Du entfernt von mir die Ruhe genießen wirst, die Du mir raubst, Deine Reue, Deine Vorwürfe werden Dir überall folgen." —

Ich suchte ihrer Verzweiflung zuvorzukommen, indem ich ihr versprach, ihr beständiger Begleiter zu seyn, immer an ihrer Seite zu bleiben, und, im Fall ich Zerbinetten nicht wiederfände, oder Nachricht von ihrem Tod, oder ihrer Verheyrathung an einem andern erhielte, so sollte mich nichts mehr abhalten, mich mit ihr zu verbinden, und mein Versprechen zu erfüllen.

Durch diese Worte schien sie etwas beruhigt, und wollte nach ihrer Grotte zurückkehren, um dort zu überlegen, ob sie meinen Vorschlag annehmen oder verwerfen sollte. Die Hofnung schien sie wieder zu beleben, doch folgte ich ihr von weitem nach, um auf jeden Fall ihrer Verzweiflung Einhalt zu thun; doch sie kam bald wieder zurück.

Ich bemerkte in ihren Zügen etwas finsteres, und eine innere Verzweiflung, die sie unter dem Schein einer angenommenen Heiterkeit zu verbergen suchte. Ich stand nicht weit von dem Altar, den wir errichtet hatten; sie faßte mich bey der

Hand, und zog mich vor denselben hin. Dann fing sie mit fester Stimme an:

„Ich könnte Dir Vorwürfe machen, aber Dein Herz ist dem Mitleid und der Reue verschlossen. Du glaubst Zerbinetten zu lieben, und hast nie gefühlt, was Liebe vermag; sie wird eben so unglücklich werden, als ich, und der Himmel wird an Dir zwey betrogene Weiber zu rächen haben. Reise ab, wenn es Dir gefällt, aber erwarte nicht, daß ich Dich begleiten werde. Deine Gegenwart würde meine Verzweiflung und meine Wuth nur immer höher spannen. Eben so wenig erwarte, daß ich während Deiner Abwesenheit hier ein kummervolles elendes Daseyn schleppen, und mich vergebens nach Deiner Rückkehr sehnen werde. Der Muth, den ich von meinem unglücklichen Vater geerbt, hat mich noch nicht so weit verlassen, daß ich meinem Elend feig unterliegen sollte. Meine letzten Worte sollen den Fluch einer verrathenen und verlassenen Geliebten enthalten.“

„Ich beschwöre hier den Himmel und alle höhern Mächte, mich zu rächen, und Dich überall zu verfolgen; ich weihe Dich dem Unglück und dem Elend, Dein Fuß mag nicht auf der Erde Ruhe finden, Du wirst lange auf der See und unter wilden Völkern unstät und flüchtig umherirren, und doch nie das Glück finden, dessen Du nicht werth bist. Du wirst Dich endlich nach mir zurücksehnen, und Dir meinen Tod vorwerfen; mögtest Du bis an Dein Ende von Verzweiflung

gepeinigt herumirren, und keinen Tröster Deiner Thränen finden; mit diesem Wunsch scheide ich von Dir und dem Leben.“ —

Nach Endigung dieser Worte, die sie mit der heftigsten Wuth vorbrachte, riß sie einen Pfeil aus ihrem Busen, stieß ihn mit der äußersten Schnelligkeit in ihre Brust, zog ihn von Blut rauchend zurück, und warf ihn zu meinen Füßen; ihr Kopf sank in demselben Augenblick gegen den Altar, und ihre Augen brachen.

Nur der unglücklichste unter allen Menschen kann sich einen Begrif von meiner damaligen Lage machen; Gesicht und Gehör hatten mich verlassen, ich stund wie versteinert da, und konnte mich kaum besinnen, was so eben neben mir vorgegangen. Ihre letzten Worte, ihr Fluch hatten mich so betäubt, daß ich weder Kraft noch Entschluß hatte, ihrer Hand Einhalt zu thun. Nur der letzte Schrey, indem sie zur Erde sank, riß mich aus meiner Betäubung, und ich erblickte den blutigen Pfeil zu meinen Füßen.

Sinnlos stürzte ich mich über den erblaßten Körper, rief sie beym Namen, drückte sie fest in meine Arme, um sie wieder zu beleben, und bat sie, ihre Augen noch einmal zu öfnen. Ich wand ihre Arme um mich, allein sie waren steif, und schienen sich dieser Vereinigung zu weigern; ihre Hände selbst schienen meine Lippen von ihren Mund zurückzustoßen. Ihre Wangen erblaßten, ihr Busen sank, und die Blässe des Todes überzog den

schönen Körper, ich faßte nur noch einen kalten starren Leichnam.

Mein Geschrey erscholl durch den ganzen Wald umher, ich zerschlug mein Gesicht, zerriß meine Kleider, und starrte verzweiflungsvoll nach dem Leichnam hin, ich faßte hastig den Pfeil, und wandte die Spitze desselben gegen meine Brust, aber meine Kraft verließ mich, ich hatte nicht einmal den Muth, mein Leben wie sie zu endigen; wüthend zerbrach ich den Pfeil, und warf ihn weit von mir.

In dieser fürchterlichen Stimmung brachte ich den ganzen Tag und die folgende Nacht neben den Leichnam zu; der Anblick des Tageslichts brachte mich endlich wieder zu mir selbst zurück. Rings um mich her herrschte eine tiefe grausenvolle Stille, meine zerrüttete Einbildungskraft ließ mich von Zeit zu Zeit gewisse Laute in der Entfernung hören, ich horchte voll banger Erwartung, aber es war blos das Geräusch des entfernten Wasserfalls, das mich schreckte. Mein ganzes bisheriges Schicksal schwebte vor meiner Seele, und Belizeens letzter Fluch erôfnete mir eine schreckliche Zukunft.

Die Unmöglichkeit, länger in dieser wilden Gegend zu bleiben, gab mir wieder einige Kräfte. Ich nahm Belizeens Leichnam auf meine Schulter, trug ihn nach ihrer Grotte, scharrte mit meinen Händen ein Grab, bedeckte es hoch mit Sand, und verschloß es mit einem großen Stein. Nun konnte ich nicht länger mehr hier verweilen, es

war, als wenn ihr Geist mich bey jedem Schritt verfolgte, ich raste die wenigen Waffen zusammen, die ich mit in diese Wüste gebracht hatte, und entfernte mich mit schnellen Schritten, ohne zu wissen, wohin.

Zweytes Buch.

Nach einem langen und beschwerlichen Marsch erreichte ich das Seeufer, ungewiß über die Mittel und Wege, wie ich nach Malta zurück, oder nach der Türkey kommen sollte; denn die Reise um die Welt hatte ich bereits längst aufgegeben, da ich gleich nach unserer ersten Gefangennehmung in Algier alle meine Reisegefährten gänzlich aus dem Gesicht verlohren, und nachher nicht die geringste Nachricht über ihr Schicksal mehr erhalten hatte. Nur soviel wußte ich, daß die meisten Officiere unsers Schifs in dem Gefecht mit dem Korsaren geblieben waren, und selbst der Kapitain, Herr von Saissac, war schwer verwundet ans Land gebracht worden.

Seitdem ich gleichsam mit dem Unglück vertraut geworden war, hatte der Sclavenstand vieles von seinem Schrecklichen für mich verlohren, und da es jetzt der einzige Weg war, durch den ich aus dieser Wüste erlößt werden und ins türkische Gebiet kommen konnte, wo ich Zerbinetten anzutreffen hofte, so bedachte ich mich nicht lange, neue Fesseln zu tragen.

Ich fand von ohngefähr einen Sclavenhändler, der nach der Türkey abzureisen im Begrif war, und bot mich ihm an. Er schien einiges Mitleid zu fühlen, und sagte selbst, mein Zustand müsse sehr traurig seyn, da es mich zwänge einen Stand zu ergreifen, vor dem jeder freygebohrne Mensch zurückbebte. Ich ging also mit ihm am Bord, und er versprach mich bey meiner Ankunft an einem reichen Muselmann zu verkaufen, dessen gute Denkart ihm bekannt wäre.

Eigentlich wußte ich nicht, in welcher Gegend der Erde ich Zerbinetten aufsuchen sollte, und fürchtete beym Abreisen, sie vielleicht gar in dem Land zurückzulassen, das ich nun verließ. Ich erkundigte mich daher fleißig bey den übrigen Sclaven, beschrieb ihnen ihre Person genau, und fand glücklicher Weise einen darunter, der sie kannte, und mir versicherte, sie wäre nicht mehr zu Algier, sondern er selbst habe sie am Bord eines Schifs gehen sehen, welches nach den Dardanellen seegelte. Ich freute mich so herzlich über diese Nachricht, daß ich den Sclaven um den Hals fiel, und ihn versicherte, daß ich die meisten Schicksale jener Sclavin getheilt, und den wärmsten Antheil an ihrer Person nähme.

Wir wurden sehr bald mit einander vertraut, der Sclave schien mir von höherm Stand, und zeigte mir eine gewisse Erhebung über sein Schicksal, die bey mir den Wunsch erregte, ihn näher kennen zu lernen. Ich bat ihn, mir zu erklären,

wie er in diesen erniedrigenden Stand gerathen sey, und er that es in folgenden Worten:

Meine beyden Eltern waren von einer angesehenen Familie in Toulon, wo ich gebohren wurde, und nach dem Beyspiel unserer Voreltern den Namen Ame'doc erhielt. Ich hatte kaum das Jünglingsalter erreicht, so war mir das müßige Leben im väterlichen Haus schon zuwider, und ich sehnte mich in die Welt hinaus. Da ich aber einziger Sohn war, und der Name der Familie auf mir allein beruhte, so weigerte sich mein Vater, mich den Soldatenstand wählen zu lassen. Vergebens stellte ich ihm vor, daß ich den Ruhm unserer Voreltern durch ein unthätiges, dem Staat unnützes Leben schwerlich erhöhen würde, er beruhigte mich mit dem Versprechen, daß er mir eine weniger geräuschvolle und gefährliche Bestimmung verschaffen würde, als die des Kriegslebens. Da mir aber dies alles nicht Genüge that, so benutzte ich eine günstige Gelegenheit, und ließ mich in einem Regiment anwerben, welches so eben zum Krieg nach Amerika eingeschift wurde.

Bey der bald nachher erfolgten Belagerung von Savannah fand ich Gelegenheit, mich auszuzeichnen, und Beweise von meinen Fähigkeiten zu geben. Das Detaschement, worunter ich mich befand, erhielt Ordre, eine Redoute wegzunehmen, mein Muth wuchs mit jedem Schritt, den ich that, und ich stürzte mich einer der ersten mitten in das Kanonenfeuer, mit dem man uns empfing. Mei-

ne Kameraden waren durch mein Beyspiel beseelt, und folgten mir muthig nach; es entstand ein hartnäckiges Gefecht, und der Feind, der uns an Zahl überlegen war, strengte alle seine Kräfte an, um unsern Sturm abzuschlagen.

Es gelang mir endlich nebst einigen Soldaten, die Höhe der Schanze zu ersteigen, wo wir von allen Seiten mit Feinden umringt waren, die auf uns eindrangen. Der Officier, der uns anführte, wurde durch neue Beyspiele so sehr gereizt, daß er sich von einem Soldaten an Tapferkeit nicht wollte übertreffen lassen, und sich mit dem Degen in der Faust wüthend mitten unter die Feinde stürzte. Ueberall wo er hinkam, stürzten die Feinde nieder, und um mich zu verdunkeln, vergaß er alle Vorsicht und Klugheit, die sein Posten von ihm erforderte; denn da das ganze Kommando auf ihn beruhte, so durfte er seine Person nicht so sehr wagen, und mußte das eigentliche Fechten seinen Soldaten überlassen.

Während er noch immer tiefer in den Feind eindrang, wurde er mit einer Kugel in den Arm verwundet, und außer Stand gesetzt, weiter zu fechten; ein feindlicher Soldat, der es bemerkte, hob schon den Säbel, um ihn niederzuhauen, als ich ihm zuvorkam, und ihn mit einem Bajonetstoß zu den Füßen meines Officiers hinstreckte; in dem nämlichen Augenblick empfing ich einen Schuß, der mich zum weitern Gefecht untüchtig machte. We-

nig Stunden nachher wurde die Redoute erstürmt, und die Stadt Savannah eingenommen.

Mein Officier hatte erfahren, daß ich verwundet worden, und kam in mein Zelt, um mir seine Theilnahme und seinen Dank für seine Rettung zu bezeigen; zugleich versprach er mir, sich thätig bey dem kommandirenden General für mich zu verwenden, und mir eine meinem Verdienst angemessene Belohnung zu verschaffen. Durch ihn erhielt ich auch wirklich eine Belohnung, die ich außerdem gewiß nicht hoffen durfte. Ich erklärte, daß ich ein gebohrner Edelmann sey, und blos aus Neigung zum Kriegswesen den Soldatenstand ergriffen hätte, worauf mich der Kriegsrath einstimmig und in Gegenwart des ganzen Bataillons zum Grad des Kapitains erhob. Diese Ehre feuerte mich noch mehr an, jede Gelegenheit zu suchen, mich aufs neue hervor zu thun.

Einige Monate nachher wurden verschiedene Fregatten detaschirt, um eine Kauffartheyflotte aufzufangen, die vor kurzem die englischen Häfen verlassen hatte. Da meine Wunde beynah geheilt war, so bat ich, bey dieser Expedition mit angestellt zu werden; es geschah auch, aber diesmal war mir das Glück nicht so günstig, wie bey Savannah, denn wir wurden durch einen Sturm gegen die afrikanischen Küsten getrieben, und unsere Schiffe geriethen auf die Klippen. Nur mit großer Mühe gelang es mir und einigen Soldaten die Küste zu erreichen, wo uns die Afrikaner, ohne

Rücksicht auf unser Unglück zu Gefangenen machten, und nach Algier führten. —

So endigte Ame'doc seine Erzählung. Ich tröstete ihn mit der Hofnung, daß das Schicksal dereinst müde werden könnte, uns zu verfolgen, und wir wurden täglich innigere Freunde. Ich bemerkte, daß er sein Unglück mit soviel Stärke und Geduld ertrug, als er vormals unerschrocken dem Tode getrotzt hatte.

Wir legten bey der Insel Kandia an, die ich sehr gern näher besehen hätte, ich konnte aber nicht in das Innere dringen, indem der Wind bald wieder günstig wurde, worauf wir ein türkisches Fahrzeug mietheten, und längst den vielen Inseln des Archipelags hinfuhren. Diejenigen, die ich vorzüglich darunter bemerkte, sind Santorin, Milos, Delos, welche leztere vormals wegen dem Orakel des Apollo berühmt war; ferner Naxos und Paros, bekannt durch die Geschichte der Ariadne, und durch die Schönheit des Marmors; endlich sah ich auch Andros und Negropont, von da wir nach den türkischen Küsten kamen, wo wir den Gipfel des Bergs Athos erblicken konnten. Wir kamen noch bey der Insel Lemnos vorbey, die in dem sogenannten Egeischen Meer liegt, und in dem Alterthum durch den Fall Vulkans berühmt war, als ihn Jupiter aus dem Himmel stürzte; endlich gingen wir an den Küsten von Romanien oder Rumelien, dem ehemaligen Thracien ans Land, und hier wurde mein Freund, Ame'doc von mir ge-

mir getrennt, welches uns beyden sehr nahe ging, ohnerachtet wir dies Schicksal voraus wußten.

Wir durchreisten noch einen Theil von Romanien, bevor wir nach Adrianopel gingen, wo mein künftiger Herr sich aufhielt. In den meisten türkischen Städten sah ich nichts als weichliche Menschen, die blos dem Müßiggang frohnten, und den größten Theil des Tages bey ihren Weibern zubrachten. Ueberall erblickte ich unangebaute Felder, die man aus Nachläßigkeit unbenutzt ließ; der Handel lag darnieder, und die Städte hatten nichts von jenem Großen auffallenden, das man an vielen europäischen bewundert.

Die Einwohner sind jedoch dem Luxus und der Pracht ergeben; die Weiber besonders kleiden sich kostbar, und ihr gröster und liebster Schmuck besteht in Diamanten und andern Edelsteinen. Architektur bemerkt man nur an den Moscheen und an den Pallästen der Großen; mit einem Wort, dies Reich, welches vormals die Heimath so vieler Helden, die Schule der Künste und Wissenschaften, und ein Sammelplatz der Meisterstücke der Natur war, ist heut zu Tag zu einem despotischen Staat heruntergesunken, der nur noch in politischer Rücksicht in Betracht gezogen wird.

Als wir zu Adrianopel vor dem Haus meines Herrn anlangten, wurde ich durch einen langen Hof geführt, der auf der einen Seite an weitläuftige Gärten, und auf der andern an prächtige Gebäude

bäude stieß, welche den Reichthum ihres Besitzers verkündigten. Als ich ihm vorgestellt wurde, befand er sich in einem prächtigen Gemach, an der Seite eines reizenden Mädchens; er entließ sogleich diejenigen, die mich eingeführt hatten, befahl mir dann näher zu treten, und erkundigte sich dann um meinen Namen und Stand. Ich antwortete mit vieler Schüchternheit auf diese Fragen, und als er dies bemerkte, fing er zu mir an: „Du kannst hier ohne alle Furcht reden, Christ, meine Gegenwart soll dich nicht schrecken, ich werde, wenn du mir treu bist, und meinen Erwartungen entsprichst, deine Sclaverey in ein beneidenswerthes Schicksal zu verwandeln wissen.“ —

Diese milde Anrede gewann ihm mein Zutrauen in demselben Augenblick. Salnadar (so hieß er) rief hierauf einem seiner Sclaven, und befahl ihm, mich in die für mich bestimmte Hütte zu führen. Ich trat hinein, und fand sie so eingerichtet, wie die kleine Wohnung einer glücklichen Landfamilie, geräumig, und für einem armen Sclaven beynah zu bequem und prächtig. Mir schien sie wenigstens ein Pallast, in Vergleichung mit dem finstern Kerker, den ich zu Algier bewohnt hatte; ein kleines Kabinet, zum Schlafen, war von der eigentlichen Hütte blos durch eine bretterne Wand abgesondert, und der Boden rings umher mit Blumen und Gartenfrüchten besetzt.

So zufrieden ich hier zu seyn Ursache hatte, so war ich doch oft versucht, über mein Schicksal zu murren, wenn ich die Pracht, die in dem Pallast Salnadars herrschte, den Glanz seiner Zimmer, die Höhe der Mauren, die Marmorsäulen, und die kostbaren Facaden, an welchen der Baumeister alle seine Kunst verschwendet hatte, mit der Niedrigkeit meiner Wohnung verglich. — Ich bin ein Mensch wie er, dachte ich oft, die Natur hat keinen Unterschied unter uns gemacht, und das Schicksal macht mich zum Knecht dessen, den ich ursprünglich gleich bin. Doch heute ist er Besitzer dieses prächtigen Pallasts, und morgen beneidet er vielleicht meine Hütte; das wandelbare Glück, das den einen plötzlich erhebt, und den andern stürzt, kann eben so schnell seine Laune verändern und die Ordnung umkehren.

Indem ich mit dergleichen Gedanken umherging, sah ich meinem Gebieter ganz allein auf mich zukommen. Er näherte sich mir, wies auf den kleinen Garten vor meiner Hütte, und fing an: „Hier ist Beschäftigung deiner müßigen Stunden. Die Wartung dieses Bodens heischt keine anhaltende beschwerliche Arbeit, und wird dir eine angenehme Unterhaltung gewähren. Ich wollte die Wartung dieses Gartens keinen meiner andern Sclaven anvertrauen, sondern bestimmte sie dir allein, nach seinen Früchten werde ich deinen Fleiß beurtheilen.“ —

Ich konnte keine angenehmere und leichtere Beschäftigung erhalten, und meine Knechtschaft schien mir von diesem Augenblick an sehr erträglich, denn ich hatte keinen barbarischen Aufseher über mir, der meine Kräfte erschöpfte, und meine Geduld auf die Probe setzte. Diese Arbeit war mir im Gegentheil so angenehm, daß ich sie nicht gerne würde entbehrt haben. Mein Garten war mit einer dicken Hecke umzäumt, und in vier Quartiere abgetheilt, da er auch überdies nicht groß war, so blieben mir manche müßige Stunden im Tag übrig, die ich entweder meinem Nachdenken, oder dem Lesen verschiedener Bücher widmete, die mir Salnadar großmüthig lieh.

Mit Anbruch des Tages fing ich an, meine Pflanzen zu besorgen, holte Wasser aus einem nahen Behälter, begoß sie, dann versetzte ich Blumen, um sie zu verschönern, und wenn die Hitze drückend wurde, beschützte ich sie mit einer Strohdecke, die ihnen Schatten und Kühlung gewährte. Hin und wieder grub ich die verhärtete Erde um, oder ebnete das Land und reinigte es von Steinen und Wurzeln, und so verflossen meine Tage ruhig mitten in der Sclaverey.

Wenn diese Arbeiten vorüber waren, denen Salnadar nicht selten beywohnte, so verschloß ich mich in meiner Hütte, um zu lesen, oder beschäftigte mich mit Aufzeichnung der Begebenheiten, die mir seit meiner Abreise aus dem väterlichen Hause begegnet waren. Mit Untergang der Son-

ne kehrte ich wieder zu meinem Parterre zurück, nahm die Strohdecke weg, und fand meine Blumen an den Boden gewöhnt, in dem ich sie verpflanzt hatte, ich begoß sie noch einmal, und wenn endlich die Nacht meine Arbeit endigte, so kehrte ich in meine Hütte zurück, wo ich ein mäßiges und gesundes Abendbrod fand, und mich dann zur Ruhe legte. So verfloß mir ein Tag nach dem andern in ungestörter Ruhe, jeder war dem andern gleich, und ich hätte mich ganz glücklich geschätzt, wenn ich versichert gewesen wäre, diese Lage beständig zu genießen, allein ich hing noch immer von dem Willen meines Gebieters ab, und mußte folglich auf Abwechslung meines Schicksals gefaßt seyn; am allerwenigsten wagte ich es auf eine völlige Freyheit Anspruch zu machen.

Dennoch hatte ich bald nachher eine Gelegenheit, sie ganz zu erhalten, aber das Mittel dazu war von solcher Art, daß ich ihr lieber die Sclaverey vorzog. Eines Morgens, als ich wie gewöhnlich in meinem Garten arbeitete, sah ich einen Sclaven auf mich zukommen, der mir Befehl brachte, in Salnadars Zimmer zu erscheinen. Sobald ich vor ihm erschien, ließ er mich neben sich sitzen, und erkundigte sich nach meinem Stand, meinen Eltern und meiner Erziehung, endlich legte er mir auch einige Religionsfragen zur Beantwortung vor. Ich wußte gar nicht, wo das alles hinauswollte, als er endlich anfing:

„Du weißt, daß du mein Sclav bist, und in dieser Rücksicht ganz allein von meinem Willen abhängst. Ich kann dein Schicksal nach Gefallen erschweren oder erleichtern, die Gesetze geben mir das Recht dazu, allein ich will mit dir an dergleichen strenge Mittel nicht denken. Im Gegentheil will ich dein Schicksal noch mehr erleichtern, wenn du mir folgen willst. Weigere dich aber nicht, den Bedingungen, auf die ich dein Glück gründen will, denn so gelind und milde ich jetzt gegen dich bin, mögtest du im Weigerungsfall doch einen harten unerbittlichen Herrn an mir finden.“

„Entsage deiner Religion und bekenne dich zu unserm Glauben, thust du dies, so schenke ich dir auf der Stelle die Freyheit, und überhäufe dich mit Wohlthaten. Du sollst deine jetzige niedrige Wohnung mit einem prächtigen Haus vertauschen, und mein Herz wird stolz darauf seyn, dem großen Propheten einen Verehrer mehr erworben zu haben. Ueberlege es, ob diese Vortheile deinen Glauben erschüttern können, und um deinen Entschluß zu bestärken, werde ich dir einen unserer Schriftgelehrten zuschicken, der dir die Grundsätze unsers Glaubens einflößen, und die gefährlichen Lehren der Christen widerlegen wird.“ —

Stumm und betroffen saß ich da, ohne zu wissen wie und was ich antworten sollte, nicht als wenn ich über meine Antwort zweifelhaft gewesen wäre, sondern weil ich den Zorn eines Mannes zu reizen fürchtete, von dem mein ganzes Glück und

Unglück abhing. Er bestund auf eine Antwort, und meine Aengstlichkeit verrieth ihm schon die Wendung derselben. Endlich warf ich mich ihm zu Füßen, und beschwor ihn, mich über den Punkt der Religion frey zu lassen, ich würde ihm ewig dankbar für seine Güte und milde Behandlung bleiben, wenn er sie auch in diesem Punkt gegen mich beybehalten mögte. Ich könnte mich nicht entschließen, meine Religion zu verlassen, und wollte lieber meine Fesseln behalten, denn Reichthum könnten meinen Glauben nicht erschüttern u. s. w.

„Du willst also, fuhr er mit zornigen Blicken gegen mich auf, eine harte Sclaverey den Vortheilen, die ich dir anbiete, vorziehen? Nun, du sollst sie dein ganzes Leben durch behalten, niedriger Sclav! ich will dir andere Fesseln bereiten, die dir deine hartnäckige Verblendung theuer büßen lassen sollen. Fort aus meiner Gegenwart, geh', schmachte in dem vor dich bestimmten Kerker, weil doch die Güte deines Herrn nichts über dich vermag.“ —

Mit diesen Worten jagte er mich fort. Traurig kehrte ich nach meiner Hütte zurück, und sann über den Vorgang nach; endlich, nachdem ich die Sache hin und her überlegt hatte, beharrte ich bey meinem ersten Entschluß, und fühlte sogar eine gewisse Beruhigung dabey, meinem Glauben treu zu bleiben.

Jeden Augenblick befürchtete ich aus meiner niedlichen Hütte vertrieben, und in einem dunkeln Kerker geworfen zu werden, als den vierten Tag nachher ein türkischer Geistlicher ganz allein in meine Hütte trat, und mich bat, ihm aufmerksam anzuhören. Ich merkte gleich seine Absicht, und war im Begrif, ihn fortzuschicken, als ich aber überlegte, daß er auf Befehl Salnadars käme, so machte ich keine Schwierigkeit mehr, und setzte mich neben ihn, um zu hören, was er vorbrächte.

Er machte den Anfang damit, daß er den Koran aus der Tasche zog, und mir den Titel zeigte, worauf er mir erklärte, daß er auf Befehl Salnadars gekommen, um mir die Gebote dieses Buchs zu erklären, und mich aus dem Abgrund der Abgötterey zu retten. Hierauf sprach er eine lange Zeit von den Gefahren des Christenthums, von meiner Hartnäckigkeit, trotz der Güte meines Herrn, darin zu verharren, und schilderte mir die Unglücksfälle, die meiner warteten, wenn ich länger verstockt bliebe. „Verlaß deinen Irrthum, schloß er endlich, und erkenne mit dem großen Propheten dem Gott, der allein deinen Elend Gränzen zu setzen vermag.“ —

Hierauf schlug er sein Buch auseinander, las mir verschiedene Stellen des Mahometanischen Gesetzes vor, und sagte endlich: „Erkenne demnach die Größe und Heiligkeit der Religion, die man dir anbietet, und säume nicht, jenes falsche und

strafbare Gesetz zu verlassen, welches durch böse Dämonen deinem Herzen eingeprägt worden." —

Ich erwiederte ihm ganz gelassen, daß selbst sein Gesetz mich in meinem Glauben bestärkte, weil es mir nicht schwer fallen würde, dasselbe zu widerlegen. Er vertiefte sich hierauf in eine Menge Beweise gegen die christliche Religion, und grif die vornehmsten Artikel derselben sehr hart an, so daß ich vom blinden Eifer hingerissen, ihm geradezu sagte, daß Mahomet seine Religion nur durch Grausamkeit, Mord und List emporgebracht, und daß er sein ganzes Volk hintergangen habe.

Dies war allerdings zu viel, und mehr als ein Muselmann ertragen konnte. In seinem Unwillen fuhr er heftig auf und rief: „Wie, niedriger Sclav, du wagst es, in meiner Gegenwart unsern Propheten einen Mörder und Betrüger zu nennen! die Heiligkeit unsers Gesetzes durch Gotteslästerliche Reden zu entweihen, aber ich schwöre bey dem Propheten, dieser Frevel soll dich theuer zu stehen kommen." —

Mit diesen Worten verließ er mich hastig. Ich war in der bangsten Erwartung, und befürchtete alles von dem Zorn eines Priesters, dessen bloßes Wort mich zu Grunde richten konnte. Er ging auch auf der Stelle zu Salnadar und hinterbrachte ihm, daß ich nicht nur seinen Reden kein Gehör gegeben, sondern sogar den Propheten gelästert hätte, und daß meine Frechheit und Gottlo-

sigkeit eine Strafe verdiene, woran sich alle übrigen ungläubigen Sclaven spiegeln könnten.

Salnadar, der ohnehin schon gegen mich aufgebracht war, wurde bey Vernehmung dieser Klage vollends wüthend. Er schickte auf der Stelle zween Sclaven ab, die mich binden und in einem Kerker werfen mußten. Aber damit war der Jman noch nicht zufrieden, sondern versammelte die Vorsteher der Moschee, und brachte die Vornehmsten der Stadt gegen mich auf.

Gleich den folgenden Tag wurde ich aus meinem Kerker abgeholt, und in das Gefängniß der Missethäter, die auf den Tod sitzen, gebracht. Ich zweifelte gar nicht mehr an meinem Untergang, und alles schien mir meine nahe Hinrichtung zu prophezeyen, demnach erhielt ich wider Vermuthen meine Freyheit, und zwar allein durch die Vorstellungen und das Ansehen Salnadars, welcher hoffte, daß ein so seltener Beweis seiner Großmuth mich zur Erkenntniß bringen, und bewegen würde, seinen Wünschen zu entsprechen.

Ich wurde alsb wieder aus meinem Gefängniß erlöst und erschien vor Salnadar. Er gestund mir selbst, daß ich ihm allein meine Befreiung zu verdanken hätte, und bat mich aufs neue, dem Glauben meiner Väter zu entsagen. Von Erkenntlichkeit durchdrungen warf ich mich zu seinen Füßen, und versprach mein Möglichstes zu thun, um seine Wünsche zu erfüllen; ich setzte hinzu, daß ich mit der neuen Lehre zu wenig bekannt wäre,

als daß ich mich so schnell dazu entschließen könnte, meinen alten Grundsätzen zu entsagen. Eigentlich suchte ich blos Zeit zu gewinnen, um unterdessen Gelegenheit zur Flucht zu erhalten. Salnadar schien mit meiner Antwort zufrieden, befahl mir aufzustehen, und versprach mein Schicksal zu mildern, bis zu dem Augenblick, wo ich mich entschließen würde. Ich verließ ihn, und bezog meine erste Hütte, wo ich meine gewöhnliche Gartenarbeit wieder vornahm.

Wenig Tage nachher ereignete sich ein anderer Zufall, der mich in meinen Gedanken zur Flucht noch mehr bestärkte. Ich hatte seit langer Zeit bemerkt, daß die prächtigen Zimmer des Pallasts, die auf meinen Garten stießen, von Salnadars Weibern bewohnt wurden. Ihre Lage war nicht glücklicher, als die meine, sie hatten zwar Gold, Silber und Edelsteine, und waren folglich reich an Schätzen, aber das höchste Gut, ohne welches alle übrigen nichts sind, mangelte ihnen, die Freyheit. Langeweile und Schwermuth verzehren sie mitten unter ihren Schätzen, sie seufzen stets nach Freyheit, die ihnen durch ihre Reize geraubt worden, und müssen einen Tyrannen liebkosen, den sie verabscheuen.

Natürlich herrschen in solchen Pallästen die Verstellungskunst, und der Hang nach dem, was verboten ist, am stärksten. Da ich auf alles, was um mich war, genau Achtung gab, so bemerkte ich sehr häufig eine junge Person, deren Augen un-

verwandt auf meinen Garten gerichtet waren. Sie schien meiner Arbeit mit Vergnügen zuzusehen, und ich schrieb dies entweder auf Rechnung der Langeweile oder des Mitleids mit meinem Zustand.

Aber bald bemerkte ich, daß sie ganz andre Beweggründe hatte, und bey ihrer Jugend und Schönheit wäre es eben kein Wunder gewesen, wenn ich mich hätte hinreissen lassen, ihren Einladungen zu folgen. Aber die Furcht vor den Folgen eines solchen Umgangs, und ein Gedanke an Zerbinetten hielten mich zurück, und ich stellte mich immer, als wenn ich ihre wahren Absichten nicht errieth. So verflossen mehrere Tage, während welcher Alina, dies war der Name der jungen Türkin, beständig und mit vieler Aufmerksamkeit jede meiner Bewegungen beobachtete. Sehr oft begegneten meine Blicke den ihrigen, und dann konnte ich unmöglich gleichgültig bleiben, zuweilen sah ich mich gezwungen, sie zu grüßen, und dann wurde mein Kompliment mit einem süßen gefälligen Lächeln erwiedert.

Es fiel mir endlich ein, daß Alina vielleicht zu meiner Flucht behülflich seyn könnte, wenn ich sie mir geneigt erhielt, aber eben dadurch legte ich mir eine Last auf, und sah mein Vorhaben noch mehr erschwert, als vorher.

Alina hatte eine Sclavin, die ihr ganzes Vertrauen besaß, diese erschien einst um Mitternacht vor meiner Hütte, befahl mir im Namen ihrer Gebieterin die Thüre zu öfnen, und sagte, sie brächte

mir einen Brief, dessen Inhalt mir nicht gleich-gültig seyn würde. Ich ließ sie hereinkommen, und sie überreichte mir ein versiegeltes Billet, mit der Bitte, es keinem Menschen sehen zu lassen, worauf sie sich schnell wieder entfernte.

Ich mußte den Anbruch des Tages erwarten, um das Billet zu lesen, weil ich kein Licht anzünden konnte, ohne Verdacht zu erregen. Es war nicht unterschrieben, aber der Inhalt versicherte mich der wärmsten Theilnahme und Freundschaft Alinens, und sogar das Versprechen, mich bey jeder Gelegenheit in Schutz zu nehmen, und mich glücklich zu machen, wenn ich sonst nur vorsichtig und erkenntlich seyn würde.

Diese Eroberung, die jedem andern geschmeichelt hätte, versetzte mich in die gröste Unruhe und Verlegenheit, denn wenn Salnadar das Geringste davon erfuhr, so war es um meinen Kopf geschehen. Ich beschloß daher, Alinen von nun an mehr zu vermeiden, und bezeigte ihr in meiner Antwort, wie sehr ich von ihrer Theilnahme an meinem Schicksal gerührt wäre, und daß ich nichts mehr bedaure, als daß meine Gefangenschaft mich verhindere, ihr meine Erkenntlichkeit zu beweisen. — Ich unterschrieb dies Billet gleichfalls nicht, damit es mir, wenn es in fremde Hände fiele, nachtheilig werden könnte.

Die folgende Nacht holte Santarine, Alinens Sclavin, meine Antwort richtig ab, und diese Korrespondenz dauerte einige Tage fort. Plötzlich

erhielt ich eines Tages einen Brief durch einen Sclaven, der im Dienst des Pascha von Pergamo war, und ihn von der Favoritin seines Herrn erhalten zu haben vorgab. Gleich an der Aufschrift erkannte ich Zerbinettens Hand, öfnete ihn, und fand alle meine Erwartungen übertroffen.

Sie meldete mir, wie sie erst vor wenig Tagen entdeckt, daß ich zu Adrianopel wohne, und einige Tage lang wegen Religionsursachen im Gefängniß gesessen hätte. Sie wünschte mir Glück, einen so gütigen und gelinden Herrn, wie Salnadar, anzugehören, und bat mich, wenn ich je meine Freyheit wieder erhielt, sie nicht zu vergessen, und wo möglich, auch zu befreyen.

Sobald ich diesen Brief gelesen, verbarg ich ihn in meinem Busen, wo ich auch ihr Portrait noch trug, damit niemand davon etwas gewahr werden mögte. Meine Freude über diesen Brief war unbeschreiblich; ich unterhielt mich lange mit dem Sclaven, und er bestätigte mir nochmals, daß Zerbinette die Favoritin des Pascha sey, und in seinem Harem unumschränkt herrsche.

Die Stadt Pergamo konnte vermöge ihrer Lage an der Seeküste meine Flucht gar sehr begünstigen, und ich mußte auf Mittel sinnen, dahin zu kommen; in dieser Hofnung beantwortete ich Zerbinettens Brief nicht, und behielt mir alles auf eine mündliche Unterredung vor.

Unterdessen hatte Aline, die auf alle meine Schritte Acht gab, Gott weiß durch welchen Zufall

erfahren, daß ich einen Brief erhalten, den ich sehr oft mit großer Zufriedenheit zu lesen schien. Ihre Eifersucht gab ihr den Verdacht ein, daß dies ein Brief von einer Geliebten seyn müsse, welche mehr Theil an meinem Herzen habe, als sie. In dieser Meynung ließ sie mir den Brief abfordern, und da ich mich dessen weigerte, drohte sie mir, mit dem Bedeuten, daß sie bereits den Sclaven, der mir ihn gebracht, in ihrer Gewalt hätte, und daß sie die ganze Sache vor Salnadar bringen würde, wenn ich mich länger weigerte, ihr Verlangen zu befriedigen. Ich mußte also meinen Brief herausgeben.

Dies herrschsüchtige Verfahren brachte mich gegen Alinen sehr auf, und bestärkte mich in dem Vorhaben, mich von ihr zu entfernen, da ohnehin in ihrer Nähe an keine Flucht zu denken war. Ich wußte, daß Salnadar nächstens nach der Küste von Natolien hinüberreisen würde, um einen Sclavenmarkt zu besuchen, und sah bey dieser Reise manche Erleichterungen zu meiner Flucht. Das Schwürigste war nur, wie man ihn bewegen könnte, mich dahin mitzunehmen. Aline allein konnte dies bewirken, und in dieser Rücksicht fing ich von dem Augenblick an, ihr weniger kalt zu begegnen, um ihr mehr Vertrauen zu meiner Liebe einzuflößen.

Eines Abends um die Zeit, wo die Weiber des Harems gewöhnlich spatzieren giengen, begegnete ich ihr unter einer Laube, die nicht weit von mei-

nem Garten entfernt war, und ergrif den glückli=
chen Moment, sie mir günstig zu machen. Ich
wußte, daß sie alles über Salnadars Herz ver=
mogte, und war überzeugt, daß sie dasjenige, was
sie für mich bat, leicht erhalten würde. Ich nä=
herte mich ihr, und suchte ihre Gesinnungen zu er=
forschen; sie kam mir zuvor und sagte mir lieb=
reich: „Schenke mir dein Vertrauen, ich werde
jeden deiner Wünsche befriedigen, denn ich suche
nur Gelegenheit, dir nützlich zu werden.“ —
Entzückt über diese Erklärung bat ich sie, es dahin
zu bringen, daß ich Salnadar auf seiner Reise be=
gleiten dürfe, wo ich ihn alsdenn ersuchen wollte,
einen jungen Menschen in seine Dienste zu neh=
men, der gleich mir das Unglück gehabt, in Scla=
verey zu gerathen. Diese List gelang mir; Aline
fand mein Verlangen sehr billig, und wirkte bey
unserm Gebieter die Erlaubniß aus, daß ich ihn
begleiten durfte.

Unterdessen arbeitete Aline heimlich, mein Ein=
verständniß mit Zerbinetten ganz zu zerstöhren,
und bediente sich dazu der Lüge und der List, in=
dem sie ihr in meinen Namen meldete, daß ich aus
Hang zur Freyheit mich entschlossen hätte, den
Mahometanischen Glauben anzunehmen, und in
kurzem eine junge Türkin heyrathen würde, die
mein ganzes Herz besäße. Diese beyden Gründe
hätten auch mein bisheriges Stillschweigen auf ih=
ren Brief verursacht.

Es ist nicht schwer, sich Zerbinettens Empfindungen bey Lesung dieses Briefs vorzustellen. Sie, die ein Schreiben voller Versicherungen meiner Treue und Beständigkeit erwartete, überließ sich zu leicht dem Argwohn, und beschloß mich mit Verachtung zu bestrafen, und sich nicht einmal an mir zu rächen. Bevor sie mich aber gänzlich aufgab, erhielt ich noch einen zweyten und letzten Brief, voller Vorwürfe über meine geheuchelte Liebe, und über meine vermeinte Glaubensveränderung.

Ich war über den Inhalt dieses Schreibens aufgebracht, und zugleich niedergeschlagen. Nach langem hin und hersinnen errieth ich endlich, daß niemand anders als Aline die Hand hier im Spiel haben könne, und daß sie es gethan, um uns beyde auf immer voneinander zu entfernen, und sich an die Stelle meiner Geliebten zu setzen. Dieser Gedanke entrüstete mich so gegen sie, daß ich im Stand gewesen wäre, ihr, mit dem Brief in der Hand, die beleidigendsten Vorwürfe zu machen. Allein die Gefahr und die Mislichkeit meiner Lage brachten mich wieder auf andere Gedanken. Ich mußte mich schlechterdings verstellen, wenn ich meinen Zweck durch sie erreichen wollte, und es gelang mir jedoch nicht ohne Ueberwindung.

Den folgenden Tag erhielt ich durch ihren Sclaven ein Billet von ihr, worin sie mir meldete, daß sie Salnadar bewogen, mich auf seiner Reise nach Gargara mitzunehmen, „erkenne, fuhr sie fort,

hieraus

hieraus meinem Eifer, dir gefällig zu werden, und sey nicht undankbar gegen meine Wünsche. Salnadar gab mir bey dieser Gelegenheit einen Kuß, den ich dem Schein nach mit Herzlichkeit zu erwiedern gezwungen war.." —

Dies Billet hob ich sorgfältig auf, weil es mir bey Gelegenheit dienen konnte, mich an ihr zu rächen, und meine Flucht zu begünstigen. Einige Stunden nachher erhielt ich von Salnadar Befehl, sein Reisegeräthe fertig zu halten, wir reißten den folgenden Morgen mit einander ab, und kamen noch denselben Tag bey der Mündung des Flusses Mariza oder dem ehemaligen Hebrus an. Dann schiften wir uns bei der Stadt Ennos ein, seegelten durch den Meerbusen von Saros, und ließen die Insel Imbros zur rechten Seite, und die Dardanellen zur linken liegen. Dann kamen wir bey Tenedos vorbey, wo wir in der Entfernung die Küsten des alten Phrygiens und die Ruinen von Pergamus erblickten, an deren Stelle jetzt ein schlechtes Dorf steht, welches noch jetzt den Namen Troja führt.

Endlich kamen wir zu Gargara, einer kleinen Stadt an, welche weiter nichts Merkwürdiges hat als einige schön gebaute Moscheen. Hier erkundigte ich mich unter der Hand fleißig nach den Schiffen, die absegeln wollten, und spähte mir gute Gelegenheit zur Flucht aus, denn ich hatte keine Zeit zu verlieren, und durfte nicht wieder mit

Salnadar nach Haus zurücke kehren, wo ich meine Religion zu verändern, und Alinen zu heirathen gewiß gezwungen worden wäre. Aber die Schwierigkeiten zur Flucht waren so gros, daß ich mit jedem Tag in neue Verlegenheit gerieth.

Endlich hörte ich, daß zehn Meilen von Gazara ein Kriegsschiff unter Seegel gehen sollte, welches bestimmt war, auf die Seeräuber im Archipelag Jagd zu machen, und daß, weil es ihm an Mannschaft zu dieser Expedition fehle, man jedem, der sich anböte, ohne weitere Untersuchung annähme. Nachdem ich alles eingeleitet hatte, um diese Gelegenheit zu benutzen, kehrte ich zu Salnadar zurück, den ich in seinem Zimmer allein fand.

Nun eröfnete ich ihm die Unterredung, die ich mit Alinen in der Laube gehabt, und wie sie mir vorgeschlagen, mit ihr in eine entfernte Gegend zu fliehen, um sich daselbst mit mir zu verbinden. Da er es im Anfang zu bezweifeln schien, so brachte ich einen unwiderleglichen Beweis vor, indem ich ihm das letzte Billet, das ich von ihr erhalten, überreichte.

Sobald er ihre Handschrift erkannte, gerieth er in eine solche Wuth, daß ich befürchtete, er würde die Untreue seiner Maitresse auch sogar an mir rächen, und ich mußte zurücktreten, um den ersten Bewegungen seines Zorns zu entgehen. Er bemerkte es, und beruhigte mich, indem er sagte, ich hätte nichts zu befürchten, denn es wäre immer eine gute Handlung, wenn man die Verbrechen und

Treulosigkeiten anderer entlarfte. Er lobte mich, daß ich ihren Einladungen widerstanden hätte, indem ich sonst unvermeidlich in ihre Strafe mit verwickelt worden wäre.

Von diesem Augenblicke an wurde meine Lage ungleich leichter und angenehmer, zwar erhielt ich noch nicht meine ganze Freiheit, aber ich durfte doch außer der Stadt spazieren gehen, ohne daß mich jemand daran hindern konnte, eine Erlaubniß, die nur wenigen von ihrem Herrn am meisten begünstigten Sklaven zu Theil wird.

Salnadar war so beschäftigt mit den Entwürfen seiner Rache, daß er seine Rückreise nach Haus auf den vierten Tag festsetzte, und ich hatte nun nichts dringenderes zu thun, als mich, unter dem Vorwand eines Spaziergangs, aus dem Staube zu machen, wozu ich zwei mächtige Beweggründe hatte, der erste war, die Furcht auf meiner Flucht ertappt zu werden, und den andern, die Hofnung Zerbinetten wieder zu sehen, und sie vielleicht befreyen zu können.

Ich eilte so viel ich nur konnte, und war um die Mitte des Tages bereits sechs Meilen von Gargara entfernt. Müdigkeit und Hunger zwangen mich in einem Hohlweg, wo ich nicht konnte gesehen werden, stille zu halten, und mich einen Augenblick aufs Gras hinzusetzen. Hier nahm ich einige Nahrung zu mir, mit der ich mich vor meiner Abreise versehen hatte, und blieb alsdann noch länger als eine Stunde an diesem Ort in Gedanken

vertieft sitzen. Bald schmeichelte ich mir mit der Hofnung eines glücklichen Ausgangs, bald fürchtete ich wieder in neue Unglücksfälle verwickelt zu werden.

Mit einemmal vernahm ich ein verwirrtes Schreien verschiedener Stimmen, die aus dem Hohlweg herzukommen schienen, der sich weit hin bis an einem dicken Wald fortschlängelte. Es schien mir, als wenn man um Hülfe schrie, ich besann mich nicht lang, zog meinem türkischen Säbel und eilte dem Geschrey nach, bis ich in einer dunkeln Allee einen jungen Türken erblickte, der allein dem Angriff dreier wüthender Kerls aushielt, und sie mit dem Rücken gegen einen Baum gelehnt mit vieler Tapferkeit von sich abzuhalten wußte.

Er konnte indessen diesem Widerstand, ohne matt zu werden, nicht lange aushalten, ich schlug mich daher auf seine Seite, sprang mitten unter die Räuber, und zerstreute sie ohne große Mühe, weil sie schon durch meine unerwartete Erscheinung ausser Fassung gebracht waren. Mit Hülfe des Türken verfolgte ich sie, und wir streckten zwey davon in den Staub, der dritte verdankte sein Leben der Schnelligkeit seiner Füße.

Mahmoud, der junge Türke, den ich eben gerettet hatte, wußte seine Dankbarkeit nicht auszudrücken, nannte mich seinen Befreier, seinen Wohlthäter, und bot mir seine Dienste bey jeder Gelegenheit an. Die Klugheit erlaubte nicht, ihm meine Lage zu entdecken, am wenigsten den jetzigen

gefährlichen Schritt, den ich gethan hatte, daher dankte ich ihm nur im allgemeinen für sein grosmüthiges Anerbieten. Er errieth aber an meiner Kleidung, daß ich ein verstoßener oder verlaufener Sklav seyn müßte, und kam meinem Wunsch mit der Erklärung zuvor, daß er bereit sey meine Flucht zu begünstigen. Da er mich dennoch unentschlossen sah, so beschwor er mich so dringend, mich ihm anzuvertrauen, daß ich nicht länger widerstehen konnte, und ihm mein bisheriges Schicksal erzählte. Ich gestund ihm, daß ich mich über meinen letzten Herrn gar nicht zu beschweren hätte, daß aber die Trauer über das Schicksal einer Geliebten, die gleichfalls Sklavin wäre, und die Unmöglichkeit, Nachricht von ihr zu erhalten, mir alle Freude verbittere. Zuletzt sagte ich ihm noch, daß ich im Begriff wäre, nach Pergamo zu gehen, um meine Geliebte zu befreien, sie von ihrer irrigen Meinung wegen meiner Untreue zu überzeugen, und dann mit ihr aus diesem Land der Sklaverei zu fliehen.

Ich bemerkte an seiner Theilnehmung, daß meine Rede einen starken Eindruck auf ihn gemacht hatte, und er versprach mir, sich nicht eher von mir zu entfernen, bis ich mit meiner Geliebten in Sicherheit wäre. Wir machten uns miteinander auf den Weg, und er unterhielt mich von dem Gefecht, in dem ich ihn angetroffen. Er erzählte mir, daß er in eine junge Türkin verliebt wäre, welche gleichfalls zu Pergamo wohnte, daß er aber einen boshaften und furchtbaren Nebenbuhler an Redzy habe,

der ihm schon einigemal nach dem Leben getrachtet, und heute seinen Zweck erreicht haben würde, wenn ich nicht dazu gekommen wäre. Hierauf versprach er, sich bey seiner geliebten Elmire zu verwenden, damit sie Zerbinetten, mit der sie bekannt wäre, bewege, mir ihr Herz wieder zu schenken, und wenn dies geschehen, hoffe er uns beiden die Freiheit zu verschaffen.

Herzlich froh über diesen Vorschlag versprach ich, mich ganz nach seinem Willen zu bequemen. Wir kamen noch denselben Tag nach Pergamo, wo mich Mahmoud für seinen Sklaven ausgab, und mir bey einem seiner Freunde eine Wohnung verschafte, wo ich einige Tage verborgen blieb. Unterdessen begab sich Mahmoud zu Elmiren, und besprach sich mit ihr über die Mittel, Zerbinetten zu befreien. Erstere erbot sich, einen Brief von mir an letztere zu bestellen, und ich erklärte ihr darinn die Unwahrheit alles dessen, was ihr Aline gemeldet hatte, daß ich z. B. ein Muselmann geworden, und eine junge Türkin geheurathet hätte u. s. w. Zum Beschluß meldete ich ihr, wie ich durch Unterstützung eines Freundes vielleicht Mittel finden könnte sie zu befreien, und daß Elmire ihr darüber nähere Auskunft geben würde.

Mit diesem Brief begab sich Elmire nach dem Pallast des Pascha, unterdessen ich mit der größten Ungeduld den Erfolg davon erwartete.

Wenig Augenblicke nachher traten zwei Personen in mein Zimmer, und ich erkannte sogleich den

Ame'doc, der von Zerbinettens Sklaven, den ich bei Salnadar zurückgelassen, begleitet wurde. Ihre Ankunft war mir doppelt angenehm, da ihre Gegenwart mir nutzen konnte. Ame'doc war seinem strengen Herren entflohen, und wollte nun zu Schiff gehen, um nicht in die Hände der Emissare zu fallen, welche der Kadi von Konstantinopel ihm nachgeschickt hatte. Auf meine Frage, wenn er an Bord gehen wollte, sagte er mir, spätstens binnen zwei Tagen, und das Schiff wäre nach dem Vorgebirg der guten Hofnung bestimmt.

Ich vertraute ihm meine Lage, und bat ihn um seine Unterstützung, die er mir auch sicher versprach. Endlich kam Elmire zurück, und versicherte mich, daß Zerbinette ganz von ihrer irrigen Meinung zurück gekommen, und mich um Verzeihung bitten lies. Elmire hinterbrachte uns ferner, daß Zerbinette im ersten Stockwerke, dicht neben einem Bosquet in dem Garten des Pascha wohnte, und wir nahmen unsere Maasregeln darnach, um so schneller, da wir nur noch eine einzige Nacht zur Ausführung hatten, indem wir den Abend des folgenden Tags an Bord gehen sollten.

Um Mitternacht begaben wir uns nach dem Garten des Pascha, und warteten dort, bis Zerbinette das verabredete Zeichen durch Oefnung des Fensters gab. Meine drei Gefährten lies ich hinter einem Busch zurück, damit die Wachen des Pallasts sie nicht gewahr werden mögten, ich aber blieb allein unter dem Fenster stehen, weil ich als

Janitschar verkleidet war, und daher weniger von den Wachen zu befürchten hatte.

Ich stund voll banger Erwartung da, als Zerbinette mit einemmal das Fenster öfnete, und mit leiser Stimme frug, ob jemand unten wäre? Ich erwiederte eben so leise, sie mögte sich mir nur ohne Bedenken überlassen; „ich will es, erwiederte sie, wenn du mir versprichst, deine Bewegungen zu mäßigen, die uns sonst beiden den Untergang zuziehen würden."

Ich versicherte sie, daß ich meine Freude nach Möglichkeit unterdrücken wolle, zugleich setzte ich die Leiter an, und half Zerbinetten herunter steigen. So wie sie auf dem Boden war, gab ich ihr den Arm, um zu unsern Gefährten zu kommen, die wir auch kaum erreicht hatten, als wir schon von einer Wache verfolgt wurden, die aber wieder umkehrte, sobald sie vier bewafnete Leute erblickte, doch schoß sie ihre Flinte ab, um die Hauptwache herbeizurufen.

Zum größten Glück wurde unsre Flucht durch eine sehr dunkle Nacht begünstigt, und wir waren bald in Sicherheit. Unterwegs fürchtete ich immer noch mit meiner Geliebten eingeholt und wieder von ihr getrennt zu werden; diese Furcht verdoppelte meine Schritte, und wir kamen mit Anbruch des Tages in Mahmouds Haus an, wo wir uns verborgen hielten.

Zwei Stunden nachher erfuhren wir schon, daß der Pascha uns überall aufsuchen lies, ich wünsch-

te jetzt sehnlichst, daß wir doch schon an Bord seyn möchten, hörte aber zu meiner großen Bestürzung, daß der Bascha bereits Befehl ertheilt, die zu Schiff gehenden, und vorzüglich die Frauenzimmer genau zu beobachten, um zu erforschen, ob Zerbinette mit darunter wäre.

Dieser Gefahr konnte sie nicht anders entgehen als daß sie Mannskleidung anzog, und da einige losgekaufte Malteserritter mit an Bord gehen wollten, so erhielt ich leicht eine Uniform von ihnen, welche Zerbinette anzog, und so begab ich mich mit ihr nach dem Hafen.

In demselben Augenblicke kam Mahmoud gelaufen, und berichtete, daß uns allen das gröste Unglück drohe, wenn wir nicht höchstens binnen einer Stunde in freier See wären, indem sein Nebenbuhler Redzy dem Kadi erklärt, daß ich der Mörder seiner beiden Gefährten, ein geflüchteter Sklav wäre, und mich jetzt in Mahmouds Haus aufhielt. Natürlich fiel auch Zerbinettens Entführung auf mich, und so war ich ohne Rettung verloren, aber der Himmel hatte diesmal Mitleiden, und sandte einen günstigen Wind, den die Schiffsleute sogleich benutzten, den Anker lichteten, und schnell aus dem Hafen heraussegelten.

Unsre Flotte bestund aus einer holländischen Fregatte, und einem Kauffartheischiffe, welches große Geldsummen für das Vorgebirg der guten Hofnung an Bord hatte; ferner waren noch drey flache Fahrzeuge dabey. Die Fregatte, welche die

Sultanin hies, hatte zwei und zwanzig Kanonen, nebst vierzig Matrosen, und zweihundert Seesoldaten unter dem Kommando des Admirals Kornelis. Das Kauffartheischiff wurde von einem Kapitain Jannsen geführt, und hatte die befreiten Malteserritter und einige Weiber, nebst fünf und zwanzig Matrosen an Bord. Die platten Fahrzeuge waren jedes mit dreißig Mann Matrosen und Soldaten besetzt.

So waren wir glücklich den Gefahren entronnen, die uns gedroht hatten, und überließen uns der Freude über den guten Ausgang unsrer Unternehmung. Mahmoud war der einzige, der darunter litt, und sich gewissermaßen für uns aufopferte, indem er sich der Verfolgung des Kadi entziehen mußte, und dadurch von Elmiren getrennt wurde.

Mir hingegen lächelte ein froher Blick in die Zukunft, ich sah mich im längst gewünschten Besitz meiner Geliebten, und wir theilten einander die Schicksale mit, die uns seit unsrer Trennung betroffen hatten. Ich erzählte ihr meine beiden Sklavereien zu Algier und zu Adrianopel, nebst der Geschichte mit Belize'a, deren Schicksal wir beide einige Thränen weihten.

Nachher bat ich sie, mir ihre bisherigen Begebenheiten mitzutheilen, und Ame'doc, der eben so neugierig darauf war, unterstützte meine Bitte; wir setzten uns zusammen in einen Winkel, wo dann Zerbinette folgendermaßen anfing.

„Solang jenes Seetreffen zwischen uns und dem Algierischen Korsaren dauerte, war ich in der entsetzlichsten Angst, es nahm zwar bald ein Ende, aber unsere Freiheit war mit ihm verloren. Kurz hernach sah ich dich aus meinem Gesicht verschwinden, und von den Barbaren fortschleppen. Allein in dem untern Theil des Schiffs bat und flehte ich vergebens, mich mit dir fortzuführen, erhielt aber keine andere Antwort, als daß ich für einem andern Herrn bestimmt wäre. Ich überlies mich nun meiner Verzweiflung, und verfiel in eine tiefe Schwermuth, so daß der Korsaren Kapitain zu besorgen anfieng, ich möchte ihn durch meinen Tod um den Vortheil bringen, den er von meiner Existenz zu ziehen hoffte. In dieser Besorgniß befahl er seinen Leuten, mich gelinde zu behandeln, und kam selbst mir zu melden, daß er mich an einem gütigen, menschenfreundlichen Herrn verkauft habe, von dem ich sehr leicht meine Freiheit erhalten könnte. Diese Hofnung richtete mich wieder etwas auf, und wenig Tage nachher reißten wir nach Pergamo ab.

Als wir daselbst ankamen, wurde ich sogleich nach dem Pallast des Pascha gebracht, und fand in seiner Person eine Sanftmuth und Annehmlichkeit des Betragens, die mich ganz für ihn einnahm. Er hatte gar nichts von dem strengen Herrscherton seines Gleichen, und so wie er mich erblickte, empfing er mich mit der Versicherung, daß ich nicht als eine Sklavin würde gehalten werden, sondern seine Gesellschaft und seinen Tisch theilen sollte, und

wenn denn das Gefühl meines Herzens meiner Schönheit entspräche, so würde ich mich am Ende glücklich schätzen, einem Mann anzugehören, der mehr mein Freund, als mein Gebieter zu seyn wünschte.

Nachdem er dies gesagt, lies er mich neben sich sitzen, und bat ihm zu erzählen, wie ich von dem Korsaren gefangen worden. Ich erzählte ihm kurz meine Schicksale, mit Verschweigung unserer Verbindung, weil ich fürchtete, er mögte dir aus Eifersucht nachstellen lassen; zuletzt bat ich ihn, mir zu erlauben, daß ich bey meinem Glauben bliebe. Ich habe auch während meiner ganzen Gefangenschaft nicht die kleinste Zudringlichkeit über diesen Punkt erfahren; er wies mir einige reich meublirte Zimmer an, und erlaubte mir mit den übrigen Weibern seines Harems in seinen Gärten spazieren zu gehen.

Eines Tags, als ich mich mit dem Pascha unterhielt, trat einer seiner Offiziere ins Gemach, dessen Anblick mich im Innersten erschütterte, und indem ich nachsann, woher ich ihn wohl kennen mögte, sah ich ihn blaß werden und zitternd das Zimmer verlassen. Ich erinnerte mich endlich, daß er derselbe sey, der mich in den Wäldern der Franche Comte entführte, und aus dessen Händen du mich rettetest. Der Pascha, der mein Zusammenschrecken bemerkte, verlangte die Ursache davon zu wissen, und ich mußte die Geschichte zu meinem großen Leidwesen erzählen, denn es sey nun, daß der Pascha

mir zu gefallen suchte, oder den Tod meines Onkels an ihm rächen wollte, kurz er befahl sogleich diesem Offizier den Kopf abzuschlagen, und mir ihn zu bringen. Der Befehl wurde so schnell ausgeführt als gegeben, und nachher erzählte mir der Pascha, daß er wirklich diesen Offizier nach Frankreich geschickt hatte, um ihm eine der schönsten Weiber daselbst zu holen, seine Meinung wäre aber nicht gewesen, daß er Mord und Gewalt zu Hülfe nehmen sollte, diesen Zweck zu erreichen.

So angenehm meine Lage war, so seufzte ich doch unaufhörlich nach Freyheit, und die beste Behandlung lies mir doch immer meine Ketten fühlen. Ich verfiel in Melancholie, der Schlaf floh mich, und alles, was der Pascha nur ersinnen konnte, mich zu zerstreuen, war vergeblich. Da er nun täglich in mich drang, ihm die Ursache meines Kummers zu entdecken, so wagte ich es eines Tags ihm zu gestehen, daß meine Freiheit mir schätzbarer als alles wäre, und daß nur Sehnsucht nach ihr meine Traurigkeit verursache.

Ich fand im Augenblick nur zu sehr Ursache, dies offenherzige Geständniß zu bereuen, seine bisherige Sanftmuth verwandelte sich plötzlich in Härte, und er sagte mir mit wilden finstern Blicken: „Undankbare; dies ist also der Lohn meiner Zärtlichkeit, daß du einen Mann verlassen willst, der nur lebte, um dich glücklich zu machen? hab' ich wohl etwas geschont, um dir zu gefallen? ist je eine Sklavin gelinder behandelt worden.... Aber

dein Wunsch nach Freyheit ist vergebens, du sollst mir nicht entfliehen, und ich werde deine Undankbarkeit mit Haß zu erwidern wissen.“ —

Ich war so betäubt vor Schrecken, daß ich kein Wort erwiedern konnte, und halb ohnmächtig einer Sklavin, die neben mir stand, in die Arme sank. Der Pascha entfernte sich augenblicklich aus dem Zimmer, und gleich nachher erhielt ich ein anderes zum Gefängnis, welches verschlossen war, und durch einen Verschnittenen bewacht wurde. Während dieser Zeit schrieb ich an dich, und vertraute den Brief einen Sklaven, über dessen Schicksal ich nachher sehr besorgt wurde. Ich befürchtete, daß er ertappt, und mein Brief aufgefangen worden, aber diese Unruhe wurde plötzlich durch den Schmerz über Alinens treulosen Brief zerstreut.

Ich übergehe das übrige; jener Brief versetzte mich in eine solche Schwermuth, daß ich von Tag zu Tag schwächer wurde, und dem Ende meiner Leiden mit Sehnsucht entgegen sah. Endlich erhielt ich deinen wahren Brief durch Elmiren; ich wollte ihn anfangs nicht annehmen, weil ich dem Innhalt keinen Glauben beimaas, allein es gelang Elmiren bald, dich bey mir zu rechtfertigen. Ich bin tausendmal glücklicher mit dir, in jeder Gegend, wo uns das Schicksal hinführen mag, als mit dem Pascha mitten unter dem Glanz seines Hofs. —„

Solang Zerbinette sprach, hielt ich ihre Hand fest in die meinige geschlossen, und drückte sie

zuweilen, um ihr meine Empfindungen mitzutheilen. Sie wollte auch wissen, wer der junge Mensch wäre, mit dem ich so sehr vertraut schien, und ich stellte ihr Amedoc als meinem Landsmann und Theilnehmer meiner Schicksale vor.

Drittes Buch.

Wir hatten bereits die Meerenge von Gibraltar passirt, um in den Ocean zu kommen, und mir verflossen die Tage so schnell, daß es mir war, als wenn wir erst die Küsten von Morea verlassen hätten. Die Sonne vergoldete bey ihrem Aufgang die See rings umher; der Gipfel des Bergs Abilla wurde immer kleiner vor unsern Augen, und erschien endlich nur noch als ein Punkt am Horizont; die portugiesischen Küsten schienen auf den Seiten unsers Schiffs zurück zu fliehen, und der Ocean zeigte sich uns in seiner ganzen Majestät.

Unter Begünstigung des Windes kamen wir schnell bey den kanarischen Inseln vorüber, woselbst der Sage nach, ein ewiger Frühling herrschen soll, und segelten immer längs der Küste von Afrika hin, als wir am Abend des siebzehnten Tages von einem heftigen Sturm bedroht wurden, den wir glücklicherweise durch das Einlaufen in einen nahen Fluß entgiengen, worauf wir an der Küste von Nigritien die Anker fallen ließen.

Weil der Sturm und das böse Wetter mehrere Tage anhielt, so gieng unser Proviantvorrath sehr auf die Neige, und wir mußten einige unserer Soldaten abschicken, um in den benachbarten Dörfern Lebensmittel zu suchen; sie wurden aber von einigen Haufen Negern angegriffen, und bis zu unsern Schiffen zurückgetrieben. Sie statteten uns jedoch einen so günstigen Bericht von der Fruchtbarkeit des Landes, und dessen Ueberfluß an allem ab, daß wir beschlossen, in hinlänglicher Anzahl eine Untersuchung vorzunehmen. Dem zufolg gingen wir ans Land, nahmen eine Partie Lebensmittel und Kriegsmunition mit, pflanzten sechs kleine Kanonen am Ufer auf, und jeder von uns versah sich mit einer Anzahl Patronen.

Unsre Armee bestund aus vier hundert vier und neunzig Mann; dreißig Matrosen und hundert Soldaten, wurden zur Bewachung der Schiffe zurückgelassen, und der Lieutenant des Kauffartheischiffs übernahm das Kommando über dieselben.

Das Land war uns eben so unbekannt als seine Einwohner; doch entdeckten wir nach einem stündigen Marsch, eine Menge Häuser oder Hütten, deren mit Stroh bedeckten Dächer uns einen geringen Begriff von dem Wohlstand der Einwohner gaben. Als wir noch einen Kanonenschuß von ihnen entfernt waren, kam eine Menge Neger, Männer und Weiber herbey gelaufen; sie waren beinah ganz nackend, und schrien unaufhörlich, wodurch

ihre

ihre Anzahl mit jedem Augenblick neuen Zuwachs erhielt.

Ihre Absicht, uns anzugreifen, war sehr merklich, denn sie kamen alle mit Keulen und Bogen bewafnet, daher unser Admiral befahl, uns schußfertig zu halten. Wenig Minuten nachher stürzten sie sich mit großem Ungestüm gegen uns, und erhoben ein fürchterliches Geschrey, aber unsre erste Salve brachte sie in solche Unordnung, daß sie sich eiligst umwandten und ausrissen; mehrere von ihnen waren jedoch geblieben und verwundet.

Nun rückten wir weiter in ihr verlassenes Dorf ein, und jeder nahm da, was er gebrauchen konnte, dann gingen wir noch etwas weiter und zerstreuten einige Haufen Neger, die sich hin und wieder blicken ließen, gegen Abend aber mußten wir in das Dorf zurückkehren. Unsere Zelten waren am Bord gelassen worden, und wir mußten die Nacht im Dorf, größtentheils unter freiem Himmel zubringen. Mit der Morgenröthe des andern Tags marschirten wir wieder gegen das Ufer zu, um unsere gemachte Beute an Bord zu bringen.

Unterwegs entdeckten wir aber eine geräumige Höhle in einem Felsen, wo wir es für rathsam hielten, unsere Munition aufzubewahren, auf der nun unser ferneres Glück beruhte. Auch die Weiber und Kinder blieben daselbst zurück, nebst zwanzig unsrer tapfersten Soldaten, unter Kommando eines Lieutenants. Drey auf der Höhe aufgeführte Ka-

nonen beschützten die auf der Rheede liegende Fregatte, an deren Bord zehn Matrosen geblieben waren.

Wir hatten auch diese ganze Nacht unter den Waffen zugebracht, und erwarteten die Morgenröthe kaum, um weiter zu marschiren.

Der Admiral befahl, daß man sich mit Proviant und Munition auf mehrere Tage versehen, und sich zum Marsch und Angriff gefaßt halten sollte. Noch vor unserem Abmarsch eilte ich in die Höhle, um von Zerbinetten Abschied zu nehmen. Ich fand sie sehr niedergeschlagen, und sie wollte mir durchaus folgen, weil sie, wie sie sagte, ein Unglück für mich ahnde, und es mit mir theilen wolle. Endlich riß mich Amédoc, welcher befürchtete, ich mögte mich überwinden lassen, und meine Pflicht vergessen, mit sich fort.

Unsere kleine Armee bestund aus drey Korps, wovon das erste von dem Admiral selbst angeführt wurde. Das zweyte stund unter Amédoes Befehl, der bereits in dem amerikanischen Kriege Proben seiner Tapferkeit geleistet hatte, und hier die befreiten Malteser anführte. Er war nach französischer Art, mit einem Degen und zwey Pistolen im Gürtel bewafnet.

Das dritte Korps bestund ohngefähr aus sechzig Mann, theils Franzosen, Spanier und Engländer, und wurde von mir und einem Lieutenant Wich angeführt. Ich führte einen Säbel und zwey Pistolen; Funfzehn Spanier und zwanzig Franzosen führten Karrabiner; die übrigen aber

hatten bloße Säbel. Die Avantgarde bestund aus sechs Matrosen, welche Mahmoud führte, und Ordre hatte, immer fünfhundert Schritte vor der Fronte aufzumarschiren, und sobald er einen Haufen Feinde erblickte, einen Flintenschuß als Signal zu geben.

Das erste Dorf, das unsere Avantgarde entdeckte, war dasselbe, welches die Neger gestern verlassen hatten, jetzt aber war es wieder besetzt und vertheidigt. Die Neger stunden auf einen Trupp zusammen, und berathschlagten sich wahrscheinlich über die Art, wie sie uns angreifen wollten. Sobald sie aber unsre Avantgarde erblickten, stürmten sie auf sie los; sie wurden mit einer derben Salve empfangen, und sogleich verdoppelten wir den Schritt, um die unsrigen zu unterstützen. Die Neger, welche nur sieben Mann vor sich sahen, wurden durch die ersten Schüsse so abgeschreckt, daß sie unsere Ankunft gar nicht abwarteten, sondern übereinander herstürzten, und sogar ihre Waffen wegwarfen, um schneller laufen zu können. Wir verfolgten sie in geschlossenen Reihen, konnten sie aber nicht erreichen, indem sie sehr leicht auf den Füßen waren, und uns bald ganz aus dem Gesicht kamen. Sie zerstreuten sich in die ihnen bekannten Zufluchtsörter, einige liefen in die Dörfer, andere in das Gehölz, und noch andere in Berghöhlen hinein. Wir bemerkten sogar, daß sie vor lauter Furcht, während der Flucht, einander selbst niederstießen; sie hielten uns für höhere Wesen, die mit Blitz und

Donner gegen sie bewafnet kämen, um sie von der Erde zu vertilgen.

Wir rückten zum zweitenmal in ihr Dorf ein, dessen wir uns ohne große Mühe bemeisterten. In einigen Häusern fanden wir einige Negern und Weiber versteckt; die, so sich widersetzten, wurden ohne Schonung niedergemacht, und sechs der Stärksten gefangen. Als man Kriegsrath über sie hielt, waren verschiedne der Meinung, daß man sie unserer Sicherheit aufopfern müsse, um die übrigen abzuschrecken, ich hingegen schlug vor, daß man sie zum Transport des Proviants und der Munition, oder auch zum Schanzgraben gebrauchen mögte. Meine Meinung behielt die Oberhand, und die Gefangenen wurden einzeln in unterirrdische Gefängnisse gesteckt, und eine Schildwache davor gestellt.

Das Dorf wurde nun in drey Kantons abgetheilt, und jeder mit einem Detaschement besetzt. Ein Lieutenant wurde mit zwanzig Mann abgeschicket, um die Wache bey der Felsengrotte abzulösen und die gemachte Beute dahin zu transportiren. Dieser Offizier tröstete auch unsre Weiber über unser Ausbleiben, und versicherte sie, daß wir diese Afrikaner bald zum Gehorsam bringen würden.

Der abgelößte Lieutenant kam nun zu uns ins Lager zurück, und brachte mir gute Nachrichten von meiner Geliebten; zugleich brachte er einen Centner Pulver und einen Sack Kugeln mit, welche sogleich unter unsere Soldaten vertheilt wurden, um Patronen daraus zu machen.

Unterdessen waren zwey Tage und zwey Nächte verflossen, ohne daß wir die geringste Bewegung von Seiten der Neger bemerkten. Wir glaubten, daß sie durch unser Feuergewehr erschreckt, sich ganz aus dieser Gegend entfernt hätten, und uns nun Zeit lassen würden, ein Schiff zu erbauen; allein wir irrten sehr. Dies Volk urtheilte, daß unsere kleine Anzahl einer großen Menge Feinde nicht lange Widerstand leisten würde, riefen daher ihre Nachbarn zu Hülfe, und die folgende Nacht kamen sie an viertausend Mann stark, uns zu überraschen; fanden uns aber wider Verhoffen sehr wohl auf unsrer Huth.

Sie hatten nemlich gegen Mitternacht vier der ihrigen ausgesandt, um das Dorf zu rekognosciren, und ihre Maasregeln darnach zu nehmen, allein unsre Posten waren aufmerksam, und gaben bey Erblickung dieser Spione sogleich Feuer, wodurch das ganze Lager in Allarm gesetzt wurde. Alles war auf den Beinen und unter den Waffen, allein der Feind lies sich dieselbe Nacht nicht sehen.

Mit Anbruch des Tages sahen wir ihn von einem Hügel herab kommen, konnten aber wegen der Staubwolken seine Ordnung und Menge nicht genau übersehen, nur ein dumpfes Gebrüll, dem der Wellen gleich, war von Zeit zu Zeit zu vernehmen. Wahrscheinlich fanden sie den Bericht ihrer Spione zufolg, es nicht mehr rathsam, uns durch List zu überfallen, sondern wollten uns mit Nachdruck angreifen, um uns von allen Seiten zu umringen.

Sie näherten sich unserm Lager bis auf einen Kanonenschuß, und formirten dort fünf Kolonnen, um unsere fünf Korps zu attaquiren. In der Folge erfuhren wir die Namen der Nationen und der Könige, aus denen diese Armee bestand, und ich will sie hier kürzlich anführen.

Die erste Kolonne bestund aus lauter Einwohnern von Nigritien, und stunden unter den Befehlen ihres Königs Ibezut, sie waren mit Säbeln von hartem Holz und Pfeilen bewafnet. Dann kamen vierhundert Kannibalen, unter ihren Anführern Nachezor und Phylor. Ihnen folgten die Botmyren, ein etwas lichtbrauneres Volk als die Negern, unter Anführung ihres Königs Botmyr; dann die Tyrrhenier, von ihrem Oberhaupt Pelaterno angeführt. Zuletzt kamen die Neger von Kongo, deren Waffen in vergifteten Pfeilen bestunden.

Ibezut verschanzte sich mit seinem Korps in das Gehölz, und that von da aus mehrere Ausfälle, unser Feuergewehr streckte eine Menge der seinigen darnieder, dagegen machte er auch einige der unsrigen gefangen, worunter der junge Lieutenant des Kauffartheischiffs war, der mit einem vergifteten Pfeil verwundet worden. Wir waren zu schwach, um die Barbaren aus dem Gehölz zu verjagen, und mußten überdies unsere vortheilhafte Stellung zu erhalten suchen, dieserwegen konnten wir auch keine Mannschaft abschicken, um die Felsenhöhle zu ver-

theidigen, wo ohnehin einige unsrer Kanonen den Feind in Respekt erhielten.

Dennoch urtheilten wir aus dem starken Kanoniren, daß der Kampf heftig seyn mußte, und in der Besorgniß, daß unsre Weiber Gefahr laufen möchten, schickte ich meinen Lieutenant Wich mit zwanzig Mann zur Verstärkung dahin ab. Durch seine Ankunft waren bereits die Tyrrhener von dem Felsen abgeschlagen worden, und in der Ebene zerstreut, als wir erfuhren, daß unser Kauffartheischiff durch die Unvorsichtigkeit eines Matrosen in Brand gerathen, und daß wegen dem Ueberfall der Tyrrhener nur einige Fässer Pulver und Zwieback gerettet worden.

Diese Nachricht machte uns nicht wenig bestürzt, denn nun konnten wir dies Land nicht sobald wieder verlassen; überdies wurden wir gewahr, daß die Neger sich gegen die Fregatte hinzogen, um auch diese in Brand zu stecken. Wir hielten sogleich Kriegsrath, wo der Admiral sein Staunen bezeigte, wie die Feinde so gut von unserer Stellung und dem übrigen berichtet seyn konnten, da doch keiner von uns zu ihm übergegangen wäre. Der Schluß fiel dahin aus, daß wir uns hinter gute Verschanzungen ziehen sollten, wo wir vor den Feinden sicher, ruhig ein anderes Schiff bauen könnten.

Dies war die klügste Parthie, die wir ergreifen konnten, und auch die Neger wurden dadurch beruhigt, indem wir ihnen das Dorf, welches den

Krieg verursacht hatte, wieder abtraten. Der Felsen am Meer wurde zur Verschanzung bestimmt, weil er leicht befestigt, und dann von seinem Gipfel die See und die Ebene bestrichen werden konnte.

Die sechs gefangenen Neger wurden zu der Arbeit bestimmt, und ich begab mich den folgenden Tag mit einigen Soldaten zu ihnen, wo ich aber sehr erstaunte, nur noch fünfe anzutreffen. Ich erblickte einen unterirrdischen Gang, und befahl zwey Soldaten mit Fackeln hineinzugehen. Sie untersuchten und kamen mit dem Bericht zurück, daß der Gang durch verschiedene Krümmungen in die Ebene hinausführte. Nun wußten wir, auf welche Art die Feinde von unserer Stellung unterrichtet worden.

Unsere drey Kolonnen setzten sich hierauf zur Retirade in Marsch; ich führte die Arrier-Garde, und die Bagage und Gefangenen wurden von meinen Soldaten begleitet. Die fünf gefangenen Neger trugen die Munition und die eroberten Waffen, die in einigen Keulen, Pfeilen und Säbeln bestunden. Hinter drein zogen einige Soldaten die Körper ihrer gebliebenen Kameraden auf einen Karren nach sich, um ihnen die letzte Ehre zu erweisen.

Zerbinette kam mir auf dem halben Weg entgegen, und bezeigte mir ihre Freude über meine Rettung. Die armen Weiber waren unterdessen in Todesangst gewesen, indem sie eines Theils das Getümmel des Treffens hörten, und auf der an-

dern Seite unser Schiff brennen sahen; die Frau des einen Schiffslieutenants war sogar tödlich verwundet worden, weil sie sich zu weit aus der Höhle herausgewagt, um sich nach ihrem Mann zu erkundigen. Sie hinterlies einen Sohn, welcher ihrer Schwester zur Erziehung übergeben wurde.

Während daß wir uns noch über unsere Verschanzung berathschlagten, erschien eine Deputation von unsern drey Korps, durch welche die Soldaten den Anführern erklärten, daß sie nicht eher gesonnen wären sich wieder an Bord zu begeben, bis sie noch einige Dörfer geplündert, und das Blut ihrer Kameraden gerächt hätten. Diese Bothschaft gab unserer Berathschlagung plötzlich eine ganz andere Wendung; einige von uns nahmen die Parthie der Soldaten, andere widerriethen es, nachdem aber die Stimmen gesammelt wurden, so fiel der Schluß dahin aus, daß man den Soldaten einige Dörfer wolle zur Plünderung überlassen, nachher aber sollte sich das Bataillon auf die Fregatte, und einige den Negern abgenommene Kähne einschiffen.

Dieser Beschluß mußte nothwendig die Dreistigkeit und den Ungehorsam der Soldaten bestärken, wie es in der Folge auch wirklich geschah. Da nun einmal der Einfall ins Land beschlossen war, so wurden die Zelten abgebrochen, und unser ganzes Korps rückte in den Kanton von Macabo ein.

Diese Provinz ist vielleicht die unzugänglichste von ganz Nigritien, die wilden Pflanzen schießen

in den Felsenritzen zu einer solchen Höhe empor, daß gleichsam eine grüne Mauer daraus entsteht. Der Boden ist nicht fruchtbar, aber mannigfaltig mit Bächen und Wasserfällen durchschnitten, die unsern Marsch ziemlich erschwerten, doch legten wir diesen Abend sieben Meilen zurück, und kamen in ein tiefes Thal, wo wir nichts als den Himmel über uns sahen; der Boden war dicht und hoch bewachsen, und die Felsen schlossen uns von allen Seiten ein.

Die Nacht über besetzten wir die Höhen, um uns vor einem Ueberfall zu sichern, und mit der Morgenröthe marschirten wir weiter. Das Thal wurde hier immer enger und schwieriger zu passiren, und eine Hand voll Feinde hätte uns aufreiben können, denn die Leute konnten nur sehr langsam fort, und die Equipagewagen blieben alle Augenblick stecken, so daß wir binnen zwey Tagen nicht mehr als sechs Meilen zurücklegen konten. Zu diesen Strapazen kam nun noch der Mangel an Lebensmitteln, welche beinah ganz aufgezehrt waren.

Die Soldaten ertrugen dies alles mit bewunderungswürdiger Geduld, und wünschten nur bald aus diesen Defileen herauszukommen, um sich mit dem Feind zu messen.

Endlich erreichten wir das erste Dorf in der Ebene, dessen Bewohner bey unserer Erscheinung ihre Hütten sogleich verließen, und ein fürchterliches Geschrey erhoben. Unsre Leute waren nun nicht mehr zurück zu halten, stürzten in das Dorf

hinein, und machten alles nieder, was ihnen widerstund. Hunger und Strapazen, die sie ausgestanden, machten diese Wuth noch etwas verzeihlich, es war jedoch zu befürchten, daß sie einzeln von dem Feind überrascht und niedergemacht werden konnten; der Admiral lies daher Rappel schlagen, und die Soldaten sammelten sich wieder, und legten die gemachte Beute zu den Füßen ihrer Offiziere nieder, um nachher getheilt zu werden. Der Admiral verwies ihnen derb ihren ungezügelten Hang zur Plünderung, und Insubordination gegen seine Befehle, theilte nachher die Posten aus, und erlaubte ihnen noch einige Hütten zu plündern, jedoch mit dem strengsten Befehl, kein Feuer anzulegen.

Die Beute, die unsere Leute hier machten, bestund in Häuten von Rehen, Gemsen und Tigern, in hölzernen Streitkolben, und einer Menge zahmes Geflügel, z. B. Fasanen, Hühner u. s. w. Auch erhielten wir einige afrikanische Maulthiere, welche die Neger einspannen, um Holz damit aus den Wäldern zu holen. Sie ließen sich auch bloß von den Negern in unsere Wagen spannen, denn vor den Weißen wurden sie scheu und wild.

Wir bauten in diesem Dorf noch einige Wagen zusammen, worauf die Soldaten Befehl erhielten, sich auf fünf Tage mit Lebensmitteln zu versehen, und den dritten Tag setzten wir uns wieder in Marsch. Wir geriethen abermals in ein schreckliches Defilé, und als vollends die Avantgar-

de einen Lärmschuß that, so gerieth alles in Furcht und Schrecken, weil wir von den Anhöhen herunter von wenig Feinden aufgerieben werden konnten. Mahmoud hatte schon ein Korps derselben vor sich im Gesicht, und wagte nicht vorzurücken, bis wir sämtlich zu ihm stießen.

Nun erblickten wir den ganzen Hügel mit Männern, Weibern und Kindern besetzt; es waren die, welche das geplünderte Dorf verlassen mußten, und nun ihre Nachbarn zusammengerufen hatten, um uns in dem Defile' aufzupassen. In dem hierüber gehaltenen Kriegsrath schlug Lieutenant Wich vor, daß man sich aus dem Gesicht der Neger zurückziehen, und einige Scharfschützen in das Gebüsch auf den Anhöhen verstecken sollte, damit diese solang in Furcht erhalten würden, bis die Nacht hereinbräche, unter deren Begünstigung wir dann unserm Marsch fortsetzen könnten.

Dieser Vorschlag erhielt den lautesten Beifall; dreißig Mann wurden auf die Höhen versteckt, und so wie es dunkel wurde, rückten wir wieder in das Defile' vor. Nach einem sehr beschwerlichen Marsch erblickten wir in dem feindlichen Lager einige abgehende Feuer, bey deren Schein wir die Zelten, worin die Weiber und Kinder schliefen, erkennen konnten. Die Männer lagen rings umher auf Thierfellen schlafend. Da wir keinen Augenblick zu verlieren hatten, so wurde eine allgemeine Salve unter sie gegeben, wodurch sogleich das ganze Lager in Schrecken und Angst gerieth. Die Tapfersten griffen

nach ihren Waffen, wurden aber durch unsere versteckten Schützen sehr bald zerstreut. Das Schrecken und der fortdaurende Donner unseres Geschützes brachte sie in solche Unordnung, daß sie mit Hinterlassung ihrer Weiber und Kinder davon liefen. Mehrere wurden niedergemacht, so daß, als der Tag anbrach, der ganze Hügel mit Leichen und Blut bedeckt war. Das erste, was wir nun thaten, war uns des Lagers zu versichern, um Proviant zu erhalten, an dem wir großen Mangel litten.

Nachdem wir etwas gegessen hatten, machten wir noch zwey Meilen, ohnerachtet wir sehr müde waren, allein der Posten war zu gefährlich, um lange da zu bleiben. Endlich kamen wir aus dem Defilé in eine Gegend, die uns weit umher den reizendsten Anblick gewährte. Der Horizont war nicht mehr durch Felsen begränzt, alle Schönheiten der Natur lagen vor uns ausgebreitet; die Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldeten die Gipfel der Wälder, und die grünen Hügel. Der Rasen war mit tausend buntfarbigen Blumen bedeckt, und die Bäume trugen wilde Früchte, und beschützten mit ihrem Schatten die Pflanzen, welche rings umher wuchsen. Selbst unsre Soldaten und Matrosen schienen durch diese Schönheiten gerührt, und stimmten frohe Gesänge an, worüber sie ihre Strapazen vergaßen.

Auf dem Weg trafen wir noch zwey verwundete Neger an, welche sich fortzuschleppen suchten.

Sie wurden gefangen, und ich mußte sie über das Land, worin wir waren, in ihrer Sprache, die ich von Belizea gelernt, ausfragen.

Zuerst frug ich ihn, welche Völker diese Gegend bewohnten, in was ihr Reichthum bestünde, und die Namen der nächsten Dörfer. Der eine antwortete mir zitternd, daß das eben geplünderte Dorf zu dem Kanton Kamsat gehöre, und die Einwohner unter dem König Ibezut stünden, dessen Residenz das Dorf Gozy wäre.

Die Neger des Landes, fuhr er fort, sind sehr arm, und leben von ihrem Land, das sie mit Reiß, Mais und einigen andern Früchten bebauen. Mit den Blättern der Palme und dem Rohr in den Morästen bereiten sie die Dächer ihrer Häuser, und erziehen ihre Kinder zum Ackerbau. Noch setzten sie hiezu, daß das Dorf Gozy allein mehr Reichthümer enthielt, als alle übrigen Dörfer Nigritiens zusammen genommen, weil daselbst der Tribut, den das Volk dem König Ibezut bezahlte, aufgehäuft wäre.

Ich erkundigte mich ferner nach den Sitten der benachbarten Völker, und vernahm, daß die Romsakis beständig in ihren Wäldern lebten, gewöhnlich unter einem stark belaubten Baum wohnten, und sich ganz allein von der Jagd nährten. Die Neger riethen uns, dies Volk nicht anzugreifen, weil es wegen seinem wilden unbändigen Charakter bekannt wäre, und selbst dem König Ibezut viel zu schaffen machte.

Da es gar nicht unsere Absicht war dies Volk anzugreifen, so frug ich nach, ob die unabhängigen Völker dem König Ibezut in Kriegszeiten Unterstützung gäben, und wieviel Mann er im Nothfall stellen könnte. Hierauf wurde mir gesagt, daß obgleich die Celten, Derskiren, Botmiren, und die Kannibalen von Colsea unabhängig von Nigritien wären, sie dem König dennoch Unterstützung gegen seine Feinde gäben.

Ich war bey dem Namen Colsea ganz betroffen, und erkundigte mich, ob dies Volk in der Nähe wohne; der Neger erwiderte aber, es sey unter allen ihren Bundsgenossen am weitesten entfernt; bewohne die Berge von Colsea, und wäre in beständigem Krieg mit seinen Nachbarn den Dolaquiren; in welche Streitigkeiten sich aber Ibezut wegen der großen Entfernung nie gemischt hätte.

Bey dem Namen Dolaquiren gerieth ich in eine solche heftige Bewegung, daß ich kaum meine Thränen zurückhalten konnte. Belizeens letzte Drohungen standen vor meiner Seele, und um meine Rührung vor den Augen der Umstehenden zu verbergen, erkundigte ich mich, welchen Weg wir nach Gozy nehmen müßten. Sie erboten sich zu Wegweisern, und ich versprach ihnen eine ansehnliche Belohnung, wenn sie uns dahin führten; man lies sie auf die Wagen steigen, und das Korps setzte seinen Marsch fort; jeder Soldat marschirte willig in Hofnung der künftigen Beute.

Jetzt kamen wir aus der schönsten Gegend Nigritiens, in die schlechteste, oder morastige, wo eine dicke ungesunde Luft Menschen und Thiere entfernt; sogar die Neger kommen des Jahres nur einmal dahin, um Schilfrohr zu schneiden. Unsre Truppen hatten hier sehr viel auszustehen, die Krankheiten rissen ein, und wegen der großen Anzahl der Kranken waren wir zuweilen gezwungen mehrere Tage liegen zu bleiben. Die Neger versicherten uns, daß wir nur noch zwölf Meilen von Gozy wären, aber doch noch große Moräste zu passiren hätten; unterdessen riß das Uebel immer mehr ein; einige Soldaten waren bereits gestorben, und in wenig Tagen folgten ihnen zween Malteser, ein Spanier, und drei Türkische Sklaven nach. Wir sahen alle einen unvermeidlichen Tod entgegen, und verlangten von diesem Ort aufzubrechen; die Kranken wurden auf die Wagen geladen, und die übrigen schleppten sich fort so gut sie konnten.

Wir kamen aber immer tiefer in die Moräste, und musten in stinkenden faulen Pfüzen herumwaden, wo wir jeden Augenblick stecken zu bleiben fürchteten. Die Soldaten fingen an gegen die Negern zu murren, erklärten sie für Verräther an uns, und sie mußten von dem Augenblick an strenger bewacht werden.

Während wir noch hier waren, kam ein Matrose von unserer Schiffswache bey uns an, der dem Admiral die Nachricht brachte, daß unsere dortigen

Trup-

Truppen geschlagen und zerstreut, unsere Fregatte aber ausgeplündert und nachher verbrannt worden. Wir entsetzten uns bey dieser Nachricht, und erkundigten uns nach dem Schicksal der Frauenzimmer; „Sie leben noch, aber als Sklaven; dies war wenigstens ihr Schicksal, als ich das Glück hatte zu entwischen.„ —

Unsere Bestürzung war unbeschreiblich, wir wünschten gerne, daß unsere Soldaten nichts von dieser Nachricht erfahren mögten, aber wie sollte man sie ihnen verbergen? der Matrose hatte in ihrem Beyseyn seinen Unglücksbericht abgestattet, und die Niedergeschlagenheit war allgemein; jeder glaubte einen Bruder oder Freund verlohren zu haben. Ich war bereits keines Trostes fähig, und mußte noch meinem Kummer verbergen, und ein heiteres Gesicht annehmen, um nur die Soldaten nicht ganz muthlos zu machen. Améдoc suchte mich aufzurichten, und stellte mir vor, daß meine Pflicht erfordere, den Soldaten das Beyspiel der Standhaftigkeit zu geben, die ohnehin schon anfiengen den Muth zu verlieren, aber seine Vorstellungen fruchteten wenig.

Man erkundigte sich nun bei den beiden Negern, wie ihre Nation es mit den Gefangenen zu halten pflegte. Sie erwiederten, daß die Weiber nach der Residenz Ibezuts gebracht, dort bewacht, und nachher an europäische Sklavenhändler verkauft werden würden. Die Beute hingegen wür-

de gleichfalls nach der Residenz gebracht, dort unter einem Zelt zusammengehäuft, und scharf bewacht werden.

Dieser Bericht gab mir wieder einige Beruhigung, ich hatte wenigstens Hofnung nach Gozy zu kommen, und dort alles, was mir theuer war, wieder zu sehen. Der Admiral versammelte unterdessen die Soldaten, und hielt eine Rede an sie, um sie zur Standhaftigkeit und Ausharren im Unglück zu ermahnen. Er erinnerte sie, daß sie noch Waffen hätten, und solang diese noch in ihren Händen wären, dürften wir keine Sklaverei befürchten; er wenigstens würde sie nie verlassen, und lieber mitten unter ihnen umkommen, als sich ergeben. Von den übrigen Offiziers erwarte er dasselbe. Endlich ermahnte er sie, die Kranken gut zu verpflegen, weil wir Arme und Hände nöthig hätten, und dann wollten wir nach Gozy marschiren, woselbst unser Proviant und unser Geschütz wäre. —

Diese mit Ernst und Gelassenheit gesprochene Rede richtete den Muth der Leute wieder auf, und selbst diejenigen, die schon anfiengen zu verzweifeln, faßten wieder neue Hofnung.

Nachdem wir noch zwey Tage und zwey Nächte fortmarschirt waren, fiengen die Lebensmittel an zu fehlen; selbst Wasser konnten wir nicht erhalten, weil weder Fluß noch Quelle in der Nähe war, und so waren wir gezwungen das Morastwasser zu trinken, woraus wieder neue Krankheiten entstunden,

und binnen wenig Tagen waren dreißig Soldaten ausser Stand zu marschiren.

Jezt fieng alles an zu murren; einige wollten gerade zurückkehren, ihre Weiber und Effekten zu Gozy im Stich lassen, und sich verschanzen; andere wollten ein neues Schiff bauen; die Malteser hingegen bestunden darauf weiter zu marschiren; und warfen den andern ihre Feigheit und Muthlosigkeit vor; es entstunden Streitigkeiten, und beinah kam es zum Gefecht. Die Anführer mußten sich unter die Soldaten mischen, um den Tumult zu stillen, und jezt erkannte man erst, daß man dem gemeinen Mann zuviel eingeräumt hatte.

Ein holländischer Matros, Namens Andre'ß, munterte seine Kameraden zur Empörung auf, und stellte sich an ihre Spitze; die meisten Holländer traten auf seine Seite, und Andre'ß beschuldigte nun den Admiral, daß er unbeschränkt über uns alle herrschen wolle, und daß sie eine solche Tirannei nicht zugeben würden.

Der Admiral wählte den Weg der Güte, um sie zur Vernunft zu bringen, aber es gelang ihm wenig, die Gegenparthei wurde vielmehr immer stärker, und nur die Malteser blieben treu auf seiner Seite. Endlich stellte er sich an die Spitze der lezten, und erschien vor den Rebellen mit einer Fassung, die keine Furcht von ihren Drohungen verrieth. Die Malteser drohten sogar die Zelten in Brand zu stecken, und sich mit dem Degen in der Faust einen Weg durch die Reihen zu bahnen, wenn

man ihnen nicht augenblicklich den Rädelsführer André'ß auslieferte.

Der Augenblick war entscheidend, und mußte benutzt werden, wenn wir etwas ausrichten wollten; Amédoc und ich stürzten gerade in das Zelt des André'ß und bemächtigten uns seiner, ohne daß seine Kameraden sich zu widersetzen wagten, so sehr waren sie durch diese unerwartete Standhaftigkeit eingeschreckt.

Der Verräther, der sich nun verlassen sah, warf sich uns zu Füßen, und gestund, daß er den Tod verdient habe, der Admiral hingegen, der immer den Weg der Güte vorzog, übergab ihn seinen eigenen Kameraden zur Bewachung, und beschämte sie durch diese Großmuth so sehr, daß sie wieder zum Gehorsam zurückkehrten, und versprachen, sich künftig blindlings seinen Befehlen zu unterwerfen.

Kaum war dieser kleine Aufruhr gedämpft, so entdeckten wir eine neue weit gefährlichere Verrätherey der gefangenen Neger, welche durch einen unserer Soldaten entdeckt wurde.

Sie wurden beyde in Beyseyn der Soldaten verhört, und mit dem Verbrennen bedroht, wenn sie sich weigerten, die Wahrheit zu gestehen Als sie endlich sahen, daß man wirklich Holz zu dem Scheiterhaufen herbeybrachte, gestunden sie ein, daß sie Willens gewesen, uns alle zu Grunde zu richten, indem sie uns einen Weg geführt, der dem

nach Gozy ganz entgegengesetzt wäre. Sie hätten geglaubt, daß wir in diesen Morästen sämtlich umkommen würden, und in dieser Absicht auch verschiedene unserer Kranken durch giftige Pflanzen hingeliefert. Binnen zwey Tagen wollten sie die vornehmsten Anführer durch dieselbe Art aus dem Wege räumen, und dann mit dieser frohen Nachricht nach Gozy zurückeilen, wo sie von Ibezut eine große Belohnung zu erhalten hoften.

Unter solchen Umständen war die Frage sehr natürlich, welches Mittel sie gebrauchten, um sich vor der Krankheit zu bewahren, und sie zeigten uns ein Kraut an, dessen Wirkung unfehlbar wäre. Unsere Leute eilten, von diesem Kraut zu sammeln, man machte an den Negern die erste Probe damit, und wartete zwey Tage lang den Erfolg ab; da keine Verschlimmerung erfolgte, so war seine Heilkraft hinlänglich bewiesen, und unsere Soldaten freuten sich, dies Rettungsmittel entdeckt zu haben.

Nach dem Ausspruch des ganzen Kriegsraths fiel das Urtheil über diese Negern dahin aus, daß sie durch dasselbe Gift sterben sollten, durch welches sie mehrere der unsrigen hingerichtet hatten. Man ließ von der giftigen Pflanze eine Quantität zerstoßen, drückte den Saft aus, und zwang sie, ihn zu trinken, worauf sie binnen wenig Stunden verschieden. Nachher wurde ein Vorrath von dem heilsamen Kraut gesammelt, und die Kranken da-

mit verpflegt, die sich binnen kurzem wieder erholten.

Noch denselben Abend befahl der Admiral, sich den folgenden Morgen marschfertig zu halten, und die Soldaten gehorchten mit Freuden, weil sie Hofnung hatten, aus dieser gefährlichen Gegend zu kommen. Den andern Morgen setzten wir uns in Marsch, und wählten statt dem bisherigen Weg, die Straße nach Gozy. Wir hatten eine Menge schmaler aber nicht tiefer Kanäle zu passiren, die unsern Wagen etwas beschwerlich fielen, daher wir binnen zwey Tagen nur eilf Meilen zurücklegen konnten.

Am Morgen des dritten Tages kamen wir an einem zwar schmalen aber sehr reissenden und tiefen Strom; lange suchten wir eine Stelle hindurch zu waten, aber vergebens, überall waren hohe Ufer und eine abschreckende Tiefe. Nach mehrern fruchtlosen Versuchen fiengen wir an drey Flöze zu bauen, womit wir einen ganzen Tag zubrachten. Wir hieben das nöthige Holz mit unsern Aexten zurecht, und verbanden es mit Rohr und Schilf. Nachher brachten wir unsre Kanonen, unter Bewachung von zwey Soldaten darauf, wie auch die Wagen und die Maulthiere. Die sämtlichen Truppen wurden auf die beyden andern Flöze vertheilt, welche von dem Strom schnell fortgerissen wurden, und tief unter der Stelle, wo sie abgefahren waren, an dem jenseitigen Ufer glücklich ankamen.

Hier war die Gegend so reizend und fruchtbar, daß wir beschlossen, einige Stunden zu kampiren, um uns zu erholen. Die Zelten wurden längst dem Ufer aufgeschlagen, und die Soldaten fiengen an sich zu baden. Wir fiengen zugleich eine Menge Fische, wovon ein hinlänglicher Vorrath getrocknet und mitgenommen wurde.

Den folgenden Morgen brachen wir auf, und die ausgeruhte Mannschaft marschirte heiter und schnell voran; das Gras war hier sehr hoch und dick, so daß die Wagen nicht gut fortkommen konnten, und zuweilen weit hinter der Fronte zurückblieben; nur eine schwache Bedeckung vom dritten Corps begleitete sie.

Unterweges kamen wir durch ein kleines Dorf von einigen unterirrdischen Hütten, die aber eine solche Armuth verriethen, daß unsre Soldaten es nicht der Mühe werth hielten, hinein zu gehen, sondern weiter fortmarschirten. Die Einwohner verhielten sich ganz ruhig, sobald sie aber unsre Bagage und die schwache Bedeckung erblickten, wollten sie sich ihrer bemächtigen, und fielen die Arriergarde an, die ich selbst anführte.

Ihr Ungestüm schreckte mich gar nicht, und ich befahl nur einmal Feuer zu geben, um sie zu zerstreuen; aber wie groß war meine Bestürzung, als ich plötzlich eine Menge Negern unter der Erde hervorkommen sah, die über die Wagen herfielen. Ich ließ augenblicklich einen Lärmschuß thun, und stellte meine Leute vor die Wagen, um sie zu ver-

theidigen. Die erschrockenen Neger flohen zurück, sammelten sich aber wieder und erneuerten den Angriff. Endlich kamen uns noch fünf und zwanzig Mann zu Hülfe, wir zerstreueten den Feind gänzlich, und die Bagage zog ungehindert weiter.

Das Land schien uns immer bewohnter und fruchtbarer zu werden, und wir schlossen aus der Menge aufeinander folgender Dörfer, daß wir uns einer Stadt näherten. Die Negern, denen wir begegneten, bestätigten uns in dieser Meynung; gewöhnlich flohen sie bey unserm kriegerischen Anblick zurück, und wir ließen sie gehen, ohne ihnen nachzusetzen.

Ein ziemlich hoher Berg verbarg uns den Anblick der Hauptstadt, und wir glaubten uns noch nicht so nahe bey Gozy, denn nach der Aussage der gefangenen Neger waren wir in den Morästen nur noch zwölf Meilen davon, wir hatten aber bis zu diesem Berg über zwanzig Meilen zurückgelegt, und konnten also die eigentliche Lage derselben nicht errathen.

Nachdem der Vortrab auf die Höhe gekommen, um den Marsch der übrigen zu decken, welche den Berg umgehen mußten, so erblickte der Anführer derselben eine Menge Häuser in einer großen Ebene, und fertigte sogleich einen Matrosen mit dieser Nachricht an den Admiral ab. Dieser eilte selbst auf die Anhöhe hinauf, und fand, daß wir nur noch zwey Meilen von der Hauptstadt entfernt waren; einige Neger, die wir zugleich anhielten, meldeten uns auch, daß wir vor Gozy wä-

ren. Ein allgemeines Frohlocken herrschte nun unter der Mannschaft, und wurde noch vermehrt, als uns die Neger berichteten, daß unsere Frauenzimmer daselbst angekommen wären, und daß Ibezut einen großen Theil seiner Armee in ihre Kantons entlassen habe.

Unsere Leute, die nun das Ziel ihrer Mühseligkeiten vor sich sahen, überließen sich der lautesten Freude; einer umarmte den andern, man wünschte sich Glück, und es schien, als wenn die Negern bey unserm bloßen Anblick zurückfliehen sollten.

Meine Empfindungen und Hofnungen sind leicht zu errathen, das bevorstehende Wiedersehen meiner Geliebten erfüllte meine ganze Seele und verbannte die Furcht vor der herannahenden Gefahr, denn es war doch zu vermuthen, daß sich die Neger vertheidigen würden, weil sie an sich tapfer, und sehr an ihrem König Ibezut hiengen.

Wir wußten ferner, daß dieser König persönlich tapfer war, und daß er seinen Unterthanen das Beyspiel des Muths geben würde, um so mehr, da er noch mit seinen besten Soldaten und Wachen umgeben war. Es war ferner zu vermuthen, daß sich die Tapferkeit der Negern beym Anblick der Gefahr in Wuth gegen die Gefangenen verwandeln würde, oder daß sie gar die Stadt in Brand stecken mögten, um der Plünderung zuvorzukommen. Ich theilte diese Besorgnisse meinem Freund Amédoc mit, der mir versprach, daß er sein Le-

ben wagen wolle, um mich und meine Geliebte zu retten.

Schon rückten wir gegen Gozy an; das Gerücht von unserer Ankunft war vorausgegangen, und Ibezut stund an der Spitze von sechshundert Mann vor seinem Pallast. Fünftausend andere waren rings um die Stadt herum vertheilt, um den Eingang zu bewachen. Ueberdies hatte der König bereits Boten nach den benachbarten Kantons abgefertigt, um sie um schleunige Unterstützung zu ersuchen.

Unser Admiral, der von allen diesem unterrichtet war, ließ die Truppen drey Kanonenschüsse weit von der Stadt Halt machen, musterte sie, munterte sie zum Kampf auf, besichtigte ihre Gewehre, Munition u. dgl. und redete sie einzeln an, um ihnen Muth einzuflößen, mit der Versicherung, daß er auf jedem Acht geben, und nach Verdienst belohnen würde. Das sämtliche Corps versicherte ihn des pünktlichsten Gehorsams.

Die Fahnen wehten schon in der Ebene, und auf das gegebene Signal trat jeder in seine Reihe. Dann stellte sich der Admiral vor die Fronte, und gebot mit aufgehabener Hand ein allgemeines Stillschweigen und hielt eine Anrede, worin er den Truppen erklärte, daß ihnen jetzt nichts übrig bliebe, als zwischen Sieg und Sclaverey oder Tod zu wählen. Er erinnerte sie dabey an ihre gefangenen Weiber, an den Ruhm, den sie erwerben, an die Beute, die sie machen, und an

die Ruhe und den Ueberfluß, der auf den Sieg folgen würde. Zugleich ermahnte er sie, sich aller Grausamkeiten gegen die Neger zu enthalten, und sie nicht zu weit zu verfolgen, sondern beständig zusammen zu schließen, und niemals ihre Fahnen zu verlassen. Eben so sehr warnte er sie vor der Plünderung, und setzte Todesstrafe darauf, wer sein Glied verlassen würde u. s. w.

Ein allgemeines Jubelgeschrey gab dem Admiral die Antwort und die Meynung der Truppen zu erkennen, und er verließ sie mit heiterm frohen Gesicht, um mit uns noch einige Plane zum Angrif, Signale u. dgl. zu verabreden.

Der umständliche Bericht aller Vorfälle dieses Treffens würde dem Leser nur ermüden, nur dies einzige will ich davon anmerken, daß wir unsern nachherigen Sieg der List zu danken hatten, indem wir uns stellten, als wenn wir die Bagagewägen vernachläßigten, wodurch der Feind zum Plündern angereizt wurde, sich zerstreute, und uns die Mittel erleichterte, ihn einzeln aufzureiben.

Als die Feinde endlich sahen, daß ihres Königs Wohnung nicht mehr gerettet werden konnte, so wollten sie ihn in Brand stecken, um die Schätze und Weiber, die darin eingeschlossen waren, zu verbrennen. Ich stürzte mich wüthend unter diejenigen, welche mit brennenden Fackeln herbeyeilten, und die meinigen unterstützten mich so gut, daß sie mit Hinterlassung vieler Todten die Flucht ergreifen mußten. Selbst Ibezut sah sich endlich

genöthigt, sich unter einer starken Bedeckung in ein anderes Quartier zurückzuziehen.

Nun benutzte ich den ruhigen Augenblick, vertauschte meinen Säbel mit einer Axt, drang mit meinen Kameraden in das Haus, und schlug eine Thüre nach der andern ein. Die Liebe verdoppelte meine Kräfte, ich wollte der erste seyn, der vor den Frauenzimmer erschien, und kaum war die letzte innere Thür gesprengt, so sank mir Zerbinette blaß und zitternd in die Arme; alle übrigen Weiber umringten mich, und glaubten sich außer Gefahr, weil sie einen von uns in ihrer Mitte sahen. Ihr Dank war meine schönste Belohnung.

Unterdessen vermehrte sich das Geschrey unserer Soldaten, die Kugeln flogen um uns her, und der Donner der Kanonen rief mich zu meiner Pflicht zurück. Zerbinette, die wieder zu sich selbst gekommen, wollte die Gefahren mit mir theilen, und faßte meine Axt, ich nahm Flinte und Säbel wieder, und die übrigen Weiber nahmen Waffen, wie sie welche fanden, und folgten uns nach. Unsere Soldaten empfiengen sie mit frohem Jauchzen, indeß die Neger vor Wuth knirschten, ihre Beute entronnen zu sehen.

Es war jedoch nöthig, die Weiber außer Gefahr zu setzen, und ich befahl, sie nach dem Magazin zu bringen, welches von einem besondern Corps unter Mahmouds und Wichs Befehlen bewacht wurde. Ich begleitete sie mit achtzig Mann dahin, und fand das Magazin mit hundert funfzig

lauter gut bewaffneten und frischen Soldaten besetzt. Ich blieb bey ihnen, und übernahm die Vertheidigung dieses Postens, die mir indessen mehr zu schaffen machte, als ein ganzes Corps. Die Gegenwart der Weiber feuert allerdings den Krieger an, aber anderer Seits machen sie dem Soldaten durch ihre Zaghaftigkeit, Furcht und Geschrey schüchtern, und auf Gefahren aufmerksam, die er sonst übersieht. Es war mir kaum möglich, meine Befehle gehörig zu ertheilen; ich mußte zu gleicher Zeit die Bewegungen des Feindes beobachten, über meine Soldaten wachen, sie mit Rath und That unterstützen, und zugleich auch den Weibern Muth zusprechen.

Unterdessen beschlossen der Admiral und Ame'doc mit den übrigen Truppen den König Ibezut in seinem Zufluchtsort anzugreifen, um ihn wo möglich lebendig gefangen zu bekommen. Das Treffen wurde dadurch sehr hitzig, und von beyden Seiten blieben so viele Leute, daß der Admiral endlich von seinem Vorhaben abstund, und sich etwas zurückzog. Die Feinde, welche nur auf die Rettung ihres Königes bedacht waren, benutzten diesen Rückzug und eilten mit ihm davon, wodurch wir denn auf einmal Meister des Pallasts und der Stadt wurden.

Die Soldaten verlangten nun die Stadt zu plündern, wie es ihnen der Admiral versprochen hatte, und so ungern wir alle dies sahen, so konnte man es ihnen nicht leicht verweigern. Es wur-

de ihnen zwey Stunden zur Plünderung erlaubt, mit dem ausdrücklichen Verbot, kein Feuer anzulegen, oder unbewafnete Neger niederzumachen, sondern sie gefangen zu nehmen. Sie mußten versprechen, sich auf den ersten Lärmschuß wieder einzustellen, und das Magazin wurde mit einem Piquet von funfzig Mann besetzt.

Kaum waren aber die Soldaten ausser den Augen ihrer Obern, so überließen sie sich der zügellosesten Ausschweifung; was ihnen vorkam, wurde niedergehauen, zerschlagen, niedergestürzt, man schonte weder Alter noch Geschlecht, und alles floh vor der Wuth dieser reißenden Thiere. Bald nachher wurden eine Menge Sclaven mit gebundenen Händen zu uns geführt, es waren in allen zwey und dreyßig, die übrigen waren von den Soldaten niedergesäbelt worden. Von allen Seiten kamen unsre Leute mit reicher Beute beladen zurück, einige trugen die schönste afrikanische Wolle, andre Leinwand, Zeuge von allen Farben, rothes Tuch, Sammt, Tapeten, Mousselin, und verschiedene hatten auch ungemünztes Silber und fein gearbeiteten Stahl.

Diejenigen, die in des Königs Pallast eingedrungen waren, kamen mit Hals- und Armbändern von Perlen, Diamanten, Smaragden und andern Edelsteinen, und ihre Mützen und Hüthe wurden mit den prächtigsten Federn geschmückt, welcher Schmuck Ibezuts Konkubinen gehört hatte. Noch andere rollten ganze Fässer der besten Weine und

feiner Liqueurs herbey, und alles verrieth, daß dies Volk einen starken Handel mit den Europäern trieb, denen es seine Gefangenen oder Sklaven vertauschte.

Die Hauptstadt Gozy liegt in einer der schönsten Ebenen Afrikas, und soll nach Aussage der Negern an zwanzigtausend Einwohner enthalten. Die umliegende Gegend ist fruchtbar und angebauter als die übrigen, und man erndtet zweimal im Jahr, Mais und Reis; die Bäume tragen schöne große Früchte, die meisten aber sind wild und herbe. Der stärkeste Handel der Einwohner besteht in Safran und Moschus; auch ziehen sie einen Saft aus einem gewissen Baum, woraus sie Essenzen und Liqueure bereiten.

Der Pallast des Königs wurde durch den Kontrast erhoben, den er mit den umherstehenden Hütten machte; er bestund aus einem langen Gebäude, welches von Marmorpfeilern unterstüzt und hin und wieder mit den Bildsäulen der Volksgottheiten geziert war. Rings umher standen hohe Bäume, die den Eingang beschatteten, und an der Hinterseite waren weitläufige Gärten angelegt, die im Umfang beinah einen Drittheil der ganzen Stadt einnahmen. Die übrigen Häuser waren bloße Hütten mit Schilf und Stroh bedeckt, und nur wenige hatten ein Stockwerk und Fenster.

Der einzige Unterschied, den wir zwischen Gozy und andern afrikanischen Städten bemerkten, besteht in der Regelmäßigkeit der Straßen, dahingegen in allen übrigen, die wir durchzogen hatten,

die Hütten zerstreut und unordentlich unter einander herstanden. Die Häuser von Gozy aber sind ziemlich regelmäßig gesetzt, und es fehlt nur an einigen öffentlichen Plätzen. Die Stadt ist übrigens weder mit einer Mauer noch mit Graben umringt; das Volk hat gar keine Kenntniß von der Kriegskunst, sondern schlägt und vertheidigt sich ohne Ordnung, ohne Grundsätze, in großen Haufen, und siegt gewöhnlich durch die Menge.

Nach einer dreistündigen Plünderung fehlten noch immer mehrere unserer Soldaten, daher der Admiral einen Lärmschuß thun ließ, um sie zu sammeln. Auf dieses Signal kamen sie alle mit ihrer Beute herbey geeilt. Man brachte die Bagage und Muniton auf Wagen, und sobald das Korps beisammen war, wurde Befehl gegeben, eine Stunde von der Stadt zu kampiren, um allen Ueberfall vorzubeugen.

Diese Ordre kam den Soldaten sehr unerwartet, und sie erklärten frech, daß sie die Stadt nicht eher verlassen würden, bis sie ihre Todten begraben, und die Häuser in Brand gesteckt hatten. Sie führten ihre bisherigen Strapazen zur Entschuldigung an, und sagten, daß, da sie lange Zeit unter Zelten geschlafen, sie jetzt doch eine Nacht unter einem Dach schlafen wollten. Man konnte ihnen dies nicht ganz verweigern, dagegen wurde die Nachtwache bis auf sechzig Mann verstärkt, und alle übrigen Truppen in ein und dasselbe Quartier gelegt.

Wir

Wir Offiziere blieben die ganze Nacht bey dem Magazin munter, und verabredeten die weitern Anstalten und Plane. Die ganze Nacht giengen einige Patrouillen mit brennenden Fackeln umher, um den hin und wieder versteckten Negern anzudeuten, daß wir auf unsrer Huth wären.

Mit Anbruch des Tages wurden die Todten begraben, und das ganze Korps verlies die Stadt; die Weiber, Kinder, und Verwundeten setzten sich auf die Bagagewagen, und die Kanonen wurden von den gefangenen Negern gezogen.

Als wir einige Kanonenschüsse von Gozy entfernt waren, sahen wir die Negern auf einer nahen Anhöhe kampiren, die, sobald sie uns entfernt genug glaubten, sogleich wieder in ihre Stadt zurückkehrten, die sie in völliger Verwüstung fanden. Ein Korps von ihnen versuchte unsern Marsch zu verhindern, wurde aber durch einige Schüsse bald zerstreut.

Nach einem dreistündigen Marsch wurden wir in dem Kanton Colzatka durch die zusammengestoßenen Einwohner dreier Dörfer angegriffen, und es kam zu einem hizigen Treffen, wobey wir sieben Spanier, und unserm Lieutenant Wich verloren, doch wurde der Feind zum Weichen gebracht, worauf wir unsern Marsch ungehindert fortsetzten.

Da die Nacht begann herein zu brechen, so schlugen wir unser Lager in einer großen Ebene auf, und die Soldaten schaften Holz herbey, um zu ko-

chen. Rings um das Lager her wurden Feuer angezündet, und um jedes saßen zwanzig Mann, die ihr Abendessen zubereiteten; überdies wurde noch ein Vorposten in einiger Entfernung von dem Lager ausgestellt.

Ich verzehrte mit meiner Geliebten das ländliche Abendessen, das sie selbst zubereitet hatte, und wir unterhielten uns von der Sonderbarkeit unsers Schicksals, welches uns statt eines ruhigen angenehmen Lebens im Schoos unserer Familien, in die Wüsten Afrika geführt, und zu einem herumziehenden beschwerlichen Soldatenleben bestimmt zu haben schien. Ich tröstete sie mit einer bessern Zukunft, und mit der baldigen Endigung unserer jezigen beschwerlichen Lage, dann bereitete ich ihr ein Lager von einigen Mänteln und verlies sie, um an meinem Posten zu gehen.

Den folgenden Morgen waren wir unentschlossen, welchen Weg wir nehmen sollten, denn nirgends war nur ein Fußsteig zu sehen, und in der ganzen Ebene erblickte man nichts als die Fußstapfen der Thiere. Wir sahen uns also gezwungen, die Neger um Rath zu fragen, und dies geschah unter Bedrohung des Todes, wenn sie uns hintergiengen.

Sie versicherten uns, daß wir binnen drey Tagen an dem Ufer der See ankommen, aber bis dahin einen sehr beschwerlichen Weg finden würden. Wirklich wurde den andern Tag der Weg so steinigt, daß unsre Wagen kaum fortkommen konnten; die Weiber und die Gefangenen mußten absteigen

und zu Fuße gehen, und die Soldaten spannten sich mit den Negern vor, um nur nicht die Bagage im Stich zu lassen. Zu dieser Beschwerlichkeit gesellte sich noch der Mangel an Wasser; die Soldaten hatten sich in ähnlichen Fällen mit dem Saft der ausgedrückten Kräuter geholfen, aber hier war weder Gras noch Kraut zu erblicken. Wir kamen zwar wieder auf einen ebenen Sandweg, und marschirten besser, aber Wasser war eben so wenig vorhanden, und die Hitze wurde immer drückender.

Der erschöpfte Soldat konnte sich kaum noch fortschleppen, und die abgematteten Thiere blieben mit unserer Bagage, die sie nicht fortbringen konnten, weit hinter uns zurück, so daß es schien, als wenn die Besieger von Nigritien elend und hülflos in dieser Wüste umkommen sollten. Unsre Noth ging über allen Ausdruck; die Soldaten stachen mit ihren Bajonetten die Erde auf, und saugten sie aus, um nur einige Feuchtigkeit oder Erfrischung für den brennenden Durst zu erhalten. Unser Wein war beinah aufgezehrt, und das wenige, was übrig geblieben war, für die Weiber und Verwundeten bestimmt.

Dessen ohngeachtet murrten unsere Soldaten nicht, und ertrugen mit männlicher Geduld den anhaltenden Mangel an Wasser; sie sahen ihre Kameraden verdurstend an ihrer Seite hinsinken, suchten sie aufzurichten, mußten sie aber gewöhnlich bald nachher in den Sand begraben.

Die Neger und die Maulthiere hatten weniger auszustehen, indem sie an diesen Himmelsstrich gewöhnet, und unter ihm gebohren waren. Wir erinnerten uns, daß wir noch Liqueur und Taffia hatten; alles stürzte über die Fässer her, und einige tranken in der ersten Begierde so unmäßig, daß sie kurz hernach unter den heftigsten Schmerzen starben.

So war unsere traurige Lage beschaffen, als einer der Soldaten, ein Franzose, indem er sein Bajonet in die Erde sties, wider alles Erwarten eine Quelle süßen Wassers entdeckte. Entzückt über diesen Fund füllte er seinen Huth damit an, und bot Zerbinetten zu trinken an. Ich stand eben neben ihr, und konnte mich nicht enthalten den edlen Mann zu umarmen, er verdient es, daß sein Name genannt werde; er hieß Melinet, war aus Soissons gebürtig, und diente unter meiner Kompagnie.

Sobald diese Entdeckung bekannt wurde, lief jeder um seinen Durst zu löschen; dann grub man weiter, und bekam soviel Wasser als nöthig war, zwei Fässer damit anzufüllen. Die allzugroße Gierigkeit, mit welcher einige tranken, und die schlechte Qualität des Wassers bekam jedoch einigen sehr schlimm, und lehrte die übrigen vorsichtiger seyn. Wir verbesserten das Wasser durch einige Tropfen Rum.

Aber nun fieng auch die Fourage an zu mangeln, und die Maulthiere nährten sich nur noch von

Kräutern und wilden Pflanzen, die sie von ohngefähr fanden; da sie aber dabey immer schwächer wurden, so rissen wir den Rasen aus dem Sand aus, wuschen die Wurzeln ab, benetzten ihn mit Wasser und gaben ihnen dies zum Futter. Dadurch wurden sie indessen nur wenige Tage länger erhalten, sie krepirten alle und ließen uns in der größten Verlegenheit, wie wir unsere Bagage fortbringen sollten.

Wir berathschlagten uns lange, und endlich wurde beschlossen, unsere Wagen und Bagage zu verbrennen, und nur den Proviant, die Munition, nebst vier Kanonen zu behalten. Alle unsere Effekten giengen nun im Rauch auf, und die übrigen Kanonen ließen wir stehen, wohl überzeugt, daß die Feinde sie nie gegen uns gebrauchen könnten, indem sie gar keine Kenntniß derselben, noch weniger die nöthige Munition dazu hatten.

Die Soldaten waren so untröstlich über den Verlust ihrer bisher gemachten Beute, daß ihnen der Admiral die Plünderung eines Dorfs versprechen mußte, bevor wir zur See gingen; auch vertröstete er sie mit einer Belohnung von Seiten der Regierung, wenn sie nach Haus kommen würden. Sie ließen sich damit beruhigen, und brachten die Nacht unter Zelten zu.

Den folgenden Morgen wurden die Neger vor die Wagen und Kanonen gespannt, und da wir nun um vieles erleichtert waren, so legten wir diesen Tag sechs Meilen zurück, und machten gegen Abend vor

einem kleinen Gehölz halt. Da es spät war, so wickelten sich manche blos in die Zelttücher und legten sich so auf die Erde schlafen. Die bisherigen Strapazen nöthigten den Admiral hier einen Rasttag zu bewilligen, dagegen befahl er die Zelten nicht zu verändern, und sich den ganzen Tag mit Aufsuchung von frischen Lebensmitteln zu beschäftigen.

Sogleich gieng jeder auf die Jagd aus; unsere Leute zerstreuten sich in das Gehölz, und brachten große Stücke Wildpret zurück. An Holz, Stroh und Nahrung hatten wir nun keinen Mangel; das Wild wurde zerstücket, gebraten, und jeder bereitete sich eine gute Mahlzeit.

An diesem Tag wurde blos noch eine allgemeine Musterung vorgenommen, und es fand sich, daß unser ganzes Korps, Soldaten, Offiziere, Weiber und Negern mit eingerechnet, noch aus vierhundert vier und zwanzig Köpfen bestund.

Jeder Soldat trug außer seinem Gewehr, Lebensmittel an Mais und Wild für zwey Tage, überdies noch einiges Küchengeräthe, und ein Beil, womit sie das Holz zum Kochen fällten; manche trugen noch eine Hacke, eine Schaufel oder eine Sichel, wodurch freilich der Marsch ziemlich erschwert wurde, nimmt man noch die Bagagewagen und die Schwierigkeiten der Wege dazu, so wird man gestehen müssen, daß unsre Leute nicht blos stark, sondern auch voller Muth und guten Willens seyn mußten, um dies alles zu ertragen.

Mit der Morgenröthe wurde das Zeichen zum Aufbruch gegeben, das Lager abgebrochen, und das Korps setzte sich in Marsch. Das Land, durch welches wir kamen, war sehr fruchtbar, und hatte Ueberfluß an guten Früchten und Kräutern. Einige hin und wieder zerstreute Hütten bewiesen uns, daß es bewohnt war, daß wir hier wenigstens keinen Mangel ausstehen würden.

Einige von den Negern, die wir in diesen Hütten anhielten, berichteten uns, daß wir in dem Kanton von Cuenea, einem der fruchtbarsten und bewohntesten von ganz Nigritien wären. Die Einwohner dieser Gegend trugen einen Gürtel von Fasanen und Hahnenfeder um den Leib, und Sandalen an den Füßen, welche mit Bändern an das Bein befestigt waren; der ganze übrige Körper war nackend und mit langen Streifen von verschiedenen Farben bemahlt.

Ihre Weiber trugen ein doppeltes Halsband von Perlen, und große Edelsteine in den Ohren; einige unserer Soldaten waren grausam genug sie ihnen herabzureißen, welches bey diesem Volk eine Art von Beschimpfung ist.

Einige unserer Leute, welche sich einer Hütte genähert hatten, um sie zu plündern, staunten sehr, als sie einige Neger herauskommen sahen, die statt zu entfliehen, sich vielmehr unsern Gefangenen näherten, um mit ihnen zu sprechen. Nachher kamen sie zu uns, und boten uns Früchte, Gemüs, Wasser und Reis an. Ich weiß nicht, ob sie da-

durch ihre Landsleute von uns loskaufen, oder uns blos mit guter Art wieder von sich entfernen wollten. Kurz, wir nahmen ihre Geschenke an, und verboten den Soldaten in ihre Hütte zu dringen, dann gaben wir ihnen Taffia und Rum zu kosten, den sie vortreflich fanden.

Da ich etwas von ihrer Sprache verstand, welche mit der Dolaquirischen große Aehnlichkeit hatte, so erkundigte ich mich, wo wir wären. Sie sagten uns, daß wir nur noch acht Meilen bis an die See hätten, und beschrieben uns eine Küste, wo mehrere schlecht bewachte Kähne lagen. Wir waren so zufrieden mit diesen Negern, daß wir sie beschenkten, worauf sie uns eine Strecke begleiteten, um uns auf einen bessern Weg in bewohnte Gegenden zu bringen. Endlich verließen sie uns, und wurden noch mit einem Fäßchen Brandtwein zum Abschied beschenkt.

Gegend Abend überraschte uns ein heftiges Gewitter, und wir mußten frühzeitig Halt machen. Die Soldaten schlugen in aller Geschwindigkeit die Zelte auf, um sich vor dem Regen zu schützen, aber das Gewitter hielt die ganze Nacht an, und der Sturmwind war so heftig, daß er die Zeltstangen aus dem Boden riß, und sie mit dem Tuch wegführte; eben so wenig konnten wir Feuer erhalten, denn alles Stroh war durch und durch naß.

Mit Anbruch des Tags wurde das Wetter gelinder, und wir machten uns sogleich auf dem Marsch, aber der Regen verlies uns doch nicht,

und hielt den ganzen Tag an; die Wege, die aus einer fetten Erde bestunden, wurden dadurch sehr verdorben, dessen ohngeachtet hatten wir von dieser nassen Witterung weniger auszustehen, als von der unerträglichen Hitze, die uns seit unserer Abreise von Gozy gedrückt hatte.

Dieser Tag war noch wegen der Zurückkunft zweier unsrer Soldaten merkwürdig, beide Engländer, die sogleich von ihren Kameraden umringt und zu dem Admiral geführt wurden. Sie waren ohne Waffen, und ihre zerlumpten Kleider zeigten deutlich wie es ihnen ergangen war; einige trockene Wurzeln, die sie noch bey sich hatten, waren ihr ganzer Proviant.

Diese beiden Leute waren bey der Plünderung eines Hauses zu Gozy von zehn Negern überfallen worden, die sie in einem Kerker steckten und sehr mishandelten, so daß sie umgekommen wären, wenn sie nicht Mittel gefunden zu entwischen. Sie berichteten uns, daß der König Ibezut einen großen Rath versammelt habe, welcher sogleich an alle Kantons von Nigritien den Befehl erlassen, soviel Mannschaft, als sie nur aufbringen konnten, nach Gozy zu schicken, um eine Armee auf die Beine zu bringen. Diese Armee schätzten sie gegen eilftausend Mann, und setzten hinzu, daß zu Gozy alles in Bewegung wäre, und daß die über die Plünderung aufgebrachten Einwohner entschlossen wären, alles zu wagen, um sich an uns zu rächen. Gleich nach unserm Abzug hätten sie die Bilder ihrer Göt-

ter wieder hergestellt, die Tempel ausgebessert, und ihren Götzen Opfer dargebracht, um sie ihnen geneigt zu machen. Ueberall würden Pfeile, Bogen und Streitkolben verfertigt, und alles rüste sich zu einem ernstlichen Angriff.

Die Weiber, welche bey dieser Erzählung gegenwärtig waren, geriethen sogleich in Angst und Schrecken, bis sie der Admiral damit beruhigte, daß sie in den Verschanzungen vor dem Feind sicher bleiben würden. Nachdem die beiden Engländer ihren Bericht geendigt hatten, versah man sie mit Kleidern, und gab ihnen die Waffen derjenigen, die geblieben waren, worauf sie von ihren Kameraden mit Frohlocken zu ihrer Kompagnie zurück begleitet wurden.

Diese Nacht wurde unter Zelten zugebracht, und den andern Morgen hatten wir kaum eine Stunde zurück gelegt, als wir die See ansichtig wurden. Ein allgemeines Freudengeschrey begrüßte sie, jeder fühlte neuen Muth und vergaß die überstandenen Gefahren. Die Soldaten berechneten die Tage, die sie unterwegs gewesen, die Gefahren, die bestanden, und die Treffen, die sie geliefert hatten. Wir hatten zwey und dreißig Tage auf dem Marsch zugebracht, und neun verschiedene Kantons durchzogen, unser Verlust war in Vergleich mit den Schwierigkeiten nicht beträchtlich; die Einnahme von Gozy hatte uns am meisten gekostet; drey Offiziere, die geblieben waren, wurden nun durch drey Soldaten, die sich vorzüglich ausgezeichnet hat-

ten, ersetzt; es waren Thomson, ein Engländer; Achmet ein Türke, und Benonville, ein Malteser; der letztere hatte ein Weib aus den Händen der Negern gerettet, das diese schon fortschleppten.

An dem Meeresufer sammelten wir eine Menge Muscheln und Austern, die uns eine willkommene Erfrischung gewährten. Wir untersuchten den Felsen, welcher bey unsrer Ankunft von einem unserer Lieutenants bewacht wurde, und beschlossen hier eine Art Citadelle anzulegen, und uns gehörig zu verschanzen. Jeder ohne Unterschied griff zu dem Arbeitszeug, Offiziere, Soldaten, Matrosen und Weiber, alles wollte etwas für das allgemeine Wohl thun. Zerbinette kam beinah nicht mehr von meiner Seite, und ich mußte sie oft von der Arbeit abhalten, um ihre Gesundheit zu schonen.

Endlich war der Graben rings herum fertig, wobey uns die dreißig gefangenen Neger die besten Dienste leisteten; dieser Graben wurde mit einer Reihe Pallisaden eingefaßt, und mit zwey schmalen Zugbrücken versehen. Ganz oben auf dem Felsen errichteten wir einen hohen Thurm, um von da aus die Neger in der Entfernung zu beobachten, ohne ihren Pfeilen blosgestellt zu seyn.

Nachdem alle diese Werke fertig waren, wurde jedem sein Posten angewiesen, und die Wachen alle zwey Tage abgelößt. Die Soldaten wohnten in Hütten von Zweigen, die mit Palmblättern bedeckt waren, und die Weiber verfertigten tausend Stück Patronen mit Kugeln, die unter die Soldaten ver-

theilt wurden. So waren wir von allen Seiten gesichert, und fürchteten die Ankunft des Feindes nicht mehr; denn wir hatten auf einen Monath Lebensmittel vorräthig, und konnten im Nothfall noch mehr erhalten; unter den Truppen herrschte Ordnung und Disciplin.

Acht Tage waren so verstrichen, ohne daß wir etwas von dem Feind gewahr wurden, wir glaubten daher, er habe sein Unternehmen ganz aufgegeben, und in dieser Meinung schickte der Admiral die Hälfte der Garnison in den Wald, um das zum Schiffsbau nöthige Holz zu fällen; aber zu derselben Zeit bekamen wir einen ihrer Spione gefangen, der uns entdeckte, daß sie nur auf die Ankunft der Hülfsvölker warteten, um uns desto nachdrücklicher anzugreifen.

Eines Abends, als ich die Wache auf dem Thurm hatte, benachrichtigte mich die Schildwache, daß sie den Tritt zweier Menschen rings um den Graben herum vernehme, ich näherte mich dem Rand, und entdeckte zwey Neger mit Säbeln bewafnet, die hinter einem Busch versteckt in die Verschanzung einzuschleichen suchten. Ich befahl darauf zu schießen, und in einem Augenblick war die ganze Garnison auf den Beinen; die Wache bey der Brücke rückte heraus, und fand die beiden Neger, deren einer erschossen, der andre aber nur vor Schrecken umgefallen war.

Als ich dazu kam, erkannte ich in dem einen Neger denjenigen, der nach der Einnahme des ersten

Dorfs entwischt war. Er schien ganz betäubt vor Schrecken, und suchte noch immer zu entfliehen; wir brachten ihn aber in die Schanze, um einige Nachrichten von des Feindes Absichten durch ihn zu erhalten. Es war aber nicht möglich, ihn zu verstehen, und wir urtheilten nur aus seinen Gebehrden, daß er den Auftrag gehabt, sich fangen zu lassen, und dann unsere Anführer zu vergiften. Es war nöthig, seine Landsleute durch ein Beyspiel zu schrecken, und dem zufolg wurde er an einem dreißig Schuh hohen Pfahl auf der Spitze des Felsens aufgehangen.

Da nun die Feinde ihre Spione nicht zurückkommen sahen, so erschienen sie kurz darauf selbst gegen sechs tausend an der Zahl, und sobald sie im Schuß waren, umringten sie unsre Schanze, um uns von allen Seiten zugleich anzugreifen. Hier empfieng ich sie tapfer mit meinen Kanonen, und schlug sie mit Ame'docs Hülfe zurück.

Nun wurde das Treffen allgemein; wir wollen aber nur die vornehmsten Ereignisse desselben ausheben. Der Sohn des Königs Botmir blieb auf dem Platz; dagegen wurde Ame'doc schwer verwundet, und den Weibern zur Verpflegung übergeben. Der König Ibezut selbst war von mir verwundet worden, und mußte sich zurückziehen; den folgenden Tag aber erschien er wieder an der Spitze von siebenhundert Mann seiner entschlossensten Truppen.

Wir schmeichelten uns mit diesem kleinen Korps bald fertig zu werden, als wir plötzlich die See mit

einer Menge Kähne bedeckt sahen, wovon der gröste zehn Neger und einige Lebensmittel, der kleinste aber nur zwey Mann faßte. Eine einzige Fregatte hätte diese aus beinah dreihundert Kähnen bestehende Flotille zerstreuen können, aber wir hatten ihnen nichts entgegen zu setzen, als unsere vier Kanonen, die jedoch durch eine einzige Lage solche Wirkung thaten, daß einige Kähne in Grund gebohrt wurden, die andern aber in Unordnung geriethen. Der gröste Theil der Neger sprang ins Wasser, schwammen ans Ufer, und verstärkten die Landarmee ihres Königs.

Das Gefecht ging nun von neuem an, und man schlug sich im freien Feld herum, weil wir bereits eine Redoute und eine Kanone verloren hatten; ich selbst war in die Schulter verwundet. In diesem Augenblick kam Zerbinette, die davon benachrichtigt war, aus dem Fort heraus, um mich aufzusuchen, und drang durch das Getümmel durch bis zu mir. Ich erschrak vor der Gefahr, die ihr drohte, gefangen zu werden, und da ich durch den Verlust des Bluts ohnehin schwach wurde, so zog ich mich mit ihr zu Amedoc zurück, so daß die ganze Vertheidigung des Forts den Admiral und seinem Lieutenant allein überlassen war.

Unsre Sachen standen sehr schlimm, die Feinde fürchteten unser Feuer nicht mehr, und drangen immer weiter ein. Schon hatten sie sich der einen Brücke bemeistert, als diese plötzlich unter ihnen einbrach, der gröste Theil stürzte hinunter in den

Graben, und dieser Umstand rettete uns vom Untergang. Die Neger wagten sich nicht auf die zweite Brücke, welche der Admiral überdies mit zwey Kanonen vertheidigte; es schien, als wenn sie den Muth verlören, denn sie zogen sich plötzlich zurück, und ließen sogar ihren König mit wenig Vertheidigern umgeben auf dem Wall zurück. Vergebens strengte er alle seine Kräfte an, um nicht gefangen zu werden, wir drangen mit vereinigten Kräften auf ihn ein, und da sich die Zahl der seinigen mit jedem Augenblick verminderte, so mußte er sich endlich dem Admiral ergeben. Mit ihm wurden zugleich noch zwölf andere Negern gefangen, die wir in Ketten legten.

So endigte sich dieser merkwürdige Tag, der uns einen großen Theil unserer Mannschaft gekostet hatte. Der Sieg kam uns allerdings theuer zu stehen, denn außer den gebliebenen Soldaten, waren, den einzigen Admiral ausgenommen, alle Offiziere verwundet; der Verlust der Feinde war weit beträchtlicher, und ihr König noch obendrein gefangen.

Nachdem wir die Gebliebenen begraben, wurden sogleich die Posten wieder besetzt, denn wir hatten Ursache nicht unbesorgt zu bleiben, indem die Negern alles versuchen würden, ihren König wieder zu befreien; wir hofften zwar, daß sie jezt den Weg der Güte vorziehen würden, doch war nicht sicher darauf zu rechnen.

Indessen geschah letzteres dennoch, denn sobald die Nachricht von Ibezuts Gefangenschaft ruchtbar wurde, so waren seine Unterthanen für sein Leben besorgt; alles gerieth in tiefes Trauren, und es wurden Opfer und Gebete für seine Befreiung verordnet.

Die Tochter des Königs wollte bey dem Unglück ihres Vaters beinah verzweifeln, da sie aber endlich einsah, daß Weinen und Jammer hier nichts hülfe, so faßte sie einen andern muthvollen Entschluß, der die ganze Stärke ihrer kindlichen Liebe bewies.

Am fünften Tag nach unserm Sieg sahen wir einen Haufen Negerinnen sich unserm Wall nähern. Da sie nicht bewafnet, und nicht sehr zahlreich waren, so vermutheten wir, daß sie kapituliren wollten, und machten daher keine Bewegung gegen sie. Sobald sie noch einen Flintenschuß weit entfernt waren, warfen sie sich zur Erde nieder, und wagten nicht weiter zu gehen. Wir erriethen nun die Ursach ihres Kommens, und der Admiral gieng ihnen allein und unbewafnet entgegen, um ihnen alle Furcht zu benehmen.

Sobald er nahe zu ihnen kam, umfaßten sie seine Kniee, und gaben ihm alle Beweise von Unterwürfigkeit; sie sprachen nichts, weil sie wußten, daß wir ihre Sprache nicht verstunden, aber ihre Mienen und Gebehrden sagten alles. Der Admiral faßte die erste bey der Hand, und führte sie

nebst

nebst ihrem Gefolg in das Fort zu uns, wo wir an ihren Gebehrden erkannten, daß die eine die Tochter des Königs, die andern aber ihre Verwandtinnen wären.

Wir ließen sogleich den König Ibezut herbeyführen, und dieser erschrak heftig, als er auch seine Tochter in unserer Gewalt sah; allein das Mädchen bewies ihm durch ihre Munterkeit, und freundliches Zureden, daß sie hier nichts zu befürchten hätte. Wir merkten an ihrem ganzen Betragen, daß sie käme, um ihrem Vater loszukaufen. Sie winkte einer aus ihrem Gefolg, welche hierauf eine Tiegerhaut, die sie trug, vor uns öfnete, und uns eine Menge Gold und silbernes Geschmeide, Edelsteine und d. gl. zeigte, welches der König ehemals von den Europäern eingetauscht hatte. Sie bat uns dies alles zu nehmen, und ihr den Vater wieder zu geben. Wir waren nicht willens ihn zu behalten, aber Gold und Silber war uns jezt überflüssig, daher ich ihr durch einen Neger sagen lies, daß wir kein anderes Lösegeld für ihren Vater und die übrigen Gefangenen verlangten, als Ruhe und die Freiheit ein Schiff zu bauen.

Diese Forderung wurde mit aller möglichen Freude angenommen, und wir machten zur Bedingung, daß sie als Geissel bey uns bleiben sollte, bis wir wieder an Bord gingen; daß man uns unsre Kanonen wieder herausgeben, und uns für den in diesem Krieg erlittenen Verlust entschädigen müsse.

Alle Neger waren so zufrieden mit diesen Bedingungen, daß sie sogleich haufenweis in den Wald liefen, und anfingen das nöthige Schiffbauholz zu fällen; dann machten sie sich mit unsern Leuten so eifrig an die Arbeit, daß wir binnen kurzen vier freilich schlecht equipirte Schaluppen hatten, mit denen wir jedoch hofften, nach dem Vorgebirg der guten Hofnung kommen zu können.

Als wir endlich im Begrif waren, wieder unter Seegel zu gehen, so wurde ein allgemeines Freudenfest gefeiert; einer umarmte den andern, und wünschte ihm Glück zur bevorstehenden Fahrt, und vergaß die überstandenen Gefahren. Noch kurz vor der Abreise errichteten wir auf den Gipfel des Felsens eine Piramide von Steinen zum Denkmal unsers Sieges über die vereinigte Macht der Wilden; und gruben die Namen unsrer Anführer darauf ein.

Der ganze Tag und die folgende Nacht wurde unter lauter Lustbarkeiten zugebracht; man schmaußte und fieng an zu tanzen; Officiere, Soldaten, Negern, Weiber und Kinder alles sprang untereinander herum, und aller Haß war verschwunden; die Negerinnen sangen Friedenslieder, und beschenkten uns mit Kränzen; kurz, alles überlies sich der Freude, Amedoc allein konnte wegen seiner Wunde noch keinen Theil daran nehmen.

Da der Wind eben günstig war, so gab der Admiral das Signal zum Einschiffen. Unsere Kanonen, Munition, unsere Reichthümer und die gegemachte Beute wurden an Bord gebracht, und

der Admiral übernahm wieder das Kommando. Wir gingen dreihundert und funfzig Mann stark wieder an Bord, nachdem wir die Tochter Ibezuts in Freiheit gesetzt hatten. Ihr Vater, der König, beschenkte uns noch bey der Abfahrt mit vier kleinen Negerbarken, welche bey unsern Fahrzeugen den Dienst verrichteten, wie die Schaluppen bey den großen Schiffen.

Bald erreichten wir die hohe See, und überließen uns in Ermanglung eines Kompasses, dem Wind und den Wellen.

Viertes Buch.

Die ersten Tage über hatten wir heftige Winde, die uns ganz von den Küsten abtrieben, die wir zu umschiffen suchten; wir befürchteten sogar, daß unsere ohnehin nicht allzufestgebauten Schaluppen von den Wellen zerschlagen werden mögten.

Den fünften Tag endlich befanden wir uns mitten in einer ganz fremden See, welche selbst unsern erfahrensten Matrosen, die mehrmalen nach dem Kap geseegelt waren, ganz unbekannt war. Wir hoften daher einige merkwürdige Entdeckungen zu machen, und erblickten auch den zehnten Tag darauf, mit Anbruch des Tages sehr hohe Ufer. Wir steuerten darauf zu, und kamen nach einigen Stunden in eine Bai, von der aus wir ein schönes Land erblickten, welches gut angebaut und bewohnt schien.

Wir looßten unter uns, wer zuerst ans Land gehen sollte, um die Gegend zu untersuchen, und von

jeder Schaluppe wurden zwei Mann dazu bestimmt. Der Engländer Thomson, der die meisten Sprachen verstand, erhielt den Auftrag, die Leute anzuführen, und begab sich mit ihnen ans Land; unterdessen harrten wir an Bord auf ihre Rückkehr. Zwey Stunden nachher kamen sie mit vier Ochsen und zehn Hammeln mit Gemüs beladen zurück, die sie den Hirten eines benachbarten Dorfs abgenommen hatten; zugleich meldeten sie aber, daß Thomson und ein Spanier, von den Bauren, welche den Hirten zu Hülfe gekommen, gefangen worden seyn.

Der Vorfall war um so mehr bedenklich, da wir nicht wußten, ob sie nicht unter ein Volk von Antropophagen gerathen wären. Wir berathschlagten bereits, ob wir nicht eine Landung vornehmen, und die Gefangenen mit Gewalt befreien wollten, allein die Menge unsrer Verwundeten, und der schlechte Zustand unsrer Fahrzeuge machten dies Unternehmen gefährlich. Ueberdies schien der Anbau des Landes keine Negern und Wilden zu verrathen, sondern ein gebildetes Volk, welches vielleicht mit eben den Waffen versehen war, wie wir.

Wir waren noch in dieser Unentschlossenheit, als wir eine Menge Einwohner, meistens ohne Waffen, ans Ufer kommen sahen. In ihrer Mitte waren mehrere mit Flinten bewafnet, die sich dem Ufer ganz näherten, um mit uns zu sprechen.

Der Admiral erschien sogleich auf dem Verdeck seines Fahrzeugs, bat im Namen der ganzen Mann-

schaft, daß man uns gastfreundlich aufnehmen möchte, erklärte, daß er ein Holländer wäre, und daß wir nichts Schlimmes im Sinn hätten, sondern blos Wasser an der Küste einnehmen wollten, und daß wir uns wieder entfernen würden, sobald man die Gefangenen zurückgegeben hätte.

Der Anführer des Detaschements lud ihn ein ans Land zu kommen, um sich gegen die Regentin, die über diese Kolonie herrschte, zu erklären. Der Admiral, der dieses für einen Fallstrick hielt, versprach es zu thun, sobald man ihm einige Geisseln schicken würde, die an Bord bleiben sollten, bis er wieder käme. Sobald die Königin hievon Nachricht erhielt, so schickte sie vier ihrer Hofleute an Bord, und der Admiral ging mit mir und zween Maltesern ans Land.

Auf dem Weg nach der Hauptstadt berichtete uns der Offizier, der uns begleitete, daß wir in dem Gebiet einer Kolonie Tartarn wären, die von dem Mogol abhiengen, und daß diese Insel den Namen Magoa führe.

Als wir vor dem Residenzhaus ankamen, fanden wir die Regentin Xalida auf einem Thron von Ebenholz, der mit Elfenbein und Gold ausgelegt war, sitzen; ihre Kleidung war Purpur, und die Hofleute stunden im Kreis um sie her.

Als wir vor ihr standen, redete sie uns in türkischer Sprache an, und frug, woher wir wären, was uns bewogen unsern Weg zu verlassen, und an dieser Insel mit Kanonen und Zurüstungen zu lan-

den, worüber die Kolonie Ursach hätte besorgt zu werden? Wären wir von dem Grosherrn abgeschickt, so müsse sie uns erklären, daß sie dessen Oberherrschaft nicht anerkenne, indem die Tartarn nicht unter seiner Bothmässigkeit stünden. Hätten uns aber Stürme an diese Küste getrieben, so dürften wir nicht das Eigenthum verlezen, die Hirten anfallen, und die Heerden plündern. Dergleichen Ausschweifungen wären unerlaubt, und unsere Leute würden nicht eher frei gegeben werden, bis wir die Waffen niedergelegt haben würden.

Diese Bedingungen waren uns zu auffallend, um es nicht merken zu lassen, daher unser Admiral erwiederte, daß wir uns durch Drohungen nicht schrecken ließen; wir wären mit dem Gebrauch der Waffen zu sehr bekannt, als daß wir sie so leicht niederlegen würden; man dürfe also nicht hoffen uns zu entwafnen, bis man uns überwunden hätte.

Wir gaben dieser Erklärung unserm lauten Beifall, um zu zeigen, daß der Admiral im Namen aller gesprochen hatte, worauf er fortfuhr; er käme allerdings aus den türkischen Staaten, und hätte auch Türken und andere Europäer unter seiner Mannschaft; alle aber wären bereit sie zu unterstützen, wenn sie irgend einen Feind zu bekriegen hätte. Unsre Waffen hätten in Nigritien gesiegt, und wenn sie erst wüßte, was wir gethan, so würde sie Krieger in Schutz nehmen, die zwar lange unglücklich, aber doch immer tapfer gewesen. Wir hätten eine Menge Verwandete und Kranke an

Bord, die Anspruch auf ihr Mitleid machten, und hofften, daß sie ihnen eine Freistatt in ihrem Gebiet nicht verweigern würde.

Er gäbe endlich zu, daß unsere Leute die Landesgesetze verlezt und ihren Unwillen gereizt haben könnten; wir wären aber bereit den Schaden zu ersetzen, und bäten blos um die nöthige Hülfe und Unterstützung. Es fehle uns z. B. an Zwieback, Gemüß und Fleisch, und wir wollten solches gerne von den Einwohnern gegen Gold und andere Sachen von Werth eintauschen. Sie möge uns also erlauben, unsere Kranken und Verwundeten ans Land zu setzen, und die Gefangenen freigeben, so versprächen wir uns friedfertig zu betragen, und nach Wiederherstellung unsrer Leute abzureisen.

Diese Rede that bey der Königin die erwünschteste Wirkung; und die Strenge, mit der sie uns anfangs empfangen hatte, verwandelte sich in Heiterkeit und gefälliges Lächeln, welches sogleich auch die schiefen Gesichter der Höflinge veränderte. Sie wandte sich zu ihnen, empfahl ihnen Achtung gegen uns, und erlaubte uns zu landen, und zwey Monathe lang in der Stadt Magoa zu wohnen. Dieser Befehl wurde unmittelbar darauf auch dem Volke bekannt gemacht.

Unterdessen kam Amedoc mit den für die Königin bestimmten Geschenken herbey, welche in Teppichen von rothen Sammet, Halsbänder von Perlen, goldenen Armbändern und dergl. die wir von Ibezut erhalten hatten, bestunden. Der Admiral

überreichte sie ihr mit einem schmeichelhaften Kompliment, welches sie äusserst gefällig aufnahm, und ihrer Seits wieder unsere sämtlichen Offiziere ansehnlich beschenkte.

Unter andern erhielt Ame'doc das Portrait der Königin, nebst einem kostbaren Ring, den sie von ihren Finger zog, und ihm überreichte. Dies Geschenk war zu schmeichelhaft, als daß nicht einige Große ihres Hofs neidisch darüber werden sollten. Die ganze Audienz wurde mit einer prächtigen Mahlzeit beschlossen, welche ihr sämtlicher Hof, und wir Offiziere beiwohnten; bey Tisch setzte sie sich zwischen den Admiral und Amedoc, ich saß ihr gegen über und Zerbinette an meiner Seite.

Das schmeichelhafte Geschenk, das sie Amedoc gegeben hatte, und der Vorzug, den sie ihn bey jeder Gelegenheit bewies, ließen uns nicht zweifelhaft über den Eindruck, den er auf ihr Herz gemacht hatte. Es war ein junger schöner Mann von vier und zwanzig Jahren, und sein militairisches Betragen wurde durch einen gewissen Anstrich von Sanftmuth gemildert und erhöht. Die Königin verbarg ihm ihre Gesinnungen nicht lang, und er suchte sie zum Besten unsrer aller zu benutzen. Eines Tages, als er allein mit ihr war, warf er sich ihr zu Füßen und erklärte ihr seine Liebe; sie hob ihn gütig auf, und das Tete a Tete endigte sich damit, daß sie versprach, ihm ihre Hand zu geben.

Der Admiral benutzte diese günstigen Augenblicke, um seine Flotte und das Detaschement wieder

vollkommen in Stand zu setzen. Unsere Verwundeten wurden vorzüglich gut verpflegt, und die Einwohner waren gezwungen, alles herbeyzuschaffen, was nur zu ihrer Wiederherstellung etwas beytragen konnte. Unsre Schaluppen wurden ausgebessert und mit allen nöthigen Lebensmitteln versehen, und der Admiral, der im wahren Sinn der Vater seiner Soldaten war, ermahnte sie täglich, mit den Barbaren in gutem Einverständniß zu leben. Oft besuchte er in Begleitung der übrigen Offiziere die Kranken, tröstete sie, und schmeichelte denjenigen besonders, die sich in den Treffen vor andern ausgezeichnet hatten.

Unterdessen dies alles vorgieng, und jeder in vollkommener Ruhe zu leben dachte, machten die Höflinge aus Eifersucht und Neid ein heimliches Komplot gegen alle Europäer, und gegen Amedoc insbesondere. Sie waren wüthend, daß sie durch ihn die Früchte aller ihrer Jahre lang fortgesetzten Intriguen, und Hofnungen verlieren sollten, und folgender Vorfall brachte sie vollends zur Verzweiflung.

Eines Tages wurden die Vornehmsten des Reichs, nebst ihren Weibern und die europäischen Offiziere an Hof beschieden. Die Königin erschien mit Amedoc, den sie zur rechten Seite ihres Throns niedersetzen lies. Hierauf erklärte sie, daß sie ihn zum Gemahl erwählt habe, und befahl ihm in dieser Qualität den Eid der Treue zu leisten, und als ihren König anzuerkennen. Hierauf reichte sie ihm

die rechte Hand, während sie mit der linken ihre Krone abnahm, und sie ihm aufsetzte. Wir alle gaben unsern Beifall laut zu erkennen; aber die Hofleute knirschten vor Wuth, und schwuren in ihrem Herzen der Königin und dem neuen König den Tod. Nach geendigter Ceremonie entlies sie die Versammlung, und befahl einigen Offizieren, dem Volk bekannt zu machen, daß Amedoc sein König sey. Zugleich wurde Befehl gegeben, daß die Hochzeit mit der größten Pracht gefeiert werden sollte.

Sobald diese Nachricht ruchtbar wurde, entstund ein allgemeines Murren. Einige wenige waren zwar zufrieden, daß die Regierung nicht mehr in den Händen eines Weibes blieb, sondern an einem tapfern Mann kam; die meisten aber waren aufgebracht darüber, daß ein Fremder diese Ehre erhalten sollte, auf die sie lange Jahre her Anspruch machten. Die Großen erhielten daher das Misvergnügen unter dem Volke, und suchten eine allgemeine Empörung zu Stand zu bringen.

Die Königin beschleunigte indessen die Anstalten zu ihrer Hochzeit = Feierlichkeit, und wenn je Tapferkeit und Einsichten Anspruch auf eine große Belohnung machen durften, so verdiente Amedoc den Vorzug vor seinen Mitwerbern, allein statt der öffentlichen Freude, fand bey dieser Feierlichkeit mancher sein Grab, und Thränen und Klagen traten an die Stelle des Vergnügens.

Das Volk war von jeher leicht zu hintergehen, und ist aller Eindrücke fähig; um so leichter war es

den Großen von Magoa es zu überreden, daß der neue König ein Tirann seyn, und sie alle von den öffentlichen Aemtern entfernen würde, um seine Landsleute, die Europäer, vorzuziehen. Dies Vorgeben fand leicht Glauben; man hielt sich gegen unsere Truppen nicht stark genug; die Garnison der Insel bestand nur aus einen kleinen Korps Tartarn, welche die Bewachung des Pallasts und der Stadt besorgten; man hatte wenige Kanonen und kein einziges Schiff; indessen konnten doch dreißigtausend Mann Truppen zusammen gebracht werden, die, wenn sie etwas von Kriegswesen verstunden, uns viel zu thun gemacht haben würden.

Während die Großen noch beschäftigt waren das Volk aufzuwiegeln, erscholl plötzlich die Nachricht, daß die Königin in ihrem Pallast ermordet worden. Die ganze Stadt gerieth darüber in Bewegung, alles griff zu den Waffen, man versammelte sich auf den Hauptplätzen, und der Pallast wurde umringt. Die Empörer beredeten das Volk, daß unsre Offiziere aus Eifersucht über Amedocs Glück die That verübt hätten, und dies Gerücht kam endlich bis zu unserm Admiral.

Er merkte die Gefahr, die uns drohte, sammelte sogleich seine Truppen, soviel deren in der Nähe waren, stellte sich an ihre Spitze, und lies eine Kanone losbrennen, um die übrigen zusammen zu rufen. Dieser Schuß war das Signal zur Empörung, die Einwohner glaubten, daß wir die Stadt plündern wollten, und alles stürmte auf die Euro-

päer los, um sie auszurotten. Unser Korps wurde immer stärker, und ich erhielt den Auftrag, mit sechzig Mann nach dem Ufer zu eilen, um das Anzünden der Schiffe zu verhüten.

Mehrere der unsrigen kamen jedoch im Gedräng um; und Amedoc insbesondere war ganz von Feinden umringt, und im Begrif zu unterliegen, als einer unsrer Spanier Pantaleone mit dem Säbel mitten unter die Mörder sprang und sie zerstreute. Amedoc wurde nun wieder von den seinigen unterstüzt und gerettet. Die Großen feuerten das Volks noch immer stärker an, und der Admiral, der einer solchen Menge nicht gewachsen war, mußte sich zurückziehen, welches nicht in der besten Ordnung geschah; sobald er auf den Schiffen war, lies er mit Kanonen unter den Haufen feuern, der sich dann mit größter Eilfertigkeit entfernte, und wir benutzten dies Schrecken, um eiligst an Bord zu gehen.

Ohnerachtet dieser Auftritt mit den Tartarn uns einige Leute gekostet hatte, so wurden doch während unserm Aufenthalt die meisten unsrer Kranken wieder hergestellt, wir hatten Ueberfluß an Proviant, und eine reiche Ladung an Geschenken, die uns die Königin gemacht hatte.

Als wir sämtlich an Bord waren, wurden die Schaluppen und Barken näher an die Fahrzeuge gezogen, und dann im versammelten Kriegsrath der Spanier Pantaleone wegen seiner bewiesenen Tapferkeit zum Rang eines Lieutenants in Amedocs Korps erhoben, welches zur allgemeinen Freu-

de der Mannschaft geschah, und mit sechs Kanonenschüssen gefeiert wurde. Der Admiral, der ihm sein Wohlwollen noch besonders bezeigen wollte, beschenkte ihn mit einem kostbaren Degen, den er von der Königin Xalida erhalten hatte.

Nach einer siebentägigen Fahrt kamen wir an eine Insel, die wüste und unbewohnt schien, und da wir eben Mangel an frischem Wasser litten, wurden zwey Barken abgeschickt, welches zu füllen. Sie nahmen leere Fässer und acht Matrosen mit, welche ans Land giengen.

Einer der Matrosen entfernte sich etwas von seinen Kameraden, und erzählte uns nachher, daß er einen Mann begegnet, der ihn portugiesisch angeredet, da er aber diese Sprache nicht verstand, so habe er blos aus seinem Ton und seinen Gebehrden geurtheilt, daß er unglücklich seyn müsse. Ich fühlte Mitleiden und Neugierde den Mann näher zu kennen, und erhielt die Erlaubniß mit Thomson und zwei Spaniern ans Land zu gehen.

Wir giengen tief in das Innere der Insel hinein, und kamen endlich bey einigen Hütten an, wo wir nichts als einige alte Meublen, Bücher und einige Instrumente fanden. Aus diesen Gegenständen, und der Anzahl der Hütten schloß ich, daß sich einige Flüchtlinge hieher gerettet haben müßten.

Ich feuerte eine Pistole los, um mich den Einwohnern zu erkennen zu geben, und gleich darauf erschien ein Mann von ziemlichem Alter, dessen Figur und Anstand viel Edles hatte, aber seine

Züge verriethen Unglück und Gram. Sein Kleid bestund aus einem groben Zeugrocke, er trug Halbstiefeln nach Art der Soldaten, und seine Phisiognomie hatte ein Gehalt von Standhaftigkeit und Ergebung, aus welchem eine nicht gemeine Seele hervorleuchtete. Ich hielt ihn für einen Mann von Erziehung und Stand, näherte mich ihm in dieser Meinung, unterdessen daß noch mehrere eben so interessante Personen um ihn herumtraten, die, obgleich unbewafnet, unsere Annäherung nicht zu fürchten schienen.

Der Alte hielt nun eine Rede in portugiesischer Sprache an mich, die ich nur halb verstand, von meinen Spaniern aber verdollmetscht wurde, und deren Innhalt war, warum wir mit einem bewafneten Gefolg an diese Insel gekommen? er wünschte, daß wir in größerer Anzahl gekommen wären, so hoffte er nicht lange mehr von seinem Volke entfernt zu leben, und die Tirannen, die ihn in diese Insel verwiesen, würden alsdenn ihre verdiente Strafe erhalten; denn er zweifle, unserm Aeußern nach zu urtheilen, gar nicht, daß wir ihm beystehen würden.

Der Mann gefiel mir so sehr, daß ich es bedauerte, mit ihm durch Dollmetscher reden zu müssen; ich lies ihm blos sagen, daß ich von dem Admiral abgeschickt worden, um diese Insel zu untersuchen, daß unsre Flotte am Ufer vor Anker läge, und die Mannschaft aus mehrern europäischen Nationen bestünde.

Hierauf kehrte ich mit dieser Nachricht zu dem Admiral zurück, und lies die beiden Spanier bey ihm. Der Admiral ging sogleich mit sechs Mann ans Land, und befahl Amedoe niemand ans Ufer zu lassen. Ich begleitete ihn zu dem Alten, der unterdessen von den Spaniern gehört, daß ich ein Franzose wäre, und erklärt hatte, daß er meine Sprache auch verstünde und sogar Franzosen um sich habe.

Er erklärte uns jetzund, daß er König der Santarischen Inseln wäre, über welche seine Voreltern im Namen des Königs von Portugal mit dem Titel als Vicekönig regiert hätten; sein Vater aber wäre nachher wirklicher König davon geworden, und so wäre er vermöge seiner Geburt Beherrscher dieser Inseln. Er nannte sich Don Pedro Luenco und setzte hinzu, daß der portugiesische Hof seinem Vater, in Rücksicht seiner geleisteten Dienste, Unterstützung versprochen habe, im Fall seine Staaten angegriffen würden; seit langer Zeit aber wäre kein portugiesisches Schiff an dieser Insel erschienen; das Volk habe sich unterdessen gegen ihn empört, und ihn in diese Wüste verbannt, wohin ihn einige treue Anhänger gefolgt wären, in deren Umgang er nun ein Jahr lang sehr ruhig hier gelebt hätte.

Das Uebrige von der Geschichte dieses merkwürdigen Mannes erfuhren wir von seinen Begleitern. Don Pedro hatte sich durch seine Wohlthätigkeit und Gerechtigkeitsliebe vor seinen Vorfahren den

Vicekönigen sehr ausgezeichnet, deren Geiz und Grausamkeit das Volk sehr gedrückt hatte. Seine Unterthanen liebten ihn, und gaben ihm den Namen des Wohlthätigen; alles war unter seiner Regierung glücklich, jeder war durch die Gesetze geschützt, und überall herrschte Ueberfluß und Eintracht; dennoch stürzte ihn seine allzugroße Güte und Nachsicht ins Unglück, welches er mit wohl angebrachter Strenge gegen seine undankbaren Unterthanen wohl hätte vermeiden können.

Don Pedro wollte uns bewirthen; der Admiral lies durch die Matrosen einige Tische im Schatten der Bäume aufschlagen, und unsere Offiziere und Frauenzimmer wurden eingeladen ans Land zu kommen. Bey Tisch erschien auch Donna Helena, die schönste Tochter Don Pedros, nebst den übrigen portugiesischen Herren seines Gefolgs. Als wir abgegessen hatten, nahm Don Pedro nochmals das Wort, und hielt eine lange Rede, worinn er uns von seinem Schicksal unterrichtete, und deren Innhalt kürzlich folgender war.

Er hatte fünf und dreißig Jahre lang die Santarischen Inseln beherrscht, und die Unterthanen fühlten ihr Glück so sehr, daß sie sich, um es nicht zu stören, allen Verkehr mit andern Völkern versagten, und lieber ganz unbekannt blieben. Ihre ganze Flotte bestund aus wenig Fahrzeugen, womit sie die Küsten befuhren, um leichter von einem Ort

zum

zum andern zu kommen. Die Portugiesen selbst schienen diese Inseln ganz vergessen zu haben.

Diese glückliche Lage wurde auf einmal durch den Ehrgeiz des Don Loresano, eines Großen am Hof, den Don Pedro erhoben, und mit Wohlthaten überhäuft hatte, gestört. Don Loresano strebte nach der Oberherrschaft, und brachte zuerst dreißig Personen aus der niedrigsten Volksklasse auf seine Seite. Diese warfen sich als Beschützer der Rechte des Volks auf, und Loresano unterstützte sie mit Geld wo es nöthig war. Don Pedro, der auf die Liebe seiner Unterthanen, und die Treue seiner Armee, rechnete, achtete anfangs die Rebellen wenig, bis ihn die traurige Erfahrung überzeugte, daß man nie auf Volksgunst rechnen dürfe.

Unterdessen hatte Don Loresano seine Partei mächtig verstärkt, zog sich mit seinem Anhang nach der Insel St. Helena zurück, und suchte auch die übrigen Inseln auf seine Seite zu bringen; einige Städte eilten ihm auch wirklich zu.

Nun erwachte Don Pedro aus seiner Gleichgültigkeit, und schickte seinen Sohn mit drey Fregatten ab, um die Insel St. Helena wieder zu erobern, und die Empörung zu dämpfen; allein die Mannschaft lies sich von den Rebellen bestechen, und nur ein einziges Korps blieb dem Prinzen treu, und suchte ihn zu retten, aber der größte Theil wurde gefangen und der Prinz selbst blieb im Gefecht.

Hierauf empörte sich auch die Insel Santari, wo Don Pedro residirte, das Volk umringte seinen Pallast, und hielt ihn mit seiner Familie darinn gefangen. Loresano kam auf diese glückliche Nachricht mit einer furchtbaren Macht selbst nach Santari hinüber, und die Hauptstadt öfnete ihm die Thore. Die Rebellen stürzten sich in dem Pallast, und wollten die regierende Familie ganz ausrotten, aber die Leibwache des Königs und einige wenige Freunde widerstunden ihnen muthig, und einer der treuesten Anhänger Don Pedros, Namens Montemayor, opferte sich beynah für ihn auf, indem er mit Wunden bedecket zu seinen Füßen niedersank.

Dennoch unterlagen sie endlich der großen Anzahl, Don Pedro wurde gefangen, und nebst seiner Familie und einigen Freunden nach dieser wüsten Insel gebracht, wodurch freilich Loresanos Absicht nicht ganz erreicht war, der ihn gerne nicht mehr am Leben wissen wollte. Hier auf dieser Insel bauten sie sich einige Hütten, und nährten sich von dem Feldbau; bald nachher stießen mehrere seiner treuen Unterthanen, die der Tiranney Loresanos müde waren, zu ihm, und eine größere Menge sammelte sich auf den Inseln Cos und Oviedos, so daß Don Pedro jezt zwar wieder einen starken Anhang hatte, doch war er noch nicht stark genug sich mit dem Tirannen zu messen.

Sein ehmaliges Reich verfiel unterdessen in Anarchie. Raub, Plünderung, Gewalthätigkeiten wur-

den allgemein, und dreißig Tirannen, die auf Santari residirten, theilten die Herrschaft unter sich. Ihre Anhänger hielten die übrigen Inseln im Zaum, und wußten Volk und Soldaten so gut zu verblenden, daß sie ohne Scheu sich alles erlauben konnten, was sie wollten.

Hier endigte Don Pedro seine Erzählung, und setzte hinzu, daß seine ehemalige Armee selbst die Tiranney begünstige, und daß ihm weiter keine Hofnung übrig bliebe, als daß wir seine Parthey nehmen und die gute Sache retten mögten. Er wandte sich mit dieser Bitte an unsern Admiral, und versprach ihm zur Belohnung ein Schiff und alle Erleichterungen zu verschaffen, um nachher seine Reise ungehindert fortsetzen zu können.

Der Admiral nahm dies Erbieten an, und sagte, er mache es sich zur Pflicht, ihn zu unterstützen; er könne also auf ihn und seine Truppen rechnen, welche, obgleich nicht zahlreich, dennoch hinreichend seyn würden, die Rebellen zu bestrafen. Zuvörderst mögte er ihm aber sagen, wie stark seine Feinde wären, ob sie Schiffe und feste Plätze hätten, und wie hoch sich ohngefähr die Zahl derer belaufen möchte, auf deren Beystand er rechnen könne.

Don Pedro erwiederte, daß es der Inseln sieben wären; ihre Seemacht bestünde nur in zwey Fregatten und einem einzigen Hafen; die beiden Inseln Cos und Oviedos wären ihm treu geblieben, woselbst ein Fort und sechs Kanonen wären; die

Bevölkerung überhaupt könnte sich auf acht und dreißig tausend Einwohner belaufen, aber es wären lauter weichliche zum Krieg untaugliche Leute, so daß er sich auf niemand sicherer verlassen könne, als auf seine jezigen Begleiter, die seine Leibwache ausmachten.

Der Admiral merkte wohl, daß er auf wenig Unterstützung rechnen könnte, indessen schienen ihm die Begleiter Don Pedros wackere Leute, mit denen etwas auszurichten wäre. Er schlug vor, daß man einen davon nach den Inseln Cos und Oviedos schikken solle, um dort die Gesinnungen zu erforschen, und den Zustand der Forts zu untersuchen. Don Pedro billigte dies, und der Admiral versprach zwey Barken zu dieser Expedition herzugeben. Unterdessen begab er sich wieder nach den Schiffen, befahl der Mannschaft ans Land zu gehen, und traf Anstalten zur Errichtung eines verschanzten Lagers. Ein Spanier, Namens Larica, blieb einstweilen beim Don Pedro, um ihn von unserm Krieg mit den Negern zu unterhalten.

Wenig Tage nachher hielt der Admiral eine General-Musterung über die Truppen, welcher die Portugiesen beiwohnten Donna Helena war gleichfalls gegenwärtig, und ließ sich von Larica die Namen der Offiziers und Soldaten nennen, die ihr am meisten in die Augen fielen. Sobald das Signal gegeben wurde, liefen die Soldaten nach den Waffen, stellten sich in Reihen und Glieder, und marschierten zwischen den Zelten und dem Ge-

folg Don Pedros durch, ohne noch zu wissen, zu welchem Zweck man sie bestimmt hatte. Nachdem das Bataillon über das Lager hinaus war, schwenkte es sich, marschirte gegen die Zelten, und stellte sich in eine lange Fronte.

Jezt trat der Admiral vor sie, und eröfnete ihnen, was er Don Pedro versprochen, und wie er dabey ganz auf ihre Ergebenheit zu ihm, und auf ihren bekannten Muth rechne. Er bäte sie also, die Vertheidigung eines gerechten aber unglücklichen Fürsten zu übernehmen, und die Verräther zu bestrafen, die sich gegen ihn empört hätten.

Das ganze Korps bewies seine Bereitwilligkeit durch lautes Jauchzen; Gerechtigkeit war die Losung, und alle schwangen ihre Degen und Säbel hoch empor, zum Zeichen ihrer Einwilligung. Don Pedro schien dadurch gerührt, trat näher zu den Offizieren, dankte ihnen aufs verbindlichste, und bat sie auch, ihren Soldaten seine Erkenntlichkeit zu bezeigen.

Nachher begab er sich zu den Schiffen, und ob sie gleich keine Flotte vorstellten, so freute er sich doch, soviel Geschütz und Munition darauf zu finden. Hierauf wurde Amedoc nebst zwey Maltesern und vier Portugiesen nach den Inseln Cos und Oviedos abgesandt, um die Stimmung der Gemüther daselbst zu erforschen.

Wenig Tage nachher kamen sie mit der Nachricht zurück, daß das Volk und die Garnison dem König sehr ergeben wäre. Sie hatten auf diesen

Inseln nur zwey Fahrzeuge mit Seegeln, und einige Ruderbarken gefunden, und die ganze Garnison von beiden belief sich ohngefähr auf fünfhundert und funfzig Mann. Dagegen hatten sich alle Anhänger des Königs, Adel und Soldatenstand in das Fort von Cos geworfen, und die Garnison und das Volk waren auf ihrer Seite, selbst die Bauren erboten sich, für ihren Herrn die Waffen zu ergreifen. Amedoc hatte die einen und die andern in ihrem Eifer bestärkt, und ihnen mit Belohnungen geschmeichelt.

Der Admiral hatte zu Donna Helena eine gewisse Neigung gefaßt, gegen die sie nicht gleichgültig schien. Sie und Zerbinette waren unzertrennlich, und wohnten allen unsern Arbeiten bey. Don Pedro, der des Admirals Gefälligkeit gegen seine Tochter bemerkte, hofte desto mehr von der bevorstehenden Unternehmung, und versprach ihn Donna Helena zur Gemahlin, sobald er ihn wieder auf seinem Thron eingesezt hätte.

Von Helenens Einwilligung war der Admiral versichert, und dies feuerte ihn an, die ganze Unternehmung zu beschleunigen. Die Schiffe giengen nach der Insel Cos unter Seegel, und sobald sie daselbst ankamen, steckten die Einwohner die königliche Fahne aus, und begrüßten uns mit vier Schüssen. Don Pedro hielt seinen Einzug in das Fort unter dem Zujauchzen des Volkes und der Garnison. Die Malteser nebst hundert Mann unsrer Truppen wurden unter Anführung von Amedoc

und Pantaleone nach der Insel Oviedos detaschirt.

Das Gerücht, von der Ankunft des Königs auf Cos verbreitete sich schnell auf die andern Inseln, und die Einwohner von Santari geriethen in große Bestürzung. Don Loresano und die dreißig Tirannen suchten sie dagegen zu beruhigen, rechneten ihnen die Anzahl ihrer Truppen vor, rühmten dem Eifer und die Anhänglichkeit derselben, und suchten ihnen dadurch ein Vertrauen einzuflößen, das sie selbst nicht hatten.

Das Volk beruhigte sich und stützte seine Hofnung auf die Soldaten, die nur durch ihre Anzahl etwas waren, und Waffen hatten, deren Gebrauch sie kaum kannten. Alles rüstete sich zu einem muthigen Widerstand, die Städte wurden mit Pallisaden umgeben; Tag und Nacht wurden Waffen geschmiedet, und alles versprach sich einen ungezweifelten Sieg.

Don Loresano zeigte sich immer mitten unter dem Volk, wo er die einen durch Lobeserhebungen, und die andern durch Hofnung auf reiche Belohnungen anfeuerte. Seine Soldaten redete er häufig an, und schilderte uns als ein zusammengerafftes Gesindel von Seeräubern aller Nationen; als dem Auswurf der Menschheit. Es wäre, sagte er, kein Wunder gewesen, daß wir die Neger von Nigritien überwunden hätten, welche in der Kriegskunst unerfahren, und nicht einmal Feuergewehr gehabt hätten; sie hingegen stritten mit denselben

Waffen wie wir, und wären mit dem regelmäßigen Krieg bekannt.

Unsere Offiziere schilderte er ihnen als junge ungezogene Leute, die ihren Familien entlaufen wären, und in allen Ländern herumstreiften, weil sie in ihrem Vaterland nicht geduldet würden; den Adel, der dem König gefolgt, stellte er als feige kriechende Höflinge vor, welche die Flucht ergreifen würden, sobald sie den ersten Schuß hörten.

Diese Schilderungen beschloß er mit der Ermahnung, daß sie ihre Sicheln und Pflugschaaren in Säbel, ihre Leinwand in Zelttuch verwandeln sollten; daß jeder sein Haus und Gewerbe verlassen und die Flinte ergreifen sollte, bis der allgemeine Feind vertilgt wäre; im übrigen sollten sie sich ganz auf seine Erfahrung, seine Vorsicht, und seinen Eifer verlassen.

Eine solche Rede mußte nothwendig auf das Volk wirken, und alles war so munter und voller Vertrauen, als wenn wir bereits geschlagen wären. Loresano nahm hierauf seine vornehmsten Offiziere zu sich und untersuchte die Befestigungen und den Hafen, munterte die Arbeiter auf, begab sich nach den Magazinen, lies Breschen ausbessern, Pallisaden stecken, befahl Barken bereit zu halten, um die Befehle von einer Insel zur andern zu bringen, und gieng zuweilen nach St. Helena hinüber, um sich mit dem dortigen Befehlshaber zu berathschlagen.

Unterdessen übten sich seine Soldaten in den Waffen, und unterrichteten den Bürger durch ihr Beyspiel. Der Bauer, der sonst nur seine Pferde auf die Felder zu treiben gewohnt war, lernte in geschlossenen Gliedern reiten; der Künstler warf sein Werkzeug aus der Hand, und ergrif dafür das Gewehr; mit einem Wort, alles war in Bewegung, und sogar die Weiber marschirten mit, und erhielten die Benennung, Amazonen.

Don Pedro, welcher wußte, daß die beiden Inseln Santari und Helena die widerspenstigsten waren, lies die übrigen, nemlich Zacora, Cerano und Misa auffordern, ihn wieder anzuerkennen, und zum Gehorsam zurückzukehren. Nur Cerano zeigte sich willig, die beiden andern beschimpften die Abgesandten des Königs, ohne sie zu hören. Cerano versprach vier Schaluppen mit zweihundert Mann und zwey Kanonen zu stellen, und mit dieser Hülfe belief sich unsere ganze Flotte auf drei und vierzig Fahrzeuge, worauf gegen funfzehn hundert Mann und acht und zwanzig Kanonen waren.

Wir giengen sogleich nach der Insel Helena unter Seegel, um mit dieser Eroberung den Anfang zu machen, die uns leichter wurde als wir vermuthet hatten. Wir stiegen ohne große Schwierigkeit ans Land, indem bey unsrer Annäherung die Rebellen ihre Fahrzeuge verbrannt, und sich in die Stadt geworfen hatten, um sich daselbst zu vertheidigen. Wir fiengen an sie zu belagern, und nachdem wir zwei Tage und Nächte Bresche geschos-

sen, nahmen wir sie mit Sturm ein. Die Garnison mußte über die Klinge springen, und über dreihundert Einwohner desgleichen, denn wir verfolgten sie bis in ihre Tempel, wo mehrere ihrer Anführer vor dem Altar niedergemacht wurden, den sie als eine Freistatt betrachtet hatten.

Mitten unter diesem Getümmel wurde ein gefesselter Mann nebst sechs andern, unter Bewachung von funfzig Portugiesen vor das Zelt Don Pedros gebracht. Der erste war Doranda, der Kommandant von St. Helena, der ehemals den Sohn Don Pedros ermorden lassen; die übrigen sechs waren Anführer und Begünstiger der Rebellion.

Sie wurden auf einen freien Plaz geführt, und Don Pedro mußte sein ganzes Ansehen aufbieten, um das Volk abzuhalten, sie nicht auf der Stelle zu ermorden. Nach gehaltenem Kriegsrath wurden sie zum Tod verdammt, und erschossen. Unterdessen waren verschiedne kleine Detaschements nach den umliegenden Dörfern abgegangen, um sie zu unterwerfen, und nachdem die Ruhe auf der ganzen Insel hergestellt war, lies Don Pedro die Wälle der Stadt abtragen, und die Kanonen nebst der Munition wegführen.

Dies Beyspiel der Strenge machte die übrigen furchtsam. Die beiden Inseln Zacora und Misa suchten das Ungewitter abzuwenden, und schickten dem König eine Deputation entgegen, die ihm die Schlüssel ihrer Städte überreichten. Don

Pedro fand es überflüssig, Truppen hinüberzuschik-
ken, sondern befahl blos, daß die Garnison nach
der Insel Cos herübergebracht werden, und dort
die Waffen niederlegen sollte; nachher legte er ei-
nige Detaschements Garnison hinein, um die Ein-
wohner im Zaum zu halten.

Die Fahrzeuge, welche mit dem Geschütz und
der Munition dieser beiden Inseln beladen waren,
stießen auf der Höhe von Santari zu uns. Als
wir vor dieser Insel anlangten, suchten uns die
feindlichen Fregatten den Eingang in dem Hafen
zu versperren, allein nach einem kurzen Gefecht be-
meisterten wir uns des Ufers und stiegen um Mit-
ternacht ans Land. Wir blieben die Nacht über
in Schlachtordnung unter freiem Himmel stehen,
und die Bewachung wurde dem spanischen Kapitain
Dambrios anvertraut, welcher gegen dreihundert
Mann bey sich hatte.

Don Pedro bewies hier troz seines hohen
Alters den Eifer und die Thätigkeit eines jungen
Kriegers. Er erschien bewafnet unter den Sol-
daten, und munterte sie durch Reden und Beyspiel
auf ihm zu folgen. Eben dies that seiner Seits
unser Admiral, und erinnerte die seinigen an ihre
bisher bewiesene Tapferkeit; zugleich aber verbot
er alles Plündern, und befahl ihnen sich beständig
zu den Truppen Don Pedros zu halten, um im-
mer bereit zu seyn, sie zu unterstützen, im Fall die
Feinde in großer Anzahl auf ihn eindrängen.

Fünftes Buch.

Jezt sezte sich die ganze Macht gegen Santari in Bewegung. Die Truppen des Königs stellten sich mit ihren Anführern dicht um ihn her, um ihn vor jeder Gefahr zu schützen, oder sein Schiksal, wenn es unglücklich ausfiel, mit ihm zu theilen.

Schon hatten wir die Häuser der Stadt im Gesicht, und konnten die Schießscharten in den Mauren unterscheiden, als uns eine Deputation entgegen kam und zu kapituliren verlangte. Don Pedro aber beschloß mit seinem Kriegsrath, daß man keinen Bedingungen Gehör geben wollte, bevor nicht Loresano nebst den dreißig Tirannen ausgeliefert würden. Diese Forderung wurde vom Feind verworfen, und man rüstete sich zur Vertheidigung.

Die Belagerung wurde nun eröfnet, und mit allem möglichen Eifer betrieben. Den fünften Tag eröfneten die Malteser unter Amedoes Anführung die Laufgräben, und wagten einen Sturm. Sobald Loresano dies gewahr wurde, that er auf der andern Seite mit tausend Mann einen Ausfall auf die Schanze, wo Don Pedro stand, um ihn entweder gefangen zu nehmen, oder selbst zu bleiben. Wir eilten von allen Seiten zu seiner Unterstüzung herbey, und waren so glücklich den Ausfall zurück zu schlagen.

Wenige Minuten nachher verlies Amedoe die Bresche, und grif die Feinde von hinten an, ein

Theil davon wurde niedergehauen, der andre gefangen gemacht. Loresano suchte zu entfliehen, aber dreißig Portugiesen jagten ihm nach, erreichten ihn, warfen ihn vom Pferd und schleppten ihn ins Lager. So stolz und verwegen er sich vorher bewiesen, so feig und kriechend zeigte er sich jezt; er schämte sich nicht, sogar den Soldaten zu Füßen zu fallen, die ihn aber mit Gespött von sich stießen.

Als er endlich sah, daß alles Bitten vergebens war, verschluckte er Gift, daß er bey sich führte, und starb kurz darauf unter den Händen der Soldaten. Sobald Don Pedro diese Nachricht erhalten, befahl er seinen Körper zu zerstücken, und den Kopf vor dem Haupteingang der Stadt auf einen Pfahl zu stecken.

Der schlimme Erfolg dieses Ausfalls setzte die Einwohner der Stadt in Furcht, und sie fiengen an gegen die dreißig Tiranen zu murren. Die Soldaten, welche den Zorn des Königs und die Rache der Sieger fürchteten, giengen haufenweis zu uns über, und das Volk, welches gewahr wurde, daß seine Beschützer selbst auf die Flucht dachten, empörte sich gegen sie, und warf ihnen vor, daß sie die Urheber des Unglücks wären. Es entstund ein Tumult, einige der Vornehmsten blieben auf dem Platz, andere wurden gefangen, und mit ihren Anhängern ins Gefängnis geschleppt.

Zugleich schickte das Volk eine Deputation an Don Pedro ab, und bat um Verschonung, mit dem Versprechen, daß man die Stadt übergeben,

zum Gehorsam zurückkehren, und alle Feinde des Königs ausliefern wolle. Es erhielt leicht Verzeihung, die Tirannen hingegen und ihre Anhänger wurden hingerichtet.

Sobald die Ruhe auf Santari wieder hergestellt war, wurde ich mit einem Korps abgeschickt, um die Stadt Suma anzugreifen, die nicht lange Widerstand that, und während man mit Schleifung der Festungswerke beschäftigt war, stellte ich mit meinem Detaschement in den übrigen Orten der Insel die Ruhe wieder her. Die wiedereroberten Inseln wurden hernach mit hinlänglicher Garnison besezt.

Don Pedro war nun vollkommen wieder in seiner Würde hergestellt, und nahm alle Sicherheitsmaasregeln, um künftigen Unruhen vorzubeugen. Sein Volk aber suchte er durch Liebe zu gewinnen, und es gelang ihm auch über sein Erwarten.

Die Bewohner der Inseln Cos und Oviedos, welche dem König beigestanden hatten, kehrten wieder nach Haus zurück, in Erwartung der Belohnungen, die ihnen als treugebliebene Unterthanen versprochen waren; die Offiziere und Befehlshaber aber hielten sich durch die Liebe ihres Herrn hinlänglich belohnt.

Don Pedro bat unsern Admiral, seine Truppen zu versammeln, und hielt eine Danksagungsrede an sie, worinnen er eingestund, daß er ohne unsre Unterstüzung nie seinen Zweck erreicht haben

würde; er bedauerte es zugleich, daß wir uns nicht sämtlich entschließen könnten in seinen Staaten zu bleiben und sein Glück mit ihm zu theilen. Am Schluß erklärte er, daß er bereit sey, seine Tochter mit unserm Admiral zu vermählen, und uns dann seinem Versprechen gemäs zwey Fregatten, Kanonen, Waffen, und alles, was zu einer langen Schiffarth nöthig ist, abliefern würde.

Er lies auch einige silberne und goldene Metaillen prägen, welche unter diejenigen seiner Unterthanen ausgetheilt wurden, die ihm treu geblieben, und sich während den Gefechten am besten ausgezeichnet hatten. Uns hingegen suchte er den Aufenthalt bei ihm so angenehm als möglich zu machen, und überhäufte uns mit Ehrenbezeigungen und Freudenfesten.

Ich weiß nicht, welche Ahndung mich mitten im Genuß des Glücks störte, und mich befürchten lies, daß eine traurige Zukunft auf so viele heitere Tage folgen mögten. Der Admiral war nun glücklich durch den Besitz seiner Donna Helena, ich hingegen konnte Zerbinettens Unentschlossenheit nicht überwinden, die mich immer mit meinen Hofnungen bis zu unsrer Landung auf dem Vorgebirg verwies. —

Ich übergehe die Feierlichkeiten, die bey Gelegenheit der Hochzeit des Admirals angestellt wurden, dergleichen Feste sehen einander in allen Ländern ziemlich ähnlich, und das unsrige hatte nichts besonders, als ein großes Pferderennen, wobey ich

einen der ersten Preise erhielt, weil ich das Ziel erreichte, ohne meine Waffen wegzuwerfen, wie andere gethan hatten, um schneller fortzukommen. Den Beschluß machte ein Turnier, wobey die Damen die Preise der Tapferkeit austheilten.

Nach einem Aufenthalt von vier Wochen stellte der Admiral dem König vor, daß er seine Abreise nach dem Vorgebirg nicht länger mehr aufschieben könne, die ohnehin schon lange verzögert worden. Weder die Bitten Don Pedros, noch die Reize Helenens konnten ihn in seinem Entschluß wankend machen; die meisten unsrer Frauenzimmer hingegen nahmen das Erbieten des Königs an, bis zu unserer Rückkunft vom Kap hier auf dieser Inseln zu bleiben, nur Lismeida, ein türkisches Mädchen, und Zerbinette bestunden darauf, uns zu begleiten.

Am Tag unserer Einschiffung begaben wir uns in Begleitung des Königs, dessen Familie und einer Menge Volks nach dem Hafen, wo wir zwey ganz ausgerüstete Fregatten, eine Schaluppe und zwey Barken fanden; die mit Geschüz, Proviant, und einer Menge Geschenke beladen waren, die Don Pedro unserm Korps bestimmt hatte. Auch gab er uns einige geschickte Piloten mit, die dieser Gewässer kundig waren; wir giengen im Beiseyn des ganzen Hofs an Bord, der Admiral lies die Abschiedsschüsse thun, die Seegel wurden aufgezo-

gen,

gen, und bald verloren wir das Ufer und die Einwohner aus dem Gesicht.

Wir seegelten die ersten dreizehn Tage über mit dem günstigsten Wind und Wetter, und kamen bey mehrern Inseln vorüber, ohne jedoch an einer anzulegen, weil wir den guten Wind nicht verpassen wollten. Einige mahl geriethen wir beinah auf die Klippen, welche dicht unter Wasser stunden, dann aber wurde die See plözlich so tief, daß wir mit einem Senkblei von zweitausend Faden keinen Grund fanden.

Am vierzehnten Tag entdekten wir die Küsten von Asterien, einem ziemlich unbekannten Land, oberhalb der Küste der Kaffern. Hier fiel der Wind gänzlich, so daß wir binnen zwey Tagen wenig vorwärts kamen, worauf eine gänzliche Windstille folgte, welche zehn Tage anhielt. Die See war so glatt wie ein Spiegelglas, und warf die brennenden Sonnenstrahlen mit solcher Gewalt zurück, daß unser meistes Wasser und mehrere Lebensmittel verdorben wurden.

Der Admiral hatte aus Vorsicht bereits befohlen, daß wenn die Windstille noch vier Tage lang anhielt, man die Mundportionen vermindern sollte; zum Glück aber erhob sich wieder ein frischer Wind, und brachte uns an eine Küste, wo wir vor Anker giengen. Da wir frische Lebensmittel und Wasser nöthig hatten, so schickte der Admiral eine Schaluppe mit zwey Matrosen und funfzehn Soldaten

ans Land. Ich gieng mit ihnen, und wir waren so glücklich eine Art von Bai zu entdecken, welche durch den Zusammenfluß dreier Flüsse gebildet wurde. Da aber der Strom sehr reissend war, so hatten wir viele Mühe hindurch zu steuern, und kamen endlich unter dem Abhang einiger Felsen glücklich in Sicherheit. Nachher fuhren wir einen dieser Flüsse so weit hinauf, bis der Grund seicht wurde, und banden sie endlich an einen starken Baum am Ufer fest.

Als wir ans Land kamen, erblickten wir eine Menge Kinder, welche auf der Wiese mit einander tanzten; neben ihnen giengen einige Mädchen, welche Blumen sammelten, und dazu sangen, und in der Entfernung weideten verschiedene Pferde, die von einem jungen Menschen bewacht wurden. Diese ländliche Scene erheiterte mich ungemein, ich hatte sie leider in meiner Jugend zu selten genossen, und das Getümmel der Welt, nebst meinem unsteten flüchtigen Leben hatte beinah das Andenken daran verlöscht —

Das ganze Land gewährte einen reizenden Anblick, fruchtbare Thäler wechselten mit grünen Hügeln, an deren Abhang kleine Dörfer oder Hütten dicht mit Bäumen beschattet stunden. Der fruchtbare angebaute Boden und der Ueberfluß, den ich überall bemerkte, brachte mich auf den Gedanken, daß dies Land von einer Menschengattung bewohnt wäre, die von denen, die ich bisher gekannt, weit verschieden seyn müßte. Meine Einbildungskraft

that freilich das meiste dabey, ich hatte eben einen glänzenden Hof, und den europäischen Luxus verlassen, und fand mich auf einmal auf Wiesen unter Hirten und Schäfern, in einer Gegend des Friedens und der Ruhe, mit den Waffen in der Hand.

Sobald uns die Kinder bemerkten, erhoben sie ein lautes Geschrei, welches wir für die Wirkung des Schreckens hielten, aber blos von Staunen und Ueberraschung herrührte, dann nachdem wir die Mädchen angerufen hatten, kamen sie unbesorgt auf uns zu, um ihre Neugierde zu befriedigen. Nachher trennten sich einige von ihnen, und eilten nach dem Dorf zu.

Wir folgten ihnen dahin, und kurz vor demselben kam uns eine Menge Weiber, Kinder, und Greise entgegen, welche Körbchen mit Früchten, Gemüs und Getraide trugen; die kleinen Kinder trugen Gefäße mit Käse und Milch.

Sie boten uns diese Geschenke mit einer rührenden Einfalt und Treuherzigkeit an; ich empfing sie, und befahl meinen Leuten, ihnen ja nichts unangenehmes zu erweisen. Sie schienen über unsern militairischen Anzug und unsere Waffen höchst erstaunt, und drängten sich herzu, um unsere Gewehre zu befühlen. Ihre Sprache war mir ganz fremd, ohnerachtet ich doch mit der Sprache der Wilden und Negern nicht ganz unbekannt war; ihr Betragen hatte überhaupt nichts Barbarisches, ihre Kleidung nichts Sonderbares, und wenn mir etwas auffiel, so war es ihre Gastfreundlichkeit, und die Einfalt und Un-

schuld, die gleichsam ihrer ganzen Bildung eingeprägt war.

Noch mehr freute ich mich über die Liebe und Achtung, die sie gegen ihre Eltern bewiesen; die Kinder tanzten und sprungen um ihre Eltern herum, Unschuld und Sittsamkeit schien ihnen natürlich, und ich bemerkte weder Ziererei noch jenes bäurische Wesen, das man an unsern Landleuten wahrnimmt. Ihre Sprache klang sanft, ihr Betragen war einnehmend, und ihre Kleidung reinlich und einfach. Die Mädchen trugen einen Strohhut mit Bändern und ließen die Haare über die Schultern herabrollen; die Arme waren bis an den Ellbogen blos, und ihr leichtes selbst verfertigtes Kleid war hin und wieder mit Blumenguirlanden geziert, welche das Frische ihrer Haut noch mehr erhoben. Auch die Männer trugen Strohhüte, die sie vor der Sonne schüzten, und ihre einfache Kleidung war reinlich und bequem.

Wir folgten diesen freundlichen Leuten bis in ihr Dorf, wo sie uns einluden, unter dem Schatten der Bäume auszuruhen, und wo wir uns mit Milch erquickten. Ich fertigte sogleich einen Matrosen an den Admiral ab, um ihm die gute Aufnahme mitzutheilen, und betrachtete nachher die ganze glückliche Gegend im einzelnen. Alles verrieth Fruchtbarkeit und Ueberfluß, jede Hütte hatte ihren besondern Fruchtgarten, nebst einer Wiese, und das Ganze war mit lebendigen Hecken eingezäunt. Auf den Wiesen weideten die Heerden im Schatten der

häufig angepflanzten Bäume, kleine Bäche schlängelten sich durch das frische Grün, und in einiger Entfernung erblickte ich Hügel mit dichtem Gehölz bewachsen, an deren Abhang in einem engen Thal sich die Lämmer mit ihren Müttern gelagert hatten.

Während daß ich in diesen Betrachtungen wie verloren war, kam der Admiral, der mit der gesammten Mannschaft ans Land gegangen war, auf mich zu, und die vermehrte Anzahl der unsrigen erregte aufs neue die Neugierde der Einwohner. Sie näherten sich behutsam, und betrachteten uns mit einer Aufmerksamkeit, die an Betäubung gränzte. Wir redeten sie nach der Reihe in allen Sprachen an, die wir verstunden, und verzweifelten uns verständlich zu machen, als einer von ihnen sich mir mehr näherte, und mir in gebrochenem Französisch zu verstehen gab, daß er mich etwas verstünde.

Ich frug ihn, ob er aus dieser Gegend wäre, erhielt aber zur Antwort, er sey ein Holländer, und wäre auf einer Reise nach dem Kap hier an diese Küste geworfen worden, woselbst er eine so gute Aufnahme gefunden, daß er sich bey diesen Leuten niedergelassen, und bis diese Stunde sehr glücklich gelebt hätte. Nun erkundigte ich mich, ob er nicht noch Lust hätte mit uns nach dem Kap zu segeln, und versprach ihm alle Mittel dazu zu verschaffen.

Hierauf fieng er an: „Mein wahres Vaterland ist diese glückliche Gegend, hier hätte ich gewünscht gebohren zu werden, und hier will ich mei-

ne Tage beschließen. Diejenige Gegend, wo der Mensch am glücklichsten lebt, ist sein eigentliches Vaterland, und das Land, das ihn ernährt, und ihm Ruhe und Frieden gewährt, muß ihm mehr seyn, als dasjenige, worinn er gebohren worden.„

Hierauf erzählte er mir, wie er als ein junger Mensch durch Schiffbruch hieher verschlagen worden, die freundliche Aufnahme, die er hier gefunden, und wie er noch lange Zeit mit dem Wunsch gekämpft, sein Vaterland wieder zu sehen. Der Tumult der Städte, die Unruhe des handelnden Lebens, die Gefahren der See und die Begierde nach Geld behielten noch lange Zeit mächtige Reize für ihn, da ihm aber alle Gelegenheit mangelte wegzukommen, so ergab er sich endlich seinem Schicksal, und fing an das Feld zu bauen.

Nach und nach gewöhnte er sich an diese Arbeit, und gewann sie lieb; das Andenken an sein Vaterland wurde durch das Bild der Ruhe und Unschuld, das er hier überall um sich erblickte, allmählich geschwächt, und er gewöhnte sich leicht an die Lebensart der Einwohner. Endlich verheirathete er sich mit einem Mädchen, das er liebte, und lies sich für immer hier nieder; er hatte mehrere Kinder, worunter die älteste Tochter noch nicht zwanzig Jahr zählte, zahlreiche Heerden und ein sicheres ungestörtes Eigenthum.

Alles dieses fesselte ihn so sehr an dieses glückliche Land, daß er weit entfernt es zu verlassen,

vielmehr uns anrieth, seinem Beyspiel zu folgen, und gleichfalls hier zu bleiben.

„Ihr könnt hier, fing er endlich an, glückliche Tage verleben, und werdet bald Ländereien, Wiesen und Gärten besizen. Einige von euch können Hanf, andere Wein bauen, einige fällen das Holz im Wald, andere pflügen den Acker. Ihr seyd noch jung und habt gesunde Arme, folgt mir und verlaßt das gefährliche Handwerk der Waffen und des Handels, am Ende wird die in den Scheunen aufgethürmte Erndte euch mehr wahre Freude gewähren, als alle eitlen Lorbeeren des Schlachtfeldes.“ —

Was konnte ich ihm hierauf erwiedern! ich fühlte nur zu tief die Wahrheit dessen, was er sagte, aber mein Loos war einmal anders gefallen! Zwar hatte die Habsucht keinen Antheil an meinen Unternehmungen, desto mehr aber die Sucht nach Ehre, und dann hatte ich meinen Gefährten versprochen sie nicht zu verlassen, solang unser Kreuzzug dauren würde. —

Der Holländer lies mich stehen, und unterhielt sich eine Weile mit den Aeltesten des Kantons, worauf er wieder zu uns kam, mit der Meldung, daß wir unter sieben Dörfern dasjenige auswählen könnten, dessen Lage uns am besten gefiel, und daß man uns dort alles liefern würde, was zur Bequemlichkeit und Unterhalt gehört.

Nachdem wir dies Erbieten angenommen, gieng er mit uns, um uns die Dörfer zu zeigen, und wir quartierten uns Truppweis daselbst ein, so daß

das erste Korps die Dörfer Macuas und Naxira, das zweyte Sansady, und das dritte drei andere nebeneinander liegende Dörfer besezte. Hierauf wurden die Wachen regulirt, und die Posten angewiesen; ein Lieutenant mit zehn Mann und drei Matrosen blieb auf den Schiffen, und zwischen dem Ufer und den Dörfern wurde ein Kommunikationsposten von vier Mann hingelegt.

Der Holländer, der sich van Limborch nannte, hatte mir seine Wohnung zum Aufenthalt angeboten, und ich nahm es um so lieber an, da er der einzige war, mit dem wir uns unterhalten konnten. Ich ging mit Zerbinetten zu ihm, und wir bewunderten gleich beym Eintritt die Einfachheit und Sauberkeit des ganzen Hauswesens, worauf zwey schöne junge Mädchen uns zwey mit Geschmack meublirte Zimmer anwiesen. Van Limborch bat uns sie zu beziehen, weil sie die schönste Aussicht auf das Feld und die Wiesen gewährten. Wirklich konnte man den schönsten Theil des flachen Landes und einen Theil des Gehölzes übersehen. In dem Haus selbst sah man überall ländlichen Ueberfluß und Wohlstand. Die Ställe waren voller Schaafe, die Scheunen voller Getraide, und die Boden mit Heu und Stroh vollgestopft. In seiner und seiner Söhne Abwesenheit wurde das Hauswesen von den Töchtern besorgt, wovon die eine Baumwolle oder Flachs spann, während die andere die Mahlzeit zubereitete.

Müssiggang und Langeweile waren hier unbekannt; wir lebten mitten unter dieser glücklichen

Familie, aßen an einem Tisch und theilten zuweilen ihre Arbeiten. Hin und wieder unterhielt ich sie mit unsern Begebenheiten, dann ging ich mit den Hausherrn aufs Feld, wo er mir in dem Feldbau Unterricht gab; so lehrte er mich z. B. das Getraide kennen, und welcher Boden der beste wäre, ferner die Anpflanzung junger Bäume, des Weinstocks, das Säen des Hanfs und anderer Früchte; die Verbesserung des Erdreichs, ich lernte Blumen, Bäume, und Pflanzen versetzen, pfropfen u. s. w. Dann legte ich ihm Fragen über diese und jene Gegenstände des Landbaus, über die Mittel das Vieh gesund zu erhalten, Geflügel zu ziehen und dergl. mehr vor, die er mir alle mit seltener Geduld und Deutlichkeit beantwortete.

Allmählich wurde ich mit den Geschäften eines Landmanns vertrauter, gewann Liebe zu denselben, fieng an den Acker zu pflügen, zu besäen, und nahm herzlichen Antheil an den ländlichen Festen, deren sie drei hatten, nemlich das Fest der Schaafschur, dasjenige der Erndte, und die Weinlese. Bey diesen Festen hatten die Männer den Rang über die Weiber, die Lustbarkeiten waren lärmend, die Freude laut und lebhaft, aber ohnerachtet der Wein nicht gespart wurde, so bemerkte man keine Frechheit oder Ausgelassenheit unter den jungen Leuten.

Eines Tages erkundigte ich mich bey van Limborch, wie es käme, daß sich dies Volk von den übrigen Afrikanern, deren Charakter und Sitten

wild und roh sind, so sehr unterscheide? Er erwiederte mir, daß er dies selbst nicht zu erklären wüßte, indem er mit dem Ursprung desselben ganz unbekannt wäre. Vermuthlich wäre es die Folge der weisen Lehren, die von den Vätern auf die Söhne fortgepflanzt worden, und die Abgeschiedenheit von den übrigen Afrikanern, die diese Verschiedenheit hervorgebracht.

Der Krieg, fieng er an, ist diesem Volke ein ganz unbekannter Stand, daher kam das Staunen über eure Waffen, denn sie kennen keinen andern Gebrauch des Eisens, als in sofern es zu den Werkzeugen des Feldbaus angewandt werden kann. Eben so wenig wüßten sie von einem König oder Beherrscher, jeder Hausvater regiere seine Familie, und die Aeltesten handhaben die Geseze durch Liebe zum allgemeinen Besten, daher auch jeder gerne gehorcht. Das Volk ist zahlreich, die Heirathen häufig, und werden blos nach Neigung geschlossen. —

Auf meine Frage, wie es käme, daß sie von den benachbarten Afrikanern nicht zuweilen beunruhigt würden, erwiederte er, daß ihre nächsten Nachbarn blos aus Wilden bestünden, welche die Sandwüsten bewohnten, und von der Jagd auf den unbekannten Inseln lebten. Tiefer ins Land kämen sie nie, wären auch nicht kriegerisch gesonnen, und hätten gar keine Kenntniß von den benachbarten Ländern. Selbst die Europäer landeten hier nur selten, weil, wenn sie einmal auf dieser Hö-

he wären, sie lieber ihre Reise nach dem Kap fortsezten.

Hierauf schilderte er mir die Freuden des Landlebens, und die Beschäftigungen desselben mit einer Beredsamkeit, die bey mir den Wunsch erregte, unter diesem Hirtenvolke gebohren zu seyn, denn wenn ich die Ruhe und Zufriedenheit, die sie genossen, mit meinem Stand und Gewerbe verglich, so sank mir aller Muth, ich erschien mir klein, und alle meine ehrgeizigen Entwürfe schwanden wie eitle Schatten.

Unsre Soldaten ahmten meinem Beyspiel nach, mischten sich unter die Einwohner, theilten ihre Arbeiten und Erholungen, und gewöhnten sich allmählich ganz dazu. Dagegen schwand in demselben Verhältnis der kriegerische Muth, und die Ruhmbegierde bey ihnen; es waren nicht mehr jene Soldaten, die den Gefahren trozten, sie hiengen ihre Waffen an die Wand, und vertauschten sie gegen den Hirtenstab, und ein gemächliches ruhiges Leben, gleich Hannibals Soldaten in Kapua.

Der Admiral, der nur zu sehr bemerkte, wie sehr alle Disciplin und kriegerischer Muth verschwunden, sah kein anderes Rettungsmittel, als einen schleunigen Aufbruch, und befahl binnen zwei Tagen abzureisen. Jezt fiengen die Soldaten an zu murren, beschwerten sich über die Strenge der Offiziere, und erkärten, daß sie dies ruhige, sorgenlose Leben allen Kriegesruhm, und allen fernern Reisen

vorzögen. Die Malteser allein versprachen ihrer Pflicht gemäs zu gehorchen.

Indem wir noch um den Admiral versammelt waren, trat ein holländischer Offizier hervor, riß seine Brust auf, um seine Wunden zu zeigen, und fieng an. „Hier sind Beweise unsers Muths, und wenn wir uns jezt nach Ruhe sehnen, so haben wir sie mit einigem Recht verdient. Werft einen Blick auf meine Kameraden, sie sind erschöpft und durch Strapazen abgemattet; haben wir das Meer noch nicht genug durchstreift? wollen wir mit der ganzen Welt Krieg führen? Sobald wir wieder an Bord kommen, drohen uns Stürme, Klippen, Hunger und Krankheiten; landen wir an einer neuen Küste, so finden wir neue Feinde und neuen Krieg; wäre es also nicht Zeit, einmahl auszuruhen? —

Der Admiral drehte dem Feigen, der gesprochen hatte, statt aller Antwort den Rücken zu, wandte sich zu den übrigen, und sagte mit ernstem standhaftem Ton. „Bleibt also, wenn ihr wollt, hier in Ruhe, ich aber werde mit den übrigen Offizieren und Amedocs Detäschement allein abreisen. Wir werden glücklich nach dem Vorgebirg kommen, und dort der Admiralität Bericht über euer muthiges Verhalten abstatten. . .

Dann wandte er sich zu Benonville und Pantaleone, und befahl ihnen, sogleich die Kanonen nach den Schiffen abzuführen, und die Malteser an Bord zu nehmen. Als die übrigen dies sahen, baten sie, man mögte sie nicht zurücklassen, weil sie

sich schämten, allein hier zu bleiben; der Admiral, der sie kannte, gewährte ihnen endlich diese Bitte; sogleich legte alles Hand an, und mit der Morgenröthe des andern Tages giengen wir im Angesicht einer unzählichen Menge Einwohner an Bord.

Wir hatten nur noch einen kurzen Strich, um nach dem Vorgebirg zu kommen, und bedurften nur einige Tage günstigen Wind, um dies Ziel unserer Reise zu erreichen; wir ahndeten indessen neue Widerwärtigkeiten, während die übrigen sich schon auf dem Kap glaubten, und tausend Entwürfe machten, wie sie daselbst sich erholen wollten.

Nach einer dreitägigen Fahrt kamen wir an die Küste der Kaffern; und am Morgen des folgenden Tages meldeten die Wachen, daß der Wind sich erhübe, und wir von einem Sturm bedroht würden. Der Admiral verfügte sich sogleich selbst aufs Verdeck, sah den Himmel mit dickem Gewölk umzogen, der Wind wurde mit jedem Augenblick stärker, die Wellen fiengen an zu toben, und alles prophezeite uns einen heftigen Sturm. Da die Küsten sehr hoch, und keine Bai in der Nähe war, so gab der Admiral Befehl, sich von den nahen Klippen zu entfernen, weil die tobende hohe See uns weniger gefährlich war, als diese Felsen.

So wie der Tag heranbrach, wurde das Gewölke immer dicker, und verbarg uns endlich die Sonne ganz. Der Wind thürmte die schäumenden Wellen hoch übereinander auf, so daß sie unsere Seegel benezten, und mit fürchterlichem Getös

über dem Verdek zusammenbrachen. Plötzlich wurde es am hellen Morgen Nacht, und die kreuzenden Blize zeigten uns nur augenbliklich die kochende See in ihrer ganzen Wuth. Ein heftiger Plazregen durchnäßte unsere Seegel so sehr, daß wir sie schleunig beysetzen mußten, damit die Masten nicht darunter zusammenbrächen, welches das Schlimmste war, was uns begegnen konnte, indem wir keine andere vorräthig hatten.

Mitten in dieser fürchterlichen Dunkelheit wurde die Fregatte, an deren Bord der Admiral und die Malteser, nebst einigen Türken waren, von uns getrennt. Wir lößten nach einander fünf Kanonen, erhielten aber keine Antwort, und waren folglich in Zweifel, ob sie gesunken, oder auf die Küste gestoßen hätten. Die andere Fregatte nebst der Schaluppe und zwey Barken war noch in unserer Nähe.

Jeder war jezt nur für seine Person besorgt; die Christen seufzten und fluchten wechselsweis; die Türken riefen ihren Propheten an, und unterdessen schleuderte uns ein wüthender Nordwest bald hinauf zu den Wolken, bald wieder in den Abgrund hinab. Die Matrosen und Soldaten, die der Gewalt des Sturms nicht widerstehen konnten, verließen das Manoeuver, und erklärten uns, daß das Schiff schwerlich noch eine Stunde widerstehen könnte, und daß wir uns zum Tod vorzubereiten hätten.

Ein allgemeines Jammergeschrey erhob sich nun auf dem Schiff, welches von dem Krachen der Masten und dem Gebrüll der Wellen unterbrochen wurde. Ein Matros, der oben auf dem Mast war, wurde von einer Welle herunter geschleudert, und fiel mitten unter uns auf das Verdeck zerschmettert nieder. Muthlosigkeit und Verzweiflung war nun allgemein, wir erwarteten in stummer Betäubung den Tod, und einer nahm von dem andern auf immer Abschied.

Mancher wünschte jezt im Gefecht auf Santari geblieben zu seyn, so gros war die Angst; ich selbst wußte nicht, wie mir zu Muth war, ich hatte so manche Gefahren bestanden, und kannte die See nicht seit gestern her, aber nie erschien sie mir so fürchterlich, wie hier. Ich litt doppelt durch den Anblick meiner Geliebten, die halb ohnmächtig und sinnlos sich an meinem Busen zu verbergen suchte, und sich zum Tod vorbereitete.

Endlich mußte der Haupt-Mast der Gewalt des Sturms weichen, die Segel und Taue wurden zerrissen, und der Mast stürzte auf das Verdek zusammen. Da nun dadurch das Gleichgewicht des Schiffs verloren gieng, und wir Gefahr liefen unterzusinken, so lies der Kapitain die Schätze, die wir von Santari mitgenommen hatten, über Bord werfen; aber dies war noch nicht hinreichend, und die Reihe kam auch noch an den Proviant. Und doch half auch dieses nichts, denn es zeigten sich ei-

nige Lecke im Schiff, das Wasser drang ein, und wir konnten es mit dem Pumpen nicht überwältigen.

Jezt blieb nichts mehr übrig, als sich auf die Barken zu retten, da sie uns aber nicht alle fassen konnten, so wurde das Loos gezogen, wer über Bord geworfen werden mußte. Dies Schicksal traf dreissig, die nun einem unvermeidlichen Tod preis gegeben wurden; einer tröstete den andern, manche wollten aus Großmuth tauschen, um ihren Freund zu retten u. s. w. Unterdessen stiegen die übrigen in die Barken hinunter; einige der Zurückgebliebenen wollten in die Schaluppe steigen, die der Fregatte folgte, aber wir mußten sie zurückstoßen, weil wir dies Fahrzeug im äußersten Fall selbst nöthig hatten; in wenig Augenblicken waren die Unglücklichen vor unsern Augen verschwunden.

Wir waren indessen nicht glücklicher, denn die Heftigkeit des Sturms lies uns in diesem unbekannten Meer keine Hofnung zur Rettung. Die Wellen hatten schon mehrere Stücke und Balken von der Fregatte losgerissen, wir hatten sie mit Tauen wieder befestigt, aber der Wind zerriß sie im Augenblik wieder, so daß uns keine Hofnung mehr übrig war, als die Schaluppe. Wir sahen mit trüben unruhigen Blicken nach ihr hin, als uns ein Matros meldete, daß wir uns retten müßten, weil die Fregatte keine Viertelstunde mehr widerstehen könnte.

Nun

Nun befahl der Kapitain den Tau entzwey zu hauen, der die Schaluppe an das Schiff befestigte, und jeder suchte zuerst hinein zu springen; das Fahrzeug, das nur wenige fassen konnte, drohte unter der Last zu versinken, wenn nicht diejenigen, die darin waren, die übrigen mit gezogenen Säbeln abgehalten hätten; und dennoch stürzten sich manche in die Säbel, und andere ertranken, indem sie der Schaluppe nachschwimmen wollten.

Ich stund unschlüssig auf dem Verdeck der Fregatte, und würde mich ohne Bedenken in die Säbel gestürzt haben, wenn ich nur für mich allein zu sorgen gehabt hätte, aber Zerbinette war bey mir, und diese konnte ich nicht verlassen. Ein schwacher Strahl von Hofnung belebte mich wieder, und ich beschloß auf den Trümmern der Fregatte mein Schicksal abzuwarten; ich rieth sogar mehrern meiner Kameraden bey mir zu bleiben, und suchte sie zu trösten, indem ich ihnen vorstellte, daß die Schaluppe dem Sturm noch weniger widerstehen könnte, als das Schiff. Wenig Minuten nachher sahen wir sie versinken. —

Bey diesem traurigen Anblick erhoben wir ein lautes Klaggeschrey, und waren froh noch auf der Fregatte zu seyn. Da wir indessen wegen dem Eindringen des Wassers auch hier den Tod vor Augen sahen, so rissen wir in der Eile mehrere Bohlen und Balken los, und verfertigten ein Floz, mit

welchem wir uns, sobald die Wellen nur etwas ruhiger wurden, in die See wagten.

Ich hatte einen starken Balken darauf errichtet, an den wir uns fest anklammerten, damit uns die Wellen nicht fortreißen mögten. Aber zum Glück war das Härteste überstanden; der Wind lies allmählich nach, und die Wuth der Wellen legte sich, so daß das Floz ganz gelinde und sanft darüber hingleitete. Auch die Sonne erschien wieder, und erwärmte unsre von Nässe und Frost erstarrten Glieder. Wir stunden dicht beisammen, und sprachen einander Muth ein, endlich erblickten wir die Küste, und in der Entfernung eine mit Moos bedeckte Hütte, hinter welcher sich ein Gehölz zeigte. Dieser Anblick verdoppelte unsre Kräfte, um das Ufer zu erreichen, und je näher wir kamen, desto mehr stieg unser Muth, bis wir endlich nach vieler Anstrengung aufs feste Land kamen.

Unsre erste Empfindung war die des Danks gegen die Vorsicht, die uns gerettet; die Türken dankten ihren Propheten, einer umarmte den andern; aller Unterschied von Stand und Würde war verschwunden, wir waren alle gleich, und nur das Andenken an unsere unglücklichen Freunde, trübte unsere Freude.

Unser ganzes Korps bestund noch aus fünf und zwanzig Personen, die sich gerettet hatten: darunter waren Achmet, vier Engländer, sechs Spanier, unter welchen Carlos und Pantaleone war; ferner Lismeida, welche das Kind eines Matrosen auf ih-

ren Armen gerettet hatte, Zerbinette, ich, und noch zehn Soldaten, theils Türken, theils Christen.

Die Freude über unsere Rettung mußte endlich der Sorge für die gegenwärtige und künftige Noth weichen. Das erste, worauf wir bedacht seyn mußten, war, ein Nachtlager zu finden, denn die Hütte, die wir von der See aus gesehen hatten, war zu weit entfernt. Auf der einen Seite erblickten wir nichts, als die unermeßliche See, und auf der andern undurchdringliche Wälder. Ungewiß, was wir thun sollten, und zweifelhaft, ob dies Land bewohnt wäre, machten wir uns auf den Weg nach der Hütte zu.

Als wir sie erreichten, fanden wir sie verlassen mitten in einer unangebauten Ebene; da waren keine Mobilien zu einer Hauswirthschaft zu erblicken, Baumzweige und ganze Haufen dürrer Blätter waren die einzigen Gegenstände, die uns in die Augen fielen; kurz, es war eine Wohnung der Thiere des Waldes. Auf das Geräusch, das wir machten, sprang eine Hirschkuh in die Höhe, und eilte blitzschnell in den Wald hinein. Dies machte uns befürchten, daß noch gefährlichere Thiere darinne seyn könnten, oder die Nacht kommen möchten, und wir wollten schon wieder umkehren, als Achmet uns vorstellte, daß es doch der einzige Ort wäre wo wir uns vor den Thieren schützen könnten, wenn wir uns den Eingang derselben stark verrammelten. Jeder stimmte seiner Meinung bey, und es wurde beschlossen, die Nacht hier zuzubringen.

Wir mußten das Holz, in Ermanglung besserer Werkzeuge, mit den Händen brechen, und brachten eine ziemliche Menge zusammen; dann zündeten wir durch Aneinanderschlagen zweier Kiesel dürre Blätter an, und brachten bald ein Feuer zusammen, woran wir uns sämtlich wärmen konnten. Bey dem Schein der Flamme entdeckten wir zwey junge Hirschkälber, welche in dem Moos schliefen, und wahrscheinlich der Kuh, die wir gesehen hatten, angehörten. Die Furcht hatte anfangs den Hunger erstickt, jezt aber lies er sich desto dringender fühlen; die beiden Hirschkälber wurden also tod geschlagen, zerstückt, und gebraten verzehrt. Dann verrammelten wir den Eingang der Hütte mit starken Baumzweigen und Steinen, trockneten hierauf unsere Kleider am Feuer, und legten uns auf das Moos rings um das Feuer zum Schlafen nieder, welches einer von uns die Nacht durch brennend erhielt.

Mit Anbruch des Tages verließen wir die Hütte, um tiefer in das Land hinein zu gehen, und es näher zu untersuchen. Vorher aber wafnete sich ein jeder mit einem dicken knotigen Prügel, um die Thiere, oder auch die Wilden von uns abzuhalten. In dem Wald fand Pantaleone einen hölzernen Säbel, deren sich die Wilden zu bedienen pflegen, und dies lies uns befürchten, welchen zu begegnen, weil sie oft in diesen Wüsten landen, dessen ohnerachtet sezten wir unsern Marsch getrost fort.

Wir giengen einen ganzen Tag lang fort, immer in der Ungewißheit, wohin wir kommen, und welches das Ziel unserer Reise seyn möchte; die allernothwendigsten Bedürfnisse fiengen uns an zu fehlen, und wir sahen keine Hofnung sie zu erhalten. Neben uns hatten wir einen undurchdringlichen Wald, hinter uns die See, und vor uns lag eine ganz unermeßliche Sandwüste, wo weder Gras noch sonst eine Pflanze zu erblicken war.

So waren wir lange unentschlossen, was wir thun sollten; giengen wir in den Wald, so konnten wir unter wilde Thiere gerathen, und vertieften wir uns in die Sandwüste, so mußten wir Hunger und Durst leiden, und vielleicht umkommen. Dennoch wählten wir dies leztere, und suchten mit einbrechender Nacht eine Stelle, wo wir sie zubringen könnten; aber da war keine zweyte Hütte zu finden, wie Tags vorher, und unsre beiden Frauenzimmer: Lismeida und Zerbinette waren so ermattet, daß sie kaum noch fort konnten.

Wir wählten endlich einen tiefen Hohlweg, der mit einigen stark belaubten Bäumen besezt war; hier streuten wir ein Lager von dürren Blättern auf, und zündeten ein schwaches Feuer an, welches wegen Mangel an Holz nicht so gut brannte, und während der Nacht verlosch. Dieserwegen machten wir uns vor Tagesanbruch wieder auf den Weg, um weiter zu gehen. Zerbinette versuchte mit zu gehen, aber sie vermogte es nicht, ihre Kniee sanken unter ihr zusammen, Ungewohnheit, so weit zu ge-

hen, und Mangel an Nahrung hatten sie gänzlich erschöpft. Eben so erging es Lismeida, welche das gerettete Kind auf den Armen getragen hatte, sie sezte sich neben Zerbinetten auf die Erde, und erklärte, daß sie nicht weiter gehen könnte. Die ganze Gesellschaft bedauerte beide, aber bleiben durften wir hier nicht, wenn wir nicht sämtlich zu Grund gehen wollten; ich allein blieb also bey ihnen zurück, während die übrigen ihren Marsch fortsetzten, und uns versprachen, wieder Nachricht zu geben, wenn sie aus der Wüste kämen.

Wir brachten diese Nacht abermals in dem Hohlweg zu, und beschlossen den andern Morgen wieder nach der Hutte zurückzukehren, und daselbst eine Aenderung unsers Schicksals abzuwarten; denn da sie am Ufer der See lag, so konnten wir doch eher Hülfe hoffen; auch war dort mehr Nahrung zu finden, weil wir einige Wurzeln und Pflanzen aus dem Wald, und Muscheln, Fische und Austern aus der See erhalten konnten. Den Tag über suchten wir nach einigen Pflanzen umher, und brachten die Nacht ziemlich ruhig in dem Hohlweg zu.

Den folgenden Morgen machten wir uns wieder auf, und theilten den Weg nach der Hütte in zwey Tagereisen ein, so daß wir uns nicht zu sehr anstrengen durften. Meine Gefährtinnen waren froh, wieder daselbst anzukommen, und da es ziemlich spät war, so rafften wir einiges Holz zusammen, machten Feuer, und legten uns in die Hütte nieder.

Eine Zeitlang lebten wir von den Muscheln, die wir an dem Strand fanden; den Tag über hielten wir uns im Schatten der Bäume am Eingang des Waldes auf, nnd des Abends begaben wir uns nach der Hütte, wo wir wenigstens vor den wilden Thieren sicher waren. Bey allem Unglück hatte ich doch den Trost, mit meiner Geliebten zusammen zu seyn, wir theilten unser Schicksal und suchten einander aufzurichten, und nach und nach verschwand Traurigkeit und Langeweile, doch waren unsere Blicke stets nach der See hingerichtet, um allenfalls ein Schiff zu entdecken, das unsere Noth endigen könnte.

Eines Tags, als wir herumspazierten, wurden wir plözlich durch ein Geschrey erschreckt, welches aus dem Wald zu kommen schien. Die Bestürzung machte jedoch schnell der Hofnung Plaz, hier vielleicht einige Retter zu finden, allein sie verschwand im Augenblick, als wir drey nackende Menschen aus dem Wald herauskommen sahen, welche mit starken Prügeln und Pfeilen bewafnet waren. Ich erkannte sie sogleich für Wilde, doch schienen sie von einem andern Stamm, als die, so wir in Nigritien bekämpft hatten.

Widerstand war hier unmöglich, da wir gar keine Waffen hatten, und es blieb uns nichts übrig als nach der Hütte zu laufen. Die Wilden hatten bey unsrer Erblickung einen Schrey gethan, worauf noch drey andere aus dem Wald herauskamen; sie setzten uns nach, und nachdem sie uns er-

reicht, bunden sie uns die Hände mit Weiden, und führten uns zu ihren Kameraden, die im Wald versammelt waren. Diese Barbaren schienen kein Mitleid zu kennen, und freuten sich viel mehr über ihren Fang.

Nachdem sie uns an einen Baum gebunden, fuhren sie fort ihr Essen zu bereiten, welches in ein paar jungen Rehböcken bestund, die sie erlegt, und welche am Feuer gebraten und vor unsern Augen verzehrt wurden. Während dem Essen sprachen sie viel unter sich, in einer Sprache, die wir nicht verstehen konnten, aber aus ihren Blicken merkten wir, daß die Unterhaltung unser Schicksal betraf. Denen Dreyen, die uns gefangen hatten, schienen die übrigen eine besondere Achtung zu erweisen, und ließen ihnen in allem den Vorzug. Ueberzeugt, daß sie uns nicht verstehen konnten, sprachen wir unter einander, und sannen auf Mittel ihre Wachsamkeit zu hintergehen.

Nachdem die Wilden gegessen hatten, wurden wir wieder losgebunden, und mußten ihnen nach dem Ufer hin folgen. Unterwegs befürchtete ich, daß wir geschlachtet werden sollten, denn nichts schien mir gewisser, als daß wir unter die Antropophagen gerathen wären. Als wir aus dem Wald herauskamen, sahen wir eine Menge Kähne am Ufer liegen; einer davon wurde mit dem Wildpret angefüllt, und in einem andern stiegen wir, nebst mehrern Wilden, die uns bewachten; hierauf fuh-

ren wir längs der Küste dieser Insel hin, wo sie jährlich mehrmalen zur Jagd zu kommen pflegen.

Nach einer Fahrt, die uns wegen der Ungewißheit unsers Schicksals sehr lang schien, näherten wir uns endlich dem festen Land; die Wilden steuerten in die Mündung eines Flusses hinein, und giengen bey einem großen Dorf von sonderbarer Einrichtung ans Land, welches ich für das Ziel unserer Reise und unsers Lebens hielt.

Sobald die Kähne am Ufer befestigt waren, giengen wir nach dem Dorf, wo uns eine Menge Volks, beiderley Geschlechts, und sämtlich nackend entgegen kam. Wir waren damals im Anfang des Herbsts, und erst mit dem Eintritt der Kälte pflegen sich diese Wilden mit Thierhäuten zu bedecken.

Sie schienen ihre Freude über unsere Gefangenschaft durch seltsame Sprünge und Gebehrden auszudrücken, und stießen zuweilen Töne aus, die keiner menschlichen Stimme ähnlich waren; einige hatten Trommeln und andere Becken von Erz, mit welchen sie ein entsezliches Getös machten.

Unsre Angst stieg mit jedem Schritt, meine beiden Gefährtinnen weinten und schluchzten laut, und so wurden wir von den Wilden, gleich Schlachtopfern, die man zur Schlachtbank führt, fortgeschleppt. Nur das kleine Kind, welches Lismeida trug, hatte eine heitere frohe Mine, und schien alles, was vorgieng, mit einem neugierigen Staunen zu betrachten.

Endlich kamen wir mitten in dem Dorf an einen großen Hof, der mit Mauren und Pallisaden verschlossen war; die Wilden öfneten die Thüre, und nachdem sie uns losgebunden, wurden wir hineingeführt. Unser Staunen war nicht zu beschreiben, als wir hier eine Menge bekleideter Männer und Weiber erblickten, die ein gleiches Schicksal wahrscheinlich mit uns erwarteten. Einige lagen auf dem Gras hingestreckt, und schienen ganz gelassen den Augenblick ihres Todes zu erwarten, andere seufzten und jammerten laut; sobald sie uns aber erblickten, betäubten sie uns mit einer Menge Fragen.

Zu meiner größten Verwunderung erkannte ich hier meinen Freund Pantaleone, der uns in der Wüste verlassen hatte, und dieser war der einzige, der meine Sprache verstund. Seine Gegenwart tröstete mich einigermaßen, und ich hoffte Nachricht von unsern Kameraden zu erhalten; er erkundigte sich nach seinem Freund Carlos, von dessen Schicksal ich nichts wußte, und wünschte nachher zu erfahren, wie wir hieher gerathen. Ich erzählte ihm alles, und bat ihn nachher auch meine Neugierde zu befriedigen. Er that es wie folgt.

„Nachdem wir euch in jenem Hohlweg verlassen hatten, setzten wir unsre Reise durch die Wüste fort, wo wir beynah vor Hunger und Durst umkamen. Einige bittere Wurzeln, die wir fanden, waren unsere einzige Nahrung, und je weiter wir kamen, desto unwegsamer wurde die Gegend. Den-

noch mußten wir weiter gehen, indem wir weder zurück mogten, noch auch in dieser Wildniß bleiben konnten, nur die Hofnung erhielt uns noch bey Muth und Kräften.

Den dritten Tag wurden wir von einem Bären angefallen, der sich wüthend unter uns stürzte; wir hatten keine Zeit weder auszureißen, noch uns zu wehren, er warf mich zu Boden, stürzte über mich hin auf einen Türken, und zerriß ihn vor unsern Augen, ob wir gleich alle mit unsern Stöcken auf ihn zu schlugen, damit er loslassen mögte. Endlich riß mir Carlos den Säbel, den ich trug, aus der Hand, und stieß ihn den Bären bis an den Grif in die Seite, die übrigen unterstüzten ihn mit ihren Prügeln, so daß er endlich tod neben dem Leichnam, den er zerrissen hatte, niedersank.

Wir suchten den Türken wieder zu sich selbst zu bringen, aber er war auf der Brust und am Kopf zu sehr verwundet, und bat nur, daß wir ihn vollends todschlagen mögten, um seine Schmerzen zu endigen; er verschied endlich und wir scharrten ihn in den Sand.

Wir brachten einen Theil der Nacht damit zu, den Bären zu zerlegen und uns eine Nahrung von seinem Fleisch zu bereiten; überhaupt lies uns aber die Furcht vor mehrern wilden Thieren an keinen Schlaf denken. Endlich brach der Tag an, und mit ihm meldete sich der Hunger sehr dringend; wir hatten zwar Fleisch genug, aber kein Holz zum Feuer anmachen, und die Noth überwand endlich

den Ekel; wir verschlungen das rohe Bärenfleisch mit einer Begierde, als wenn es die köstlichste Leckerspeise gewesen wäre.

Nach dieser traurigen Mahlzeit machten wir uns wieder auf den Weg, unsre Kleider waren ganz heruntergerissen, wir giengen beynah nackend, und wurden noch obendrein sehr von den Insekten geplagt. Da ich am wenigsten bekleidet war, so wollten die andern, daß ich wenigstens die Bärenhaut umhängen sollte, allein ich rieth lieber das Fleisch hinein zu haben, weil es sich länger frisch erhalten, und besser zu tragen seyn würde, nachher wollte ich mich der Haut bedienen. Dieser Rath wurde befolgt.

Nachdem wir noch zwey Tage fortgegangen waren, erreichten wir endlich das gegenseitige Ufer, und urtheilten aus dem Weg, den wir bisher zurückgelegt hatten, daß wir auf einer beträchtlichen Insel seyn mußten. Der Anblick der See gab uns neuen Muth, und wir hoften wenigstens Muscheln zu finden, welche uns mehr erfrischen würden, als dürre Wurzeln. Als wir uns in dieser Absicht dem Ufer näherten, erblickten wir mehrere Kähne, und eilten schnell darauf zu, um uns ihrer zu bemächtigen und damit in See zu gehen. Aber in diesem Augenblick wurde uns ein Wilder gewahr, und rief sogleich seine Kameraden zusammen.

Sie fielen über uns her, wir setzten uns zur Wehre, und ich traf einen von ihnen mit meinem Säbel ins Gesicht, worauf sie sämtlich voller Wuth

auf mich allein losstürmten. Meine Gefährten benutzten den Augenblick, und stießen drey Kähne ins Wasser, mit denen sie sich in größter Eile entfernten. Einige Wilden sprangen in die übrigen und sezten ihnen nach, bis sie die Unmöglichkeit sahen, sie einzuholen, worauf sie nach dem Ufer zurückkehrten, um sich wegen diesem Verlust an mir allein zu rächen.

Zuerst nahmen sie mir meinen Säbel, meine Bärenhaut, banden wir die Hände auf dem Rücken, und schleppten mich mit sich hieher. Vermuthlich haben sie mich zum Tod bestimmt, allein alle ihre Grausamkeit schreckt mich weniger, als mir der Verlust meines Freundes Carlos empfindlich ist. Ich habe keine Hofnung, daß er gerettet ist, denn wie hätte er auf einem elenden Kahn nach einem andern Land kommen können; und überdies schwärmen eine Menge Wilden mit ihren Fahrzeugen auf dieser See herum.,, —

Ich suchte Pantaleone wegen dem Verlust seines Freundes mit der Hofnung zu trösten, daß er vielleicht in einer bessern Gegend gelandet sey, und sich mit dem Gedanken beschäftige uns zu befreien; so suchte ich ihn zu beruhigen, während ich selbst über unser Schicksal zitterte

In diesem Augenblick traten mehrere Wilde herein, welche die Weiber von uns absonderten, und mit sich fortschleppten. Umsonst suchte ich Zerbinetten zurückzuhalten, man riß sie aus meinen Armen, und schloß die Thüre hinter ihr zu. Ver-

zweifelnd wälzte ich mich im Staub herum, und suchte Waffen, um mein elendes Leben zu endigen, aber es fand sich nichts, und Pantalcone nebst einigen andern mußten mich fest halten, um mich zu verhindern, Hand an mich selbst zu legen. Zulezt versank ich in eine gänzliche Fühllosigkeit, und eine heftige Krankheit gesellte sich zu meinem übrigen Unglück. Der Ort, wo wir waren, unter freiem Himmel der Witterung ausgesezt, und der Mangel an Ruhe und Schlaf trugen vieles zu deren Verschlimmerung bey.

So brachte ich acht schmerzensvolle Tage zu, und war bald meinem Ende nah, als ein ganzer Haufe Wilder in unserm Bezirke traten. Gehen konnte ich nicht, man trug mich also bis ans Ufer. . . Aber wie wurde mir, als ich statt der Anstalten zu unsrer Hinrichtung ein europäisches Schiff, und dessen Schaluppe am Ufer erblickte, die uns erwartete! das Schiffsvolk empfieng uns mit einem lauten Jubel und uns war nicht anders zu Muth, als wenn wir plözlich in den Himmel versezt wurden. Neben uns lag eine Piroque mit einigen Brandweinfässern und Balken, und die Wilden drangen neugierig hinzu, um zu sehen, was sie enthielt.

Hierauf brachten sie uns in die Schaluppe und einige Matrosen ruderten mit uns nach dem Schiff. Die Freude, die ich empfand, stillte meine Schmerzen, und als ich vollends Achmet nebst unsern übrigen Gefährten und Frauenzimmern auf dem Schiff erblickte, vergas ich alle Leiden und alle Krankheit.

Zerbinettens Gegenwart und Sorgfalt trug das meiste zu meiner Genesung bey. Sie erzählte mir, daß sie nicht weit von uns in einem andern Behälter eingesperrt gewesen, und gleichfalls dem Tod entgegen gesehen hätte, als sie von unsern Freunden erlößt worden.

Pantaleone fand seinen Carlos wieder; sie erzählten einander ihre Begebenheiten; die Freude war allgemein, und unsre Retter ergötzten sich an dem Gedanken, uns glücklich gemacht zu haben.

Nun trat Achmet hervor, und indem er auf den Kapitain des Schiffs wies, erklärte er uns, daß wir diesem Mann allein unsre Rettung verdankten, daß er seinen Vortheil aufgeopfert, um uns zu Hülfe zu eilen, kurz, daß er uns gekauft, und wir folglich seine Sklaven wären, er hingegen schenke uns die Freiheit, und begnügte sich mit dem Bewußtseyn einer guten Handlung.

Wir betrachteten diesen seltenen Mann mit einem Gemisch von Liebe und Ehrfurcht, und suchten ihm unsere dankbaren Empfindungen auszudrükken, er schien sehr gerührt, entzog sich aber unsern Danksagungen, und sagte, er habe nur seine Pflicht gethan. Wir ersuchten Achmet uns zu erklären, wie dies alles zugegangen, und er that es wie folgt.

„Unterdessen Pantaleone mit den Wilden kämpfte, bemächtigten wir uns dreier Kähne, und entfernten uns vom Ufer so schnell wie möglich. Vergebens setzten uns die Wilden nach, die Gefahr, der wir eben entgangen, verdoppelte unsere Kräfte, und

wir kamen ihnen bald aus dem Gesicht. Indessen sahen wir auch die Unmöglichkeit, mit einem schwachen Kahn die hohe See zu halten, ohne von der ersten starken Welle verschlungen zu werden; das Glück aber war uns hold, und zeigte uns ein zum Kapern ausgerüstetes Schiff, dem wir uns zu erkennen zu geben suchten.

Er bemerkte uns endlich seinerseits, und legte bey, damit wir näher kommen konnten. Als wir dicht bey ihm kamen, warf man uns einen starken Tau zu, und wurden glücklich an Bord gezogen. Der Kapitain lies uns vor allen Dingen zu essen reichen, und war neugierig zu hören, wie wir uns hier mitten in dieser See, auf Kähnen der Wilden befinden konnten. Ich erzählte ihm hierauf alle Schicksale, die uns seit der Abreise aus der Türkei betroffen, und erklärte, daß noch mehrere unserer Kameraden auf der wüsten Insel zurück geblieben, und wahrscheinlich den Wilden in die Hände gefallen seyn würden.

Der menschenfreundliche Kapitain befahl hierauf seinem Steuermann, einem andern Strich zu nehmen, und gegen die wüste Insel zu steuern, um euch vollends zu erlösen. Wir landeten daselbst, zerstreuten uns in alle Gegenden, und suchten durch Geschrey und Flintenschüsse die Einwohner herbey zu locken; unter andern kamen wir auch an die Hütte, und erkannten aus der Menge Asche, daß ihr mehrere Tage daselbst zugebracht hattet. Da

wir

wir aber nichts entdecken konnten, so lies uns der Kapitain wieder sämtlich an Bord gehen, und befahl nach dem festen Land zu steuern.

Unterwegs berathschlagten wir uns über die Mittel, euch zu befreien; mit Gewalt gieng es nicht wohl, denn unserer waren zu wenig, um es mit einem ganzen Volke aufzunehmen, und wußten überdies nicht, wo ihr waret. Der Weg der Güte, und das Interesse, wurde also vorgezogen, und der Kapitain erbot sich den Wilden einige Fässer Brandwein, und andere Waaren anzubieten, gelang uns aber dieses nicht, so waren wir entschlossen, Gewalt zu gebrauchen.

Als wir ans Land kamen, liefen die Wilden haufenweis herzu, und hielten sich dem Schein nach ganz ruhig; da wir aber ihre Treulosigkeit kannten, so legten wir die Waffen nicht aus der Hand, und schlugen ihnen die Loskaufung der Gefangenen vor, indem wir die Ranzion vor ihren Augen ausbreiteten. Unser Erbieten wurde mit Freuden aufgenommen; einige liefen sogleich fort, und brachten zuerst die Weiber, und dann auch die Männer herbeygeschleppt. Dies ist die Geschichte eurer Rettung.„

Der Kapitain, Namens Buffalo, erklärte uns, daß er nach dem Vorgebirg der guten Hofnung seegelte, und daß wir dort leicht Gelegenheit finden würden, mit einem europäischen Schiff in unser Vaterland zurückzukehren. Wirklich kamen wir bin-

nen wenig Tagen daselbst an, und erkannten beim Einlaufen in dem Hafen die Fregatte unsers Kapitains, die im lezten Sturm von uns getrennt worden. Sobald wir ans Land gestiegen, eilten wir einander in die Arme, und bezeigten einander unsere Freude.

Der Admiral war mit seiner Fregatte ohne Verlust weder an Menschen noch an Ladung angekommen, doch aber sehr durch den Sturm beschädigt. Jeder von uns erhielt seinen Antheil von der Beute, die darauf war, sogar die Frauenzimmer giengen mit uns in gleiche Theile. Amedee vereinigte sich mit mir und meiner Geliebten, und wir mietheten ein Haus, in Erwartung einer bequemen Gelegenheit, wieder nach Europa zukommen.

Sobald unser bisheriger Admiral seine Fregatte wieder ausgebessert hatte, nahm er Abschied von uns, und gieng wieder nach der Insel Santari unter Seegel, um daselbst seine Braut abzuholen, und dann nach Europa zurückzugehen.

Zwey Monate nach unserer Ankunft lief ein Schiff, welches aus den Indischen Gewässern kam, und nach Schottland bestimmt war, in dem Hafen ein. Unsere Malteser, Engländer nnd Spanier, benutzten diese Gelegenheit, um nach ihrem Vaterland zu kommen, ich durfte aber nicht wagen mitzugehen, weil das Schiff, welches zwey hundert und dreißig Last führte, einen Theil seiner Ladung zu Saleé ausladen sollte, woselbst ich ehemals aus der Sklaverey entflohen war. Ich lief also Ge-

fahr daselbst erkannt zu werden, und in mein altes Elend zu gerathen, ausserdem wollte Zerbinette durchaus nach Malta, und dies Schiff nahm einen ganz andern Weg.

Man hatte mir auch versichert, daß nächstens ein französisches Schiff ankommen, und dann wieder nach Marseille zurückgehen würde, und auf diese Gelegenheit warteten wir und Amedoc, welcher bey uns blieb. Unsre übrigen Freunde und Reisegefährten nahmen sämtlich von uns Abschied, und jeder zog seine Straße.

Wir mußten jedoch acht Monathe harren, bevor sich wieder eine andere Gelegenheit zeigte; unser Geld fieng an geringer zu werden, und ich sah der Zukunft nicht unbesorgt entgegen. Aber der edle Buffalo, den wir häufig besuchten, kam uns auch diesmal zu Hülfe. Eines Tages kam er zu uns und fieng von freien Stücken an.

„Ich fürchte, daß Sie sobald keine Gelegenheit finden werden nach Europa zu kommen, denn es dauert sehr oft ein ganzes Jahr, bis man einige Nachricht daher erhält. Vermuthlich wünschen Sie doch sämtlich nach einer so langen Abwesenheit Ihr Vaterland wieder zu sehen, und ich komme Ihnen die Mittel dazu anzubieten. Das Schiff, welches uns hieher gebracht hat, und im Hafen liegt, ist mein Eigenthum, ich will es ausrüsten, und Sie können sich dessen bedienen, wenn Sie zusammen überein kommen, die Kosten der Ausrüstung und den Sold der Mannschaft zu bestreiten. Auf die-

se Art kommen sie wieder in ihr Vaterland zurück, und mein Neffe, der Sie begleiten soll, wird das Schiff wieder zurückbringen.„ —

Wir nahmen dies Erbieten mit Freuden an; Buffalo gab gleich Befehl zur Ausrüstung seines Schiffs; die Lebensmittel und Kaufmannswaaren wurden an Bord gebracht, und binnen kurzem war es seegelfertig. Wir nahmen nun Abschied von dem Armateur und unsern übrigen Freunden, und giengen unter den besten Vorbedeutungen an Bord; denn der Wind war günstig, das Wetter helle, die See ruhig, und das Schiff im besten Zustand, so daß wir uns mit einer baldigen und glücklichen Ueberfahrt schmeicheln konnten.

Aber schon am dritten Tag wurden wir von einem heftigen Wind von unserm Weg verschlagen, ohnerachtet die Matrosen die Seegel halb einzogen, um weniger Wind zu fassen, denn der Sturm war so heftig, daß er uns mit sich fortriß und uns stattn ach den europäischen Küsten in ein unbekanntes Meer trieb.

Dieser Sturm hatte fünf Tage angehalten, als die Matrosen gegen Abend ein mit steilen Klippen besetztes Ufer entdeckten; sie wollten sogleich das Schiff auf die Seite lenken, allein der wüthende Sturm vereitelte alle ihre Bemühungen, und schleuderte uns auf verborgene Felsen unter Wasser, ohngefähr eine halbe Stunde vom Land.

Unser Schiff saß nun zwischen diesen Felsen fest, und wurde durch den Sturm so heftig gegen diesel-

hen gestoßen, daß es auf der Spitze des einen wie unbeweglich hängen blieb. Ein großer Theil desselben wurde zertrümmert, und einige Matrosen durch die Splitter verwundet oder getödtet, andere wurden durch die Heftigkeit des Stoßes über Bord geworfen.

In dieser allgemeinen Noth blieb ich beständig Zerbinetten zur Seite, um im äußersten Fall ihr zu Hülfe zu kommen. Plötzlich riefen mir drey Matrosen zu, ich möchte mit ihnen in eine Barke steigen, welche noch unbeschädigt geblieben; die Dunkelheit der Nacht hinderte mich sie zu sehen, ich gieng also der Stimme nach, und kam glücklich an die Stelle, wo sie mich mit der Barke erwarteten.

Nachdem ich mit Zerbinette hineingestiegen, ruderten wir einmal um das Schiff herum, um zu sehen, ob wir noch jemand retten könnten, da aber niemand erschien, so suchten wir aus den uns umringenden Klippen herauszukommen. Einigemal waren wir nahe daran, dagegen zu scheitern und zertrümmert zu werden, doch wanden wir uns zulezt noch heraus, und benuzten einen schwachen Mondesschimmer, mit dessen Hülfe wir das Land wieder entdeckten, das wir kurz vorher gesehen hatten.

Wir mußten uns gänzlich dem Wind überlassen, weil wir kein Steuerruder mehr hatten; dieser trieb uns immer am Ufer hin und her, ohne uns an die Küste zu werfen, doch kamen wir weit von der Stelle weg, wo das Schiff gescheitert war. Endlich nachdem wir eine Stunde so herumgetrie-

ben waren, warf uns der Wind gegen einen Felsen, und die Barke gieng in Trümmern. Die Matrosen wurden gegen die Klippen zerschmettert oder ertranken. Ich sank gleichfalls mit Zerbinetten, da ich aber die Besinnung nicht verlor und gut schwimmen konnte, so hielt ich mich mit ihr solang über dem Wasser, bis wir das Gesträuch am Ufer erreichen konnten; ich hielt mich an einem starken Zweig fest, und rief ihr zu ein gleiches zu thun, sie verstand mich und bekam die Wurzel eines wilden Baums zu fassen, die ich ihr festzuhalten empfahl.

So blieben wir bis Anbruch des Tages mit dem halben Leib im Wasser hängen, während die Wellen uns zuweilen über dem Kopf zusammen schlugen. Mit der Morgenröthe kletterten wir die Küste hinauf, die hier äußerst steil war, doch kamen wir glücklich hinauf. Sobald wir oben waren, sahen wir uns nach der Barke um, in Hofnung einige unserer Kameraden damit retten zu können; aber es war keine Spur davon auf der See zu erblicken. Selbst die Klippen, woran das Schiff gescheitert hatte, waren nicht mehr zu sehen, und rings um erblikte man nur eine tobende See, deren Wuth wir glücklicherweis nicht mehr zu fürchten hatten.

Wir waren also beide allein gerettet, und dankten der Vorsicht, daß wir noch mit dem Leben davon gekommen waren. Dann giengen wir etwas tiefer ins Land hinein, und suchten eine Stelle aus, wo wir bleiben konnten. Hier gieng ich auf die Seite, um im Gebüsch meine Kleider an der Son-

ne zu trocknen, und meiner Gefährtin dieselbe Freiheit zu lassen.

Sechstes Buch.

Ich konnte in dieser neuen unglücklichen Lage mich einer Menge trauriger Gedanken, über mein Schicksal nicht enthalten; doch schäzte ich mich noch glücklich, den Gegenstand meiner Neigung gerettet zu haben, und suchte ihr meine Besorgnisse, wegen der Zukunft zu verbergen. Ich rieth ihr nach dem Ufer zu gehen, zu sehen, ob vielleicht die See etwas ans Land geworfen, was wir brauchen könnten, während ich etwas weiter vorwärts gehen wollte, um das Land zu untersuchen. Sie trennte sich ungern von mir, und bat mich, ja bald wieder zu kommen, und sie nicht allein zu lassen.

Ich verlies sie also, und gieng tiefer ins Land, wo ich nach einigen Stunden an das gegenseitige Ufer kam. Ich sah mich sogleich nach den Klippen um, wo das Schiff zertrümmert worden, erblickte aber statt dessen, nicht weit vom Ufer die Barke zwischen den Felsen festsizen; indem ich mich aber noch weiter in der Ferne umsah, erblickte ich auch das Schiff, welches in zwey Stücke zertrümmert war, die jeden Augenblick aus einander zu gehen drohten.

Ohngeachtet ich noch keine Wahrscheinlichkeit sah, dahin zu kommen, so schmeichelte ich mir dennoch mit der Hofnung, daß ich es erreichen und die

nöthigsten Bedürfnisse daraus ziehen könnte. Anfangs war ich unentschlossen, ob ich meiner Gefährtin etwas von dieser Entdeckung mittheilen, oder sie mit einigen geretteten Geräthschaften überraschen sollte; lezteres schien mir indessen das Beste, denn ich befürchtete, sie mögte wegen den Gefahren, denen ich mich aussetzen mußte, mein Unternehmen misbilligen. Diesemnach kehrte ich in Erwartung der Ebbe wieder zu ihr zurück.

Sie war froh mich wiederzusehen, und erkundigte sich gleich, was ich entdeckt hätte, ob wir unter gesitteten Menschen oder Wilden, oder in einer Wüsteney wären? Ich erwiederte, daß ich zwar keine Spur von Einwohnern entdeckt, dagegen aber hoffte, daß sobald die See etwas ruhiger wäre, Wind und Wellen einige Schiffstrümmer zu uns ans Ufer treiben würden.

Dieser schwache Trost vermogte sie wenig zu beruhigen; sie lies mich mit furchtsamer zitternder Stimme bemerken, daß der Tag sich bald neige, und daß wir weder etwas zu essen, noch ein Obdach gegen die Kälte der Nacht und die wilden Thiere wüßten. Hierauf wußte ich wenig zu antworten, doch stellte ich ihr vor, daß wir doch bey allem unserm Elend glücklich genug wären durch unser Beysammenseyn, und daß uns der Himmel, der uns so oft beygestanden, auch diesmal nicht verlassen würde.

Zulezt bat ich sie, daß sie hier bleiben mögte, während ich nach dem Ufer gegen wollte, um Muscheln und Austern zu suchen; vorher wollte ich aber

Feuer anmachen, das sie unterdessen unterhalten und sich daran erwärmen könnte. Uebrigens bat ich sie ruhig zu seyn, weil die Insel ganz unbewohnt schien, und die wilden Thiere wenn es welche hier gäbe, sich dem Feuer nie näherten, zu dessen Erhaltung uns das Holz nicht fehlte.

Ich schlug nun, mit Hülfe zweier Kiesel Feuer, und zündete einen Haufen dürrer Blätter an, legte dann trokne Zweige, und endlich Baumrinde und starkes Holz darauf und machte ein großes Feuer an. Sie setzte sich davor, und ich legte ihr Holz zu beiden Seiten, damit sie es nicht erst herbeyholen durfte, worauf ich mit dem Versprechen, bald zurück zu kommen, sie verlies.

Der Tag war beynah über die Hälfte verstrichen, und als ich an das Ufer kam, fand ich die See so glatt und eben wie einen Spiegel. Diese Ruhe benutzte ich, warf mich in das Wasser und schwamm bis an die Barke, die ich endlich erreichte. Da ich mich ihrer bedienen wollte, um an das Schiff zu kommen, und der Wind jedem Augenblick mein Vorhaben vereiteln konnte, so bot ich alle meine Kräfte auf, um sie aus den Klippen heraus zu bringen; es gelang mir, und ich kam mit Hülfe eines Bretts, das mir zum Ruder diente, glücklich an das Schiff. Es saß noch auf einer Felsenspitze fest, und war schon ziemlich zerstoßen, so daß ich keine Zeit zu verlieren hatte, denn jeden Augenblik rissen neue Stücke davon los und wurden

fortgetrieben. Ich befestigte die Barke mit einem Tau daran, und kletterte hinauf.

Das erste, wornach ich suchte, war Zwieback und süßes Wasser; beides fand ich, und nachdem ich etwas gegessen, brachte ich das übrige in die Barke, und lies nur das, was verdorben war, zurück. Den Zwieback packte ich in große Säcke; die Wassertonnen konnte ich aber nicht über Bord bringen, und hoffte auch überdies süßes Wasser auf der Insel zu finden. Dann fand ich noch Hemden und Mannskleidung, wie auch einige Kisten und Mantelsäcke mit Waaren und Effekten von Werth; da ich aber die Schlösser nicht aufmachen konnte und keine Zeit verlieren durfte, so versparte ich dies auf ruhigere Augenblicke, und sorgte zuerst für das Nothwendige.

Indem ich noch umher suchte, erblickte ich mit Schrecken und Staunen einen Menschen, der wie Tod hingestreckt lag. Bey näherer Untersuchung erkannte ich in ihm meinen Freund Amedoc, und rief ihn an, erhielt aber keine Antwort. Ich ermannte mich, faßte ihn in die Arme, und fühlte, daß sein Puls noch schwach schlug, woraus ich vermuthete, daß er bloß vor Schrecken und Kälte erstarrt sey. Ich nahm etwas Brandwein, bestrich ihm die Lippen und die Schläfe damit, und er erholte sich nach und nach. Endlich erkannte er mich und wollte mir um den Hals fallen, allein er war zu schwach, um aufzustehen, und ich bat ihn, sich ruhig zu verhalten, bis er sich ganz wieder erholt hät-

te. Er wollte hierauf eine Menge Fragen thun, statt aber sie zu beantworten, bedekte ich ihn mit Kleidern, damit er erwärmt würde, und verwies ihn zur Geduld. Binnen kurzem erholte er sich so vollkommen, daß er im Stand war, mir zu helfen, und seine Unterstüzung war mir um so willkommner, da ich allein nicht fertig geworden wäre.

Nun untersuchten wir noch alle Winkel des Schiffs, und fanden in der Konstablerkammer noch vier Fäßchen Pulver, die uns sehr nöthig waren; eben so fanden wir verschiedene Flinten, Säbel, Pistolen und Bley, welche wir sämtlich zugleich mit dem Pulver in die Barke hinab ließen.

In einem andern Winkel fanden wir Spaten, Schaufeln und Hacken zum Feldbau, wie auch einige verrostete Degen, die wir dennoch mitnahmen. Beim Durchsuchen eines Mantelsacks fand Amedoc einen großen Bund Schlüssel, mit denen wir nur einige Mantelsäcke und Kisten öfneten, weil wir für jezt nur die nothwendigsten Dinge haben mußten. In einer Küste fand ich einen Vorrath von Manns- und Weiberkleidung, und in einer andern eiserne Nägel von verschiedener Größe, Krampen, Hämmer, Feilen, Feuersteine und Stähle nebst einem kleinen Schleifstein.

Endlich fand ich noch einen Mantelsak mit Büchern, und einer kleinen Schatulle, deren Schlüssel ich aber nicht finden konnte; nach der Schwere aber urtheilte ich, daß Gold darin seyn mußte, welches uns jezt zwar überflüssig war, doch

nahm ich sie mit, weil es uns künftig einmal nöthig werden konnte.

Als wir auf diese Art die Barke beladen hatten, fuhren wir nach dem Ufer, und nahmen uns auf den folgenden Tag einen zweiten Besuch vor, weil sonst unser zu langes Ausbleiben Zerbinetten beunruhigen konnte, die ich mit den mitgebrachten Schätzen und Amedocs Gegenwart überraschen wollte.

Sobald wir ans Ufer kamen, befestigten wir die Barke an einem Pfahl und ließen sie liegen, weil hier weder von Wellen noch vom Sturm etwas für sie zu befürchten war. Ich fand Zerbinetten in banger Erwartung beim Feuer sitzend, sie las meine Freude auf meinem Gesicht, und erkannte mit großen Staunen Amedoc, den sie mit dem Schiff längst unter den Wellen begraben glaubte. Ich erzählte ihr wie ich ihn gefunden, und bat sie uns nur bis ans Ufer zu begleiten.

Als wir daselbst ankamen, zeigte ich ihr die beladene Barke und in der Entfernung das Schiff; sie trat in die erste und untersuchte mit Verwunderung und Freude die mitgebrachten Effekten. Nun fiengen wir an auszuladen, und Zerbinette, welche auf alles neugierig war, öfnete die Kisten und Ballen, so wie wir sie ans Land brachten; am meisten aber freute sie sich über die weiblichen Kleidungsstücke. Den Ueberrest des Tages brachten wir mit dem Transport der Effekten zu, der uns sehr ermüdete, und wobey Zerbinette beständig hülfreiche Hand leistete.

Wir häuften unsere Schätze unter drey starken Bäumen zusammen, deren Zweige stark belaubt waren, und sie vor dem Regen sicherten; worauf ich das Feuer verstärkte, und die Fische zubereitete, die wir am Ufer gefangen hatten. Wir aßen endlich, und suchten uns nachher ein Nachtlager zu bereiten, welches aus einem dichten Haufen dürrer Blätter bestand, um welche herum wir unsre Kisten, Ballen und Mantelsäcke sezten, damit sie uns zur Schutzwehr gegen den Wind und die wilden Thiere dienten. Ich lud hierauf zwey Flinten und vier Pistolen, um sie im Nothfall bey der Hand zu haben, weil wir eben so sehr die Wilden als die Thiere des Waldes zu befürchten hatten.

Nun legten wir uns nieder, und unterhielten uns noch eine Weile über den glücklichen Zufall, der uns das Schiff entdecken lassen; zulezt sanken wir alle drey in einen tiefen Schlaf, der erst gegen Morgen durch den Gesang einer Menge Vögel, die über uns herumflogen, unterbrochen wurde. Ich vermuthete, daß sie gejagt würden, und schoß unter sie; Amedoc that desgleichen, und wir hatten bald eine Menge derselben. Auf dem Knall unserer Flinten kam eine unzählige Menge aus dem Gehölz heraus, so daß der Erdboden beynah damit bedeckt wurde, und wir noch lange Zeit ihr Geschrey in der Entfernung hörten. Wir sahen hieraus, daß es uns hier an Nahrung nicht fehlen würde, doch waren wir in Besorgnis wegen den Bären und Ti-

gern, die gewöhnlich auf dergleichen wüsten Inseln ihre Wohnung zu wählen pflegen.

Wir eilten wieder ans Ufer, um zum andern und leztenmal einen Besuch auf dem Schiff zu machen. Ich wünschte, daß Zerbinette am Ufer bleiben und uns erwarten sollte, aber sie wollte schlechterdings mit uns in die Barke, weil sie uns theils nicht verlassen, theils auch an unsern Gefahren und Arbeiten Theil nehmen wollte; wir kamen also alle drey glücklich wieder an Bord an.

Das erste, was wir fanden, waren eine Menge Talg- und Wachslichter, von denen wir an zwey Centner in die Barke brachten; unterdessen entdeckte Zerbinette einige genähte Decken, Zwirn, Bindfaden, mehrere Risse Papier, einige Bund Federn, und ein Fäßchen mit Dinte. Amedoc drang endlich bis in die Kajüte des Kapitains, wo eine Menge mathematischer Instrumente, Kupferstiche, deren Gläser zerbrochen waren, Land- und Seecharten, Plane, und einen noch ganzen Barometer auf dem Erdboden unter einander lag.

Unterdessen kam ich in den untern Raum, wo beinah alles vom Seewasser verdorben war, doch rettete ich noch einige Flaschen mit Oel und Liqueurs, zwey große Körbe mit Früchten und einige Säcke Getraide. In einem andern Winkel fand ich noch ein vollständiges Procellanservice, nebst einer Wanduhr, die noch unbeschädigt geblieben. Zerbinette fand einige Spiegel, noch einige Weibskleider und eine Menge Wäsche; wozu wir noch vier

Stühle, einen Schrank, und einiges Küchengeräth thaten; alles dieses band ich mit Tauen zusammen und lies es in die Barke hinunter.

Wir wollten eben ans Ufer zurückkehren, als Zerbinette einen Käfig mit Kanarienvögeln entdeckte; die Thierchen lebten noch, waren aber dem Verhungern nah, daher wir ihnen sogleich etwas Futter vorstreuten. Diese Vögel erinnerten mich, daß wir auch eine Menge Geflügel an Bord gehabt, wovon noch etwas vorhanden seyn konnte. Ich suchte nach, und fand in einer Ecke, wohin das Wasser schon gedrungen war, einige Hühner und Enten; die übrigen waren theils verhungert, theils ertrunken. Die so noch übrig waren, brachten wir durch Futter wieder zum Leben. Indem wir uns aber damit beschäftigten, vernahmen wir in der Nähe ein klägliches Gewinsel, sahen rings umher, und endlich entdeckte ich in der Dunkelheit ein schönes Windspiel, welches auf Stroh ausgestreckt, und im Begrif war zu verhungern. Wir retteten den armen Hund, und nahmen ihn mit in die Barke, wo er uns durch seine Freundlichkeit reichlich für unsere Mühe belohnte.

Noch rieth mir Amedoc, die Bretter von dem Schiff, wie auch das Tau und Seegelwerk mitzunehmen; dies kostete uns Zeit und Mühe, doch wurden wir in der Folge dafür belohnt; wir verließen hierauf das Schiff gänzlich. Als wir ans Ufer gekommen, schaften wir die neuen Effekten zu den ersten unter die Bäume, und ich machte Feuer

an, um die am Morgen geschossenen Vögel zu bereiten. Nachdem wir gegessen hatten, verdoppelten wir unser Bollwerk mit den neuen Kisten und Ballen, die wir mitgebracht hatten, und überdies spannte ich noch ein Seegeltuch über uns an den Zweigen der Bäume aus. So waren wir gänzlich und von allen Seiten vor der Witterung gesichert, und überließen uns ganz ruhig dem Schlaf.

Meine beiden Gefährten schliefen noch, als ich erwachte; ich gieng daher eine Weile im Gehölz spazieren, um sie nicht aufzuwecken, aber beide waren bald bey mir, und Amedoc schlug vor, daß wir tiefer in die Insel eindringen und eine bequeme Wohnung suchen wollten. Jeder von uns versah sich mit einer Flinte und zwey Pistolen nebst einem Säbel, und sogar Zerbinette nahm ein Pistol nebst Pulver und Blei. So marschirten wir immer tiefer in den Wald, und hatten hin und wieder viel von den Dornen auszustehen, die an manchen Stellen so dicht stunden, daß wir uns durchreißen mußten.

Nachdem wir durch den Wald durch waren, kamen wir in eine Ebene, welche auf der einen Seite mit einem kleinen Gehölz, und auf der andern mit einer Reihe Felsen eingeschlossen war. Wir untersuchten diese leztern, und entdeckten eine geräumige Grotte, welche in einen der größten dieser Felsen eingehauen war. Als wir hineintraten, kam uns eine angenehme Kühlung entgegen, die

durch mehrere kleine Bäche, welche in der Nähe sehr angenehme Wasserfälle bildeten, verursacht wurde; auch endeckten wir hier seltene Versteinerungen und andere schöne Naturwirkungen, und fanden überhaupt die Grotte gros und geräumig genug zu unsrer Wohnung, und zur Aufbewahrung unserer Effekten. Der Eingang war schmal, dann erweiterte sich aber das Gewölbe, und wurde nur durch eine einzige Oefnung erleuchtet, wodurch ein angenehmes dämmerndes Licht darin entstund.

Der Entschluß, hier zu wohnen, war bald gefaßt, und binnen drey Tagen waren wir auch mit dem Transport unserer Effekten fertig. Dann hieben wir einige Wege in den Wald, um besser durchzukommen, und die Kisten und Fässer herbeyschaffen zu können.

Nun schlugen wir an der Felsenwand zwey Zelten von Seegeltuch auf, wovon die eine für Amedoc, die andere für mich und Zerbinetten bestimmt war; und unsere Betten wurden aus der Leinwand und den genähten Decken bereitet, die wir im Schiff gefunden hatten. Diese Nacht schliefen wir herrlich unter dem Gemurmel der Wasserfälle; nichts störte unsere Ruhe; wir hatten in unsrer Wohnung und mit unsern Waffen nichts von wilden Thieren mehr zu befürchten; an Lebensmitteln fehlte es uns auch nicht, und die Jagd lieferte uns täglich frische.

In der Folge entdeckten wir sogar, daß gar keine wilden Thiere auf dieser Insel waren, dage-

gen zogen die Vögel in ganzen Schwärmen, und ihr Fleisch war sehr schmackhaft. Wir richteten auch ein besonderes Behälter für das Geflügel ein, dessen Unterhaltung Zerbinette auf sich nahm. Dicht neben der Grotte quoll ein sprudelnder Bach aus den Felsen hervor, der einen kleinen Teich bildete, worinn sich das Federvieh badete und die Enten herumschwammen. Unsere Kanarienvögel wurden mit gleicher Sorgfalt gewartet, und in ihrem Bauer an die grünen Zweige der Bäume aufgehangen; der Hund wurde zur Jagd gewöhnt, und that uns gute Dienste; er theilte Tisch und Bett mit uns, und wir bedauerten nur, daß wir keine Hündin dazu hatten, um seine Race fortzupflanzen.

Als wir von außen ziemlich in Ordnung waren, fiengen wir an, auch das Innere besser einzurichten. Das Pulver wurde in einen Winkel gebracht, wo es vor allem Feuer und Feuchtigkeit sicher stand, denn es war die Stütze unserer Sicherheit. Dann machten wir Bänke und einen Tisch in deren Mitte; umzäunten die beiden Zelten mit einer doppelten Reihe Pallisaden, damit sie vor dem Wind sicher stünden, und bedeckten sie oben mit Zweigen, um das Durchdringen des Regens zu verhindern.

Zerbinette verarbeitete unterdessen die übrige Leinwand zu nöthigen Leib- und Bettwäsche für uns drey; wir beyden gruben die Erde um, und beäeten sie mit Körnern zum Futter für das Geflügel, und benutzten auf diese Art alles, was wir aus dem Schiff gerettet hatten. Kurz die Unterhaltung

der Wirthschaft, der Gärten, und des Feldes beschäftigte uns den ganzen Tag, und die Arbeit wurde durch freundschaftliche Unterhaltung befördert und versüßt.

Bis hieher hatte ich es nicht gewagt, Zerbinetten um die Beschleunigung unsrer Verbindung zu bitten, weil sie es immer bis zu unsrer Rückkehr nach Frankreich verschoben hatte, wo wir dann die Erlaubniß unsrer Eltern dazu erhalten würden. Jezt aber war ich des langen Harrens müde, und drang eines Tages in sie, sich bestimmt darüber zu erklären. Sie suchte mir anfänglich auszuweichen, endlich aber erklärte sie, daß wenn sich binnen einem Jahr keine Gelegenheit zeigte, nach Frankreich zurück zu kommen, sie alsdenn dies als eine Einwilligung der Vorsicht betrachten, und sich mit mir verbinden wollte.

Eine solche Erklärung mußte mir in unsrer Lage, nach allem, was ich für sie gethan hatte, ziemlich befremdend scheinen; ich wurde verdrießlich, machte ihr Vorwürfe, wie wenig sie Theil an meinem Glück nähme, und lies endlich einigen Verdacht merken, als wenn Amedoc vielleicht mehr Theil an ihrem Herzen hätte, als ich. Dies lezte traf sie zu hart, sie sah mich mit einem Blick voller Vorwürfe an, und entfernte sich, ohne etwas zu antworten.

Ich wußte nicht, ob ich mein Vorhaben billigen oder bereuen sollte, als Amedoc erschien, und mich aus meiner Ungewisheit riß. Er hatte sie

getroffen, sie war noch aufgebracht gegen mich, und erzählte ihm, was zwischen uns vorgefallen war. Es kostete ihm wenig Mühe, sie wieder zu besänftigen, und er kam mich zu ihr zu führen, und unsere Aussöhnung zu vollenden. Ich mußte eine Menge Vorwürfe über mein hastiges Betragen anhören, nach und nach aber wurden wir beide milder, und das Ende dieser Unterredung war, daß sie den Termin meines Glücks bis auf zwey Monathe verkürzte. Was sie darunter suchte, kann ich nicht sagen, ich wußte aber, daß man den weiblichen Launen in solchen Stücken nachgeben müsse, und beruhigte mich damit.

Nach Verlauf dieser Zeit hielt sie Wort, wir versprachen uns in Gegenwart Amedocs ewige Treue und Beständigkeit, und feierten denselben Tag mit einem Mahl, welches so köstlich eingerichtet wurde, als es unser Hauswesen nur vermogte. Auf diesen schönen Tag folgten angenehme Nächte, ich zog aus Amedocs Zelt, wo ich bisher gewohnt hatte, in das ihrige, und von nun an war mir jeder Tag eine neue Aufforderung zur Zufriedenheit und Freude. Mit Anbruch des Tages gieng jedes von uns an sein Geschäft; meine Frau besorgte das Füttern des Geflügels, und die Küche; wir beide reinigten unterdessen die Wohnung, verfertigten neue Mobilien, besorgten den Garten, und sahen nach den Pflanzen, die wir gesäet hatten. Die Mittagsstunde vereinigte uns wieder, und obgleich meine Frau eben

nicht die erste Köchin war, so fanden wir doch alles, was sie uns vorsezte, sehr schmackhaft.

Der Nachmittag wurde gewöhnlich mit Jagen und Fischen zugebracht, und selten kehrten wir des Abends zurück, ohne ein Stück Wild für die Küche mitzubringen. Meine Frau unterhielt sich während der Zeit entweder mit Arbeiten oder Lesen, zuweilen gieng sie auch mit auf die Jagd, oder schlug uns einen neuen Spaziergang im Walde vor. Nöthigte uns aber das Wetter in der Grotte zu bleiben, so lasen wir wechselsweis einander vor, und theilten uns unsere Bemerkungen über das Gelesene mit; mit einem Wort, wir waren keinen Augenblik müssig, und obgleich die Einsamkeit sonst auch ihre langweiligen Perioden hat, so wußten wir doch jeden Augenblick so auszufüllen, daß wir dessen Dauer nicht bemerkten.

Eines Tags, als ich mit Amedoc auf der Jagd war, fuhren zwey Kaninchen dicht vor unsern Füßen aus dem Gesträuch; Amedoc legte schon an darnach zu schießen, aber ich hielt ihn ab, in der Hofnung, sie lebendig zu fangen. Wir schlichen nach, und sahen, daß sie sich in einen hohlen Baum versteckten, wo wir sie ohne Mühe fiengen, und nach Haus trugen. Wir machten ihnen eine kleine Hütte zusammen, um sie erst an uns zu gewöhnen, bald aber wurden sie so zahm, daß sie sich beynah gar nicht mehr von der Wohnung entfernten.

So verflossen uns ganze zwey Jahre in steter Ruhe und Zufriedenheit, die nur zuweilen durch die

Erinnerung an unser Vaterland, und den Wunsch, ein europäisches Schiff zu erblicken, unterbrochen wurde. Das einzige Fahrzeug, was wir hatten, bestund in der ziemlich baufälligen Barke, mit der wir zuweilen um die Insel herumfuhren, um zu fischen. Eines Tages schlug mir Amedoc vor, unsre Schiffahrt weiter auszudehnen, und die benachbarten Inseln zu untersuchen, wo wir vielleicht andere Menschen und neue Hülfsmittel entdecken könnten. Mir war dieser Vorschlag äusserst willkommen, Neugierde und Hofnung trieb mich dazu an, ihn auszuführen; dagegen behauptete meine Frau, daß eine solche Reise nicht blos unnöthig, sondern auch gefährlich wäre; sie frug uns, ob wir mit unsern gegenwärtigen Glück nicht zufrieden wären, warum wir es verändern wollten; und was wir auf jenen Inseln zu suchen hätten."

Ich sah wohl, daß ich nachgeben mußte, und versprach bey ihr zu bleiben. Drey Tage nachher aber gieng Amedoc, wie gewöhnlich, auf die Jagd, und erschien den ganzen Tag und die drauf folgende Nacht nicht wieder. Voller Angst über sein Schicksal liefen wir im Wald hin und her, riefen ihn beym Namen, schrien und machten allerhand Geräusch, aber vergebens, wir konnten keine Spur von ihm entdecken.

Wir glaubten, er hätte sich verirrt, und würde den folgenden Tag sich wieder zu uns finden; vielleicht, dachten wir auch, ist er von den Wilden überfallen worden, oder hat sich aus Ueberdruß

über unsere einförmige Lebensart fortgemacht, um eine angenehmere Gegend aufzusuchen. Sein lezterer Vorschlag wenigstens schien dies zu verrathen; welches aber auch sein Beweggrund gewesen seyn mochte, so gieng uns sein Verlust sehr nahe.

Als er den andern Morgen noch immer nicht erschien, so giengen wir an das Seeufer, und als wir die Barke daselbst angebunden sahen, konnten wir ihn nirgends anderswo, als auf der Insel vermuthen; dennoch war all unser Suchen und Forschen schlechterdings vergeblich, und wir gaben mit schwerem Herzen die Hofnung auf, unsern Freund je wieder zu finden.

Zu diesem Schmerz gesellte sich bald ein Unglück, welches mich noch empfindlicher traf; meine Frau kam nieder, aber das Kind lebte kaum einige Tage, und mit ihm verschwand ein großer Theil der künftig gehoften Freuden. Meine Frau schien diesen Verlust am wenigsten verschmerzen zu können, und verfiel in eine Krankheit, die ihrem Leben gefährlich wurde, und lange anhielt. Der Schmerz über den doppelten Verlust unsers Freundes und unsers Kindes war nun beynah unsere einzige Unterhaltung, und die bisherige Ruhe und Glückseligkeit schien auf lange Zeit gestört.

Vierzehn Tage nach dem Tod unsers Kindes erschien plözlich wieder Amedoc vor unsrer Grotte, und die Freude, die auf seinem Gesicht lag, bewies, daß er gute Nachrichten zu bringen hatte. Er bat uns um Verzeihung wegen der Unruhe, die uns sei-

ne Entfernung verursacht haben müsse, er käme aber, uns angenehme Nachrichten zu hinterbringen, und bäte uns, ihm sogleich ans Seeufer zu folgen.

Wir eilten mit ihm dahin, und fanden zu unsrer Verwunderung einen Kahn mit den ausgesuchtesten und schmackhaftesten Früchten angefüllt; wir trugen sie nach der Grotte, und hielten die leckerhafteste Mahlzeit, die uns seit unserm Aufenthalt zu Theil geworden. Die Gegenwart unsers Freundes gab uns die vorige gute Laune wieder, und nachdem wir gegessen hätten, fieng er an, uns die Ursachen seiner Entfernung und seiner vierwöchentlichen Abwesenheit zu erzählen.

„Ihr wißt, fieng er an, daß ich damals auf die Jagd gieng, um etwas zu schießen; ohne weiter auf meinen Weg zu achten, gieng ich immer fort, und gerieth endlich auf einen Pfad, der mich zum Wald hinaus in ein schönes Thal führte. Hier hatte ich kaum einige Schritte gethan, als ich ein verwirrtes lärmendes Geschrei vernahm, und indem ich mich darnach umsah, erblickte ich nicht ferne von mir einen Haufen Wilder. Ihre Kähne lagen mit Wildpret beladen am Ufer, und ich errieth aus einigen ihrer Zeichen, daß sie zu einer jener Nationen gehörten, die wir in Nigritien bekämpft hatten.

Ich war eben im Begrif unter sie zu schießen, um sie zu zerstreuen, da ich aber bedachte, daß sie unser Feuergewehr kannten, und daß ich nur einen Schuß bey mir hatte, so beschloß ich zuerst den Weg

der Güte zu versuchen, da sie mich ohnehin bereits gesehen hatten. Ich gieng also getrost auf sie zu, und erkundigte mich nach dem Namen dieser Insel, und wie weit sie vom festen Land entfernt wäre; aber jezt bereute ich meine Unbesonnenheit, sie fielen statt der Antwort wüthend über mich her, und da ich mich widersezte so banden sie mir Hände und Füße mit Weiden, und trugen mich in ihren Kahn, wo sie meine Flinte, die mir jezt unnüz war, neben mich legten. Zwey von ihnen blieben zur Wache bey wir, während die übrigen ihre Jagd fortsezten. Unterdessen schwebte ich unter Hofnung und Furcht, einerseits dachte ich, daß wenn die Wilden sich eurer Grotte näherten, ihr sie leicht mit eurem Feuergewehr in die Flucht jagen, und mich hernach befreien würdet; andererseits aber befürchtete ich auch, ihr mögtet unbewafnet überrascht werden. Diese Gedanken stürzten mich in große Verlegenheit, ich zitterte für euch und für mich, und suchte meine Fesseln zu zerreißen, aber meine Wächter lachten nur spöttisch über mein vergebliches Unternehmen.

Unterdessen kamen die übrigen Wilden mit dem erlegten Wildpret zurück, stiegen damit in die Kähne, und giengen wieder in See. Ich wußte nicht, wohin sie mich führen würden, und befürchtete in die Gewalt der Menschenfresser gefallen zu seyn. Endlich nach einer vier und zwanzigstündigen Schiffahrt giengen wir ans Land, welches ich für die Heimath der Tirrhenier hielt, deren Anführer ich in dem Treffen getödtet hatte; allein diese Küste

war eben so wüste wie die unsrige, und die Wilden zerstreuten sich in die Wälder, um zu jagen.

Meine beiden Wächter verließen mich nicht; ich fühlte einen brennenden Durst und gab es ihnen zu verstehen, aber sie schienen nicht darauf zu merken; ich fieng also an, mich hin und her zu werfen, bis ich auf dem Rücken zu liegen kam, und in dieser Stellung trank ich von dem Wasser, welches im Kahn schwamm, ohnerachtet es unangenehm und trübe war. Bey diesem Hin- und Herbewegen merkte ich, daß meine Bande nachgaben, und dachte, daß, wenn ich sie zerreissen könnte, ich mich in die See stürzen und nach einer andern Insel schwimmen könnte; denn der Tod in den Wellen war mir in jeder Rücksicht lieber als derjenige, den ich von diesen Wilden befürchtete.

Ich warf mich also wieder auf den Rücken, damit die beiden Wilden nichts merken sollten, und machte meine Bande ganz unmerklich los, worauf ich in derselben Stellung liegen blieb, und den Augenblick erwartete, wo sich meine Wachen nach dem Gehölz zu wendeten. Dieser Augenblik kam, schnell löste ich die Bande meiner Füße, faßte dann meine Flinte, und schoß den einen nieder, worauf der andere eiligst in das Gehölz flüchtete. In der Eile warf ich noch einiges Wildpret in den Kahn und sties damit in die freie See, und fieng an, mit verdoppelten Kräften zu rudern. Als ich mich in Sicherheit vor dem Nachsezen glaubte, legte ich die Ruder hin, lud meine Flinte wieder, und aß etwas

von dem bey mir liegenden Wildpret. Endlich nachdem ich sechs Stunden lang aufs Ohngefähr fortgerudert, entdeckte ich eine hohe Küste, um die ich herum steuerte, und endlich eine gute Landungsstelle fand. Als ich meinen Fuß ans Land sezte, erblickte ich rings umher nichts als kahle Felsen und fürchterliche Abgründe; das ganze Land schien mir eine wüste Wildniß, die mich nicht vermuthen lies, daß das Innere so angenehm und reizend seyn würde.

Ich kam von hier in einen weitläufigen finstern Wald, und befürchtete jeden Augenblick von Negern oder wilden Thieren angefallen zu werden, bis ich zulezt nach langem Herumirren einen Weg zwischen zween waldigten Hügeln fand, hinter welchen ich die fruchtbarste und reizendste Ebene entdeckte. Eine Menge kleiner Bäche stürzten sich von den Hügeln herunter, und unterhielten eine angenehme Kühlung in der Ebene.

Noch stand ich voller Staunen und Verwunderung da, als ich einige angebaute Gärten, und eine Hütte erblikte, deren Eingang von zwei starken Bäumen beschattet wurde. Ich vermuthete gleich, der Besitzer dieser Wohnung müsse ein ehemals unglücklicher Mann gewesen seyn, den das Schicksal hiehergeführt hätte, und in dieser Rücksicht schmeichelte ich mir, ein mitleidiges Herz und Theilnahme an meinem Schicksal bey ihm zu finden.

In dieser Voraussezung gieng ich auf die Hütte zu, um den Besizer derselben kennen zu lernen. Ich gieng über die Wiese und trat durch eine ofne

Thüre in den Garten, wo ich einen Mann mit Pflanzen beschäftigt fand. Er bemerkte mich nicht, so daß ich nahe bey ihm stund, ehe er mich gewahr wurde, und ihn genau beobachten konnte. Er war in der Kleidung eines Gärtners, ein Spaden stund neben ihm, und er war eben im Begriff junge Bäume zu beschneiden; sein Rock hieng an einen nahen Baum.

Endlich wagte ich es ihn anzureden, und sagte, daß ich durch Wind und Wellen an diese Küste getrieben werden, die ich anfangs für unbewohnt gehalten, nachher hätte ich aber an der Fruchtbarkeit des Bodens gesehen, daß ich in ein glückliches Land gerathen. Von seiner Menschenfreundlichkeit erwarte ich nun mein Schicksal, und wenn er ja selbst erfahren, was Unglück heißt, so hoffte ich, daß er mich nicht verstoßen, sondern gütig aufnehmen würde.

Er erschrak, als er mich zuerst erblickte, doch faßte er sich bey meiner Anrede, und erwiederte mir, ich hätte mich nicht geirrt, und könne sicher auf seine Hülfe rechnen. „Ich selbst, fuhr er fort, habe erfahren, was Unglück ist, und weiß es zu lindern. Durch eine besondere Begünstigung des Himmels kam ich hieher, und geniese nun seit mehrern Jahren die Ruhe und die Freuden eines ländlichen und einfachen Lebens. Menschen können mir nicht mehr schaden, ich lebe von ihnen entfernt, ruhiger als ehemals mitten unter ihnen. Bevor ich aber Ihre Geschichte vernehme, lassen Sie sich gefallen, ei-

nige Nahrung zu geniesen, die sie wahrscheinlich nöthig haben werden". —

Hierauf führte er mich nach seiner Hütte, und zeigte mir unterwegs die Größe und Schönheit seiner Gärten, seine von ihm gepflanzten Obstbäume und den Reichthum der umliegenden Felder. „Hier, sagte er, unter dem Schatten dieser Bäume ist meine schönste Jugend verflossen; jezt, da ich bey reifern Jahren bin, erndte ich die Früchte meiner Arbeit. Ich baue diesen Garten, besäe dies Feld, und fülle im Herbst meine Scheunen. Ehemals wurde ich von einigen treuen Freunden dabey unterstüzt, wovon der lezte erst seit drey Monathen in der Blüthe des Alters gestorben ist. Mein Herz blutet noch bey dem Andenken an seinen Verlust; aber Sie, junger Mann, können ihn ersezen; bleiben Sie bey mir, ich will Sie lieben wie ihn, und wenn Sie diese glückliche Insel zu Ihrem Aufenthalt wählen wollen, so will ich Sie einrichten, Ihnen Ländeney und Wohnung geben, und wir werden glückliche Tage mit einander verleben" —

Unter diesem Gespräch kamen wir in seiner Hütte an, wo ich troz der ländlichen Form alles vereinigt fand, was das Leben nur angenehm und bequem machen kann. Das ganze Gebäude war einfach, aber fest und sauber gebaut; die Mobilien des ersten Zimmers bestunden in drey Stühlen und zwey Tischen, deren einer zum Essen, der andere zum Schreiben bestimmt war; ferner war noch ein Kloz zum Arbeiten mit Holz, und ein feines Bett

mit Vorhängen vorhanden. Im zweiten Zimmer stunden zwei Betten, ein Tisch, zwey Stühle und zwey Spiegel, und in einer anstoßenden Kammer war eine Menge Küchengeräth von Zinn und Eisen, ferner etwas Porzellan, Gläser, Flaschen und dergl.

Ich war sehr aufmerksam auf alles, und bezeigte ihm mein Erstaunen, wie er mit allen diesen Geschäften fertig werden könnte, er erwiederte mir, daß er erst seit drey Monathen allein wäre, daß aber übrigens der Boden locker und nicht sehr mühsam zu bearbeiten sey.

Hierauf brachte er einen Korb mit Früchten, und ein Gefäß mit Milch herbey, und führte mich unter eine Laube, wo wir Mittagsmahl hielten. Der Gesank der Vögel war unsere Tafelmusik, und ich belustigte mich an den bunten Schmetterlingen und den Bienen, welche von einer Blume zur andern flogen. Mein guter Wirth, der meine Freude mit Vergnügen bemerkte, lud mich nochmals ein, sein glückliches Leben mit ihm zu theilen. Ich erzählte ihm hierauf meine ganze Geschichte, und die eurige, und daß wir einander geschworen, uns nie zu trennen. Er erbot sich sogleich, uns drey bey sich aufzunehmen, und ich erwiederte, daß ihr wahrscheinlich das Erbieten annehmen würdet, in dieser reizenden Einöde mit ihm zu leben.

Nachdem ich mich noch einige Tage in dieser Insel aufgehalten, mußte ich ihm beim Abschied versprechen, unverzüglich mit euch zu ihm zurück zukommen. Er selbst füllte den Kahn mit seinen

schönsten Früchten an, um, wie er sagte, euch einen Begrif von seinem Reichthum zu geben. Den Kennzeichen zufolg, die ich ihm von unserer Insel gab, versicherte er mich, daß wir nur sechszehn Stunden von einander entfernt wären, und zeigte mir selbst den Strich an, den ich nehmen müßte. Nach dem herzlichsten Abschied stieß ich vom Land, und sah ihn noch lang am Ufer stehen, bis wir uns beide einander aus dem Gesicht verloren. Ueberlegt nun, ob ihr diese einfache Wohnung mit jenen reichen Gefilden vertauschen wollt; ich bin bereit bey euch zu bleiben, ihr mögt nun eines oder das andere wählen.' —

Nachdem Amedoc ausgeredet hatte, berathschlagten wir, wozu wir uns entschließen sollten. Unser Freund rühmte die Insel des Einsiedlers ungemein, aber meine Frau, die bereits zwey Jahre an diese Lebensart gewöhnt war, und die Gefahren der Ueberfahrt fürchtete, schien keine große Lust zu haben. Wir stellten ihr dagegen vor, daß, wenn wir ein günstiges Wetter zu unserer Ueberfahrt wählten, der Wind binnen so kurzer Zeit sich schwerlich ändern würde, und daß wir durch diesen Entschluß unserer Lage um vieles verbessern könnten. Als ich ihr zulezt noch vorstellte, daß wir seit einiger Zeit keinen Zwiebak mehr hätten, und blos von Wildpret und Hülsenfrüchten leben müßten, wogegen wir in der Wohnung des Einsiedlers mehr Bequemlichkeit und einen Ueberfluß an allen haben würden; so

ergab sie sich endlich, und erklärte, sie wäre bereit, mir überall hin zu folgen.

Wir beschlossen diesen Abend mit einer frohen Mahlzeit, und feierten die Rückkehr unsers Freundes. Gleich den andern Tag trafen wir Anstalten zu unserm Abzug, und schaften die Mobilien aus der Grotte in die Barke; die gröbsten und schwersten aber ließen wir zurück, um sie im Nothfall finden zu können; all' unser Vieh aber mußte mit an Bord. Nachher verrammelten wir den Eingang der Grotte, und zerstörten den Garten, damit die Wilden keine Spur von Wohnung fänden. Mit der Morgenröthe des zweyten Tages waren wir zur Abfahrt bereit; meine Frau konnte sich der Thränen nicht erwehren, und besuchte noch einmal die Stellen, wo unsere Zelten gestanden hatten, ich bewog sie endlich, sich von diesen Empfindungen loszureißen, und wir stiegen in die Barke.

Die See war ruhig, und ein günstiger Wind brachte uns den andern Tag gegen Morgen glücklich an die Insel des Einsiedlers. Wir stiegen ans Land, und Amedoc führte uns zuerst in ein dickes Gehölz, welches uns noch die schönste Aussicht verbarg, aber bald entdeckten wir die stille ländliche Hütte mitten in der fruchtbarsten und schönsten Ebene.

Als wir uns seiner Wohnung näherten, erschien er selbst, empfing uns mit herzlicher Freundlichkeit, umarmte Amedoc, und führte uns in seine Hütte,

wo

wo wir ein Frühstück von Honig, Milch und Früchten fanden. Den ganzen Tag über beschäftigten wir uns mit Ausladen und Herbeyschaffen unsrer Effekten, wobey uns unser neuer Wirth hülfreiche Hand bot. Die folgende Nacht schliefen wir sehr bequem und ruhig zum erstenmal seit langer Zeit in europäischen Betten, statt daß unser bisheriges Nachtlager blos aus Moos und dürren Blättern, über die wir Tücher und Decken breiteten, bestanden hatte.

Den folgenden Morgen schlug uns Roskommon, dies war der Name des Einsiedlers, einen Spaziergang in der Gegend vor, wo er uns seine Lauben, Quellen, Gärten, Binenstöcke und alles zeigte, womit er diesen Aufenthalt verschönert hatte. Er erzählte uns, daß, als er zuerst hiehergekommen, die Erde nichts als Dornen, und das Feld nur wilde Bäume getragen habe. Er und seine Gefährten hätten hierauf angefangen das Land zu bauen, und nach einigen mühsamen Versuchen wäre es ihnen gelungen; jezt stunden Blumen an der Stelle der Dornen, und das Feld war mit gepfropften Bäumen und goldenen Aehren geziert. So erndteten sie zulezt die Früchte ihres Fleisses, und ihre Tage flossen in stiller Ruhe im freundschaftlichen Kreis dahin.

Wir waren natürlich sehr neugierig, seine Begebenheiten zu erfahren, und baten ihn darum, er war sogleich willig dazu, und führte uns in eine Lau-

be von wohlriechendem Gesträuch. Hier sezten wir uns voller Erwartung auf eine Rasenbank, und er fieng an zu erzählen.

Siebentes Buch.

Ich wurde in einer der ansehnlichsten Städte Englands gebohren, woselbst mein Vater, nachdem er ein großes Vermögen in Amerika erworben, sich niederlies, und eine junge, sehr schöne, aber nicht vermögende Person heirathete. Da ich der einzige Sohn dieser Ehe war, so wurde ich der Liebling meiner Mutter, mein Vater hingegen faßte eine Abneigung gegen mir, die selbst nicht durch die Länge der Zeit gemindert werden konnte. Die wahre Ursache derselben habe ich nie erfahren können, aber weder mein Gehorsam, noch die Bitten meiner Mutter konnten ihn auf andere Gesinnungen gegen mich bringen. Ich blieb also beständig an der Seite der Mutter, und wenn von ohngefähr mein Vater hereintrat, suchte ich Schutz vor ihm in ihren Armen, und vielleicht trug selbst diese Furcht vieles zu seinem Haß bey.

Sein Blik erschrekte mich, seine harten Worte brachten mich zum Weinen, und die Drohung war beständig auf seinen Lippen, meine Mutter hingegen empfieng mich sanft und gütig, und trauerte mit mir über die Härte des Vaters. Doch konnte sie mich nicht immer schüzen, er kam oft, mich von ihrer Seite zu reißen, und sperrte mich dann mit

einigen Büchern in ein besonderes Zimmer; dann überhäufte er sie mit Vorwürfen, daß sie mich verwöhne, zum Ungehorsam verleite, und daß er mir einen Lehrmeister geben müsse, der die Fehler wieder verbessere, die sie durch ihre allzugroße Nachsicht erzeugt habe.

So verflossen die erstern Jahre meiner Jugend unter beständigem Zank meiner Eltern über meine Erziehung. In meinem siebzehnten Jahr machte ich die Bekanntschaft eines jungen Frauenzimmers, welche oft ins Haus kam, und die ich oft mit meiner Mutter besuchte. Der öftere und vertraute Umgang erwekte bey mir ein Gefühl, welches mir bis dahin unbekannt gewesen, und dem ich mich mit ganzer Seele überlies; ich fühlte, daß Miß Weymouth die einzige Person war, die mein Glück machen konte, und verbarg es meiner Mutter nicht, denn ich war nicht gewohnt ihr etwas zu verheimlichen.

Meine Mutter liebte mich zu sehr, um sich einer Neigung zu widersezen, die ihr nicht blos erlaubt, sondern sogar edel schien, aber sie sah nicht voraus, welchen Verdruß mein Vater darüber fassen würde. Es dauerte nicht lang, so untersagte er uns alle Besuche in jenem Haus, und alle Vorstellungen meiner Mutter waren vergeblich. Ich sann auf Mittel, meine Geliebte insgeheim zu sprechen, und fand sie; wir schrieben einander, und sie nahm die Erklärung meiner Neigung gütig auf; ihre Briefe wurden mir durch einen treuen Bedien=

ten überbracht; aber auch diese Freude dauerte nicht lang.

Mein Vater bekam einst einen Brief in seine Hände, den ich an Miß Weymoud geschrieben, und in welchem ich von meiner Neigung und von der Güte meiner Mutter sprach. Er wurde darüber entrüstet, trat mit dem Brief in der Hand in mein Zimmer, und erklärte mir, daß, weil ich mich unterstanden, seine Befehle zu übertreten, ich seinen ganzen Zorn fühlen sollte. Dann gieng er, meine Mutter mit Vorwürfen zu überhäufen, und von diesem Augenblik an durfte ich mein Zimmer kaum mehr verlassen.

Meine Mutter widerstand nicht lange ihrem heimlichen Kummer, und verfiel in eine schwere Krankheit. Plözlich veränderte sich das Betragen meines Vaters, er zeigte sich zärtlich, gefällig, wartete sie selbst, und kam beynah nicht von ihrem Bett. Ich verlies gleichfalls ihr Zimmer nicht, suchte sie zu unterhalten, wachte die Nächte bey ihr, allein sie lag ohne Hofnung, und suchte mich auf unsere Trennung, und auf die Widerwärtigkeiten, die mich erwarten könnten, vorzubereiten.

Ohnerachtet der Kunst der Aerzte und der zärtlichen Sorgfalt meines Vaters machte der Kummer ihrem Leben ein Ende. Wenig Augenblicke vor ihrem Tod lies sie mich rufen, und bezeigte mir ihren Schmerz, mich ohne Stütze verlassen zu müssen; sie beschwor mich, meinem Vater immer mit Achtung zu begegnen, so hart er gegen mich seyn

mögte, und nie zu vergessen, daß mein Schicksal in seiner Hand stünde. „Ich verlasse dich jezt, sagte sie zulezt, schenke meinem Andenken einige Thränen, und vergiß nie, wie sehr ich dich liebte.„ —

Mit diesen Worten verschied sie in meinen Armen; ihr Tod kostete mir in der Folge noch manche Thräne, allein ich schweige von meinem Schmerz. Man hatte mich von ihrem Bett in ein anderes Zimmer gebracht, wo ich mich meiner ganzen Betrübniß überließ; als ich endlich etwas zu mir selbst kam, sann ich den lezten Worten meiner Mutter nach, die mir eine traurige Zukunft prophezeihten, und die Erfüllung schien mir nur allzu wahrscheinlich.

Ich war nun ohne Stüze, von meiner Geliebten getrennt, und dem unversöhnlichen Haß meines Vaters überlassen. Er schien jedoch den Verlust meiner Mutter noch lange zu fühlen, und blieb in eine tiefe Traurigkeit versunken, die mich hoffen lies, daß er etwas gelinder mit mir verfahren würde.

Aber die Zeit, die seinen Schmerz linderte, gab ihm auch die ganze Härte seines Charakters wieder, und der erste Schritt, den er gegen mich that, war Mittel zu suchen, alle Verbindung zwischen mir, und Miß Weymouth zu zerstören. In dieser Absicht gieng er zu ihren Eltern, um diese zu bereden, daß sie ihre Tochter in ein entserntes Erziehungshaus geben mögten, bis sie ihre Neigung zu mir vergessen hätte. Diese Nachricht war mir sehr empfindlich, aber noch schmerzhafter war es mir, als mein Vater mit zornigen Blicken in mein Zim-

mer trat, mir mein voriges Betragen in harten Ausdrücken vorwarf, und mich sogar beschuldigte, durch den Verdruß über meine Aufführung meiner Mutter Tod beschleunigt zu haben. Zum Beschluß erklärte er mir, daß ihm meine Gegenwart unangenehm wäre, und daß er willens sey, mich unter den Truppen Dienste nehmen zu lassen.

So groß meine Niedergeschlagenheit war, so hatte ich doch noch Muth genug, ihm meine Abneigung gegen diesen Stand zu gestehen; allein er sagte mir, daß aller Widerstand vergebens wäre, und daß, wenn ich bey meiner Weigerung beharrte, er mich auf immer einsperren lassen würde. Ich hofte ihn noch durch meine Unterwürfigkeit zu erweichen, und versicherte ihn zum Schein meines Gehorsams, aber sein Entschluß war unveränderlich, und ich wurde gezwungen, in einem Infanterie-Regiment Dienste zu nehmen.

Dieser Stand, zu dem ich nicht die geringste Neigung hatte, lies mich den Verlust meiner Mutter doppelt empfinden, und meine Kameraden, die Soldaten, die mich immer traurig und niedergeschlagen sahen, bedauerten mich, ohne mich trösten zu können. Ich dankte ihnen für ihre Theilnahme, bat sie aber, sich keine Mühe zu geben, mich aufzumuntern, weil es doch für jezt vergeblich seyn würde.

Indessen leuchtete mir mitten aus dem schwarzen Gewölke plözlich ein milder Lichtstrahl, und ich erhielt einen Brief von meiner Geliebten, in welchem sie mir

ihr Pensionshaus anzeigte. Von nun an hatte ich keinen andern Gedanken, als mich ihr zu nähern, und suchte vier Soldaten aus, die gleich mir den Dienst nur gezwungen gewählt hatten. Einer von ihnen, der eben auf dem Posten stund, beförderte unsere Flucht, indem er selbst mit desertirte. Von dem Augenblik an schwand alle Traurigkeit; jeder von uns freute sich dem Joch entgangen zu seyn, und ich sah schon von weitem das Haus, wo meine Geliebte sich aufhielt, als sich plözlich unsere Freude in Klagen verwandelte.

Ein Detaschement Kavallerie, das uns nachgeschickt worden, erreichte uns, nahm uns gefangen, und wir kehrten mit der Erwartung eines unvermeidlichen Todes nach unsrer Garnison zurück, wo wir sogleich ins Gefängniß geworfen wurden. Ich saß noch fest, als mir der Gefangenwärter ein aufgebrochenes Billet von der Aufseherin des Erziehungshauses überbrachte, worinn diese mir meldete, daß Miß Weymouth auf die Nachricht von meiner Desertion und Gefangennehmung sehr krank geworden, und kurz darauf gestorben sey. Die Herannäherung des Tages meiner Hinrichtung machte mir weniger Eindruck als diese traurige Nachricht, ich sehnte mich dem Tod entgegen, aber auch dieser elende Trost wurde mir versagt, und statt der Todesstrafe wurden wir nach der Kolonie verurtheilt. Ich wurde mit andern Deserteurs und Verbrechern eingeschifft, und unsere Bestimmung war, die wüsten Gegenden in den Kolonien anzubauen.

Ich übergehe unsere Reise; nach einigen Wochen guten Wetters, erhob sich ein fürchterlicher Sturm, der uns auf die Klippen dieser Insel warf, so daß das Schiff halb zertrümmert wurde, und nur sechs Personen sich retteten. Das Schicksal gewährte mir auch diesmal nicht meinen Wunsch, und fristete ein Leben, das mir zur Last war. Meine Gefährten rissen mich endlich aus meiner Melancholie, durch die Vorstellung, daß wir auf unsere Erhaltung bedacht seyn müßten. Wir fiengen an die noch übrigen Effekten des Schiffs zu retten, und waren so glücklich, die Hausthiere zu erhalten, die sich nachher fortpflanzten. Anfangs schlugen wir blos eine Hütte aus den Schiffsbrettern zusammen, nachher zogen wir auch das schwerere Holz aus dem Schiff, und erbauten dies Haus, nebst Ställen und Scheunen.

Wir hatten Flinten und Munition zur Jagd, und schossen eine Menge Wildpret; zum Theil fiengen wir es auch mit Fallen, und diese Thiere gewöhnten sich nach und nach ins Haus, wo sie sich mit den zahmen, die wir aus dem Schiff gerettet hatten, begatteten, und in der Folge zu ganzen Heerden vermehrten. Diese Thiere theilen hier mein Schicksal, und leben von meiner Hand, so wie ich von ihrer Arbeit lebe. Meine Wohnung ist so einfach wie mein Herz, und die Palläste der Großen reizen mich nicht mehr. Jezt lebe ich gerade zwanzig Jahr in der Einsamkeit, entfernt von Menschen fließen meine Tage unter einem stillen

heitern Himmel dahin; meine Wünsche sind alle erfüllt, so daß ich dem Ende meiner Tage ganz gelassen entgegen sehen kann. Meine Freunde sind alle um mich her gestorben, und in ihrer Mitte will ich auch ruhen. Das Andenken an meine Geliebte ist noch nicht erloschen, und gleich nach dem Tod meines lezten Gefährten, errichtete ich ihr ein Denkmal, welches dort in jener Cypressenlaube steht, und täglich mit frischen Blumen von mir bestreut wird.„ —

Mit diesen Worten stund Roscommon auf, und führte uns zu dem Denkmal, welches ganz dicht von Zweigen überschattet in einem Winkel stund, wo die Sonnenstrahlen nicht hindrangen; rings umher herrschte eine tiefe feierliche Stille, die nicht einmal durch den Gesang der Vögel unterbrochen wurde.

Es war blos von Holz und Rasen erbaut, und an den Seiten stunden zwey grüne Bäume, in deren Rinde der Geburtstag von Miß Weymouth, und der Tag ihres Todes eingegraben war. Wir wurden sämtlich durch diesen Anblik sehr gerührt, und baten Roscommon nicht länger hier zu verweilen, um seinen Schmerz nicht zu erneuern. Er hielt uns jedoch zurück, und wies uns zwey andere Bäume, in deren Rinde einige Zeilen nebst einem leeren Raum eingegraben war.

„Vernehmt nun, fieng er an, die einzige Bedingung eures Aufenthalts auf dieser Insel, und schwört mir, daß ihr nach meinem Tod diese so oft

mit meinen Thränen benezte Stelle verschonen wollt; daß ihr jenes Denkmal unberührt lassen, und endlich die Stunde meines Todes in diese Bäume eingraben wollt. Dies erwarte ich von eurer Erkenntlichkeit, genießt nachher in Frieden die Früchte meiner Arbeit." —

Wir betheuerten ihm, daß uns dieser Ort immer heilig seyn würde, und nun verlies er ruhig mit uns das traurige Gebüsch.

Meine Frau konnte sich an den Spaziergängen, die hier in das Gehölz gehauen waren, nicht satt sehen. Jeden Morgen eilte sie mit Aufgang der Sonne dahin, sah wie die Blumen ihre Kelche dem Thau öfneten, und genoß die balsamischen Wohlgerüche, die sie um sich verbreiteten. Die frischen Quellen schienen sich zwischen dem grünen Moos verstecken zu wollen, allein die Kiesel oder ein Baumzweig, gegen den sie stießen, verrieth ihr Daseyn durch ein leises Gemurmel. Die Vögel erfüllten mit ihrem Gesang die Luft, und das Echo wiederholte denselben, andere waren stumm, und wiegten sich auf den Zweigen, stolz auf die Pracht ihrer Federn; alle waren so wenig schüchtern, daß sie vor unsern Füßen nieder flogen, die vorgeworfenen Körner zu picken, oder sich im Gehen auf unsere Schulter sezten.

Gewöhnlich begleitete ich meine Frau auf diesen Spaziergängen, sie mogten nun nach dem Wald, oder nach dem Garten, oder längs dem Ufer eines mit Pappeln und Weiden besezten Baches gerichtet

seyn. Wegen der geringen Breite derselben, wog sich das Gebüsch in Form eines Gewölbes darüber zusammen, und man konnte sehr leicht die glatten Kiesel unterscheiden, über welche das kristallhelle Wasser hinunterrollte. Einer der größern unter diesen Bächen konnte ein leichtes Floz tragen, auf welches wir Lehnen und Size von Rohr befestigten, so daß es einen platten Fahrzeug ähnlich sah.

Auf diesem schwachen Gebäude genossen wir die Kühlung des Wassers, und lenkten es mit kleinen Rudern sanft unter dem Schatten der Bäume hin. Zuweilen kamen wir auf diesen Spazierfahrten an kleine Inseln, wo sich alle Vögel des Waldes versammelt zu haben schienen. Dieser Bach wurde im Hinunterfahren immer breiter, und endigte sich zulezt in einen Teich, der die Aussicht in die Ferne ganz frei lies. Dann erblickten wir in dem Thal die Wiese, worauf unsre Heerden weideten, und in der Entfernung konnten wir die Pomeranzen- und Bananasbäume am Abhang der Hügel erbliken, die ihre Zweige bis in die Ebene herunterbogen, wo das Roth ihrer Früchte mit dem Grün der Wiesen eine herrliche Wirkung machte.

Nach solchen Spazierfahrten kehrten wir zur Arbeit in den Garten oder zu den Heerden zurück; manchmal beschäftigten wir uns mit Aufbinden des Weinstocks, mit Beschneiden der Hecken, oder der Zusammenbiegung der jungen Linden. Die Obstbäume, welche von Jugend an als Spaliere gezogen waren, breiteten ihre mit Früchten und Blättern geschmückten

Aeste weit um sich herum aus; und die langen nach der Schnur gepflanzten Alleen schienen durch die Wirkung der Perspektive am Ende zusammen zu stoßen; andere, die mit Hecken und Gesträuch durchbrochen waren, stellten die angenehmsten Labirinthe und die schönsten Lauben vor.

Wenn der Winter kam, der die Bäume entblätterte, so beschäftigte sich jeder mit den Vorbereitungsarbeiten für den kommenden Frühling und Sommer; einer z. B. flocht Körbe von Rohr oder Weiden; der andere schärfte die Werkzeuge zum Ackerbau, und sobald der Frühling die Bäume und das Feld wieder mit einem neuen Gewand bekleidete, so verließen wir die Wohnung. Der eine grub ein Stück Gartenfeld um, und riß das Unkraut heraus; der andere begoß die Blumen und sezte sie in Schatten. Unsere Mahlzeiten hielten wir im Schatten der Platanen, und gewöhnlich erschien kein anderes Fleisch auf unserm Tisch, als Wildpret, das wir geschossen hatten; Milch diente zum Getränk, und Honig zum Dessert.

So genossen wir alle Freuden, welche das Herz des rechtschafnen Mannes erheben und aufrichten können. Selbst unsere vorigen widrigen Schicksale erhöhten durch die Erinnerung unsere jezige Glückseligkeit, denn nur derjenige kann das Glück eines ruhigen Lebens gehörig schäzen, der vorher lange Zeit das drückende Joch der Widerwärtigkeit getragen hat; ein Mann, dessen Leben im steten Wechsel des Vergnügens dahin geflossen, hat kei-

nen Begrif von solchem Glück. So freut sich der Steuermann nach vielen überstandenen Gefahren des ruhigen Hafens, der ihm Schuz gegen alle Stürme gewährt. Selbst Roscommon schien das Glück unserer Lage weniger lebhaft zu fühlen, als wir, denn die Gewohnheit hatte für ihn den Reiz desselben bereits abgestumpft.

In der Jahreszeit des Regens und der Stürme blieben wir in unserer Wohnung, und beschäftigten uns mit ländlichen Arbeiten, zerstreuten uns hernach bey der Vorlesung eines interessanten Buchs, oder meine Frau sang uns vaterländische Lieder vor. Durch das häufige Jagen hatte sich die Menge des Wildes sehr vermindert, wir giengen daher seltener auf die Jagd, ersezten aber diese Bewegung durch öftere Spaziergänge; da uns auch Roscommon versicherte, daß während seinem langen Aufenthalt nie ein Wilder an dieser Insel gelandet, so fürchteten wir uns um so weniger uns von der Wohnung zu entfernen, und an den Seeufer herum zu streifen. Auf diesen mannigfaltigen Streifereien entdeckten wir, daß diese Insel, die weit größer, als unsere erste, mit dicken Waldungen und Hügeln besezt war, welche die Wohnung vor allen Blicken verbargen; überdies wurde die Landung durch die steilen Felsen an der Küste sehr erschwert.

Alle Zimmer unserer Wohnung waren im untersten Stockwerk angebracht, und oben drüber ein Boden, wo unser Getraide, Früchte, Gartenwerkzeug und übrigen Effekten aufbewahrt waren. Das

Dach, welches blos von Erde und Rasen gemacht war, wurde durch starke Baumstämme gestüzt, und der Eingang mit zween Platanen besezt, die mit ihren breiten und dichten Blättern das ganze Haus beschatteten, und zugleich den Stürmen einen großen Widerstand entgegen sezten. Die Seitenwände des Hauses bestunden aus dicken Bohlen, und das Fundament war von Mauerwerk, welches durch einen schräg aufgehenden Damm von Erde unterstüzt wurde.

Um Licht zu erhalten, hatte Roscommon einige Fensteröfnungen angebracht, und sie mit feiner in Wachs getränkter Leinwand statt des Glases verschlossen. Diese Leinwand blieb des Tages über aufgerollt, und am Abend oder bey schlechtem Wetter niedergelassen. Zwischen den beiden Platanen vor dem Eingang war eine Bank zum Ausruhen angebracht, wo wir gewöhnlich den Abend verschwazten. Ein kleiner murmelnder Bach schlängelte sich um die Hütte, und wir hatten ausserdem noch andere Quellen und Wasserbehälter zum Begießen der Pflanzen, wenn der Regen lang ausblieb.

In schönen Sommernächten blieb unser Vieh des Nachts unter freiem Himmel auf einem umzäunten Plaz, wo verschiedene Abtheilungen von Zweigen für sie angebracht waren; mit der Morgenröthe lief aber alles frei umher.

So lebten wir entfernt von den Menschen lange Zeit glücklich, und frei von allem Verdruß; und jeder Tag war für uns ein Tag des Friedens, des

Ueberflusses und des Glücks; alles lachte um uns her, Pracht und Schwelgerey war von uns entfernt, dagegen wohnte Einfalt, Zufriedenheit und Eintracht in unserer Mitte.

Roscommon hatte gewöhnlich die Besorgung der Heerden, ich diejenige der Blumen und Pflanzen, und Amedoc die der Bäume, Hecken u. s. w. die er versezte, pfropfte u. s. w. Gegen die Mittagsstunde machten wir Feuer an, und bereiteten unsere Mahlzeit mit Gartenfrüchten, und Geflügel, welches leztere sich so vermehrt hatte, daß es uns zuweilen an Futter fehlte. In der schönen Jahrszeit hatten wir eine Menge des schönsten Obstes, das wir selbst gezogen, und uns beim Nachtisch desto lieblicher schmekte.

Mit einem Wort, um sich einen Begrif von unserm glücklichen Leben zu machen, müßte man sich ganz in unsere glückliche Lage versezen können, denn die geringste Kleinigkeit wurde uns dadurch interessant, weil wir gleichsam die Schöpfer davon waren. Für mich war dieser Zustand durch die Gegenwart und Theilnahme meiner Frau um vieles glücklicher, und ich hatte keinen andern Wunsch mehr, als einen Sohn von ihr zu erhalten, der einst Theilnehmer und Beförderer unsers glücklichen Lebens seyn möchte. Sie war gerade in der vollen Blüte ihrer Reize, die sie durch eine einfache niedliche Kleidung zu erheben wußte, und ihr Herz und Betragen waren hinreissend einnehmend. Gewöhnlich trug sie einen

kleinen Strohhut mit Bändern geschmückt, ihre langen Locken fielen über den Busen herunter, und ein leichtes langes Kleid umschloß den schlanken Wuchs, den sie zuweilen durch ein Amazonenkleid noch mehr erhob.

Roscommon konnte bey so viel Anmuth nicht gleichgültig bleiben, und beneidete mich heimlich um mein Glück; zuweilen pries er mich glücklich, eine solche Vollkommenheit zu besizen, während in seinem Herzen die heftigste Leidenschaft emporkeimte; er war immer um meine Frau, und suchte ihr alle mögliche Mittel zu verschaffen, ihren Puz und Kleidung zu verschönern.

Er war noch im mittlern Alter, gut gewachsen, mit einer ausdrucksvollen Gesichtsbildung, schmeichelnd, gefällig, sinnreich an Mitteln, wußte sich nach den Umständen zu richten; bey alle dem fehlte es ihm aber an Aufrichtigkeit. Er besas das Talend zu gefallen im hohen Grad, unterhielt uns oft mit vielem Feuer von seiner Geliebten, erhob ihre Schönheit und ihre Vorzüge; aber troz seinen Schwüren, daß er der Liebe auf immer entsagt hatte, war sein Herz nichts weniger als gleichgültig. Ich bemerkte nicht ohne Unruhe, daß er meiner Frau zu gefallen suchte; seine Absicht war, sie zu verführen, und er wandte alles dazu an, was in seinen Kräften stand. Ich war von ihrer Seite vollkommen ruhig, aber er suchte sich meine Sicherheit zu Nuze zu machen. Kamen wir zusammen,

so

so hatte er immer kleine Geschenke für sie mitgebracht, die sie mit Gefälligkeit und Freundschaft annahm; entfernte sie sich, so folgte er ihr nach, um seine Dienste anzubieten, holte ihr Blumen herbey, band einen Strauß, überreichte ihn, und sie nahm alles mit einer Art an, die ihm keine Hofnung erregen konnte.

Aber selbst Amedoc wurde endlich über sein Betragen aufmerksam, und hielt es für seine Pflicht mit mir davon zu reden. Mehr fehlte nicht, um mich ganz unruhig zu machen. Der Engländer war zu schlau, um es nicht zu bemerken, und verfuhr von nun an mit mehrerer Zurückhaltung. Er folgte ihr nicht mehr auf dem Fuß nach, und wußte sich so sehr zu verstellen, daß ich ihn von einer seiner Leidenschaft geheilt glaubte, und ihm wieder freundschaftlicher als vorher begegnete; ich vergas sogar alles, was vorgefallen war, und wir lebten wieder in der vorigen Eintracht.

Eines Tags aber, als ich im Garten arbeitete, und meine Frau allein im Haus geblieben war, trat Roscommon in ihr Zimmer, und sprach sehr leidenschaftlich mit ihr; ich kam von ohngefähr zurück, und fand ihn neben ihr sizen, in einer Bewegung, die eine lebhafte Unterhaltung voraussezte. Meine Erscheinung schien ihn in Verlegenheit zu sezen, die er zu verbergen suchte, aber meine Eifersucht lies mich die Wahrheit entdecken. Meine Frau arbeitete fort, und antwortete wenig oder

nichts, aber auf ihrem Gesicht war eine Ruhe und eine Sicherheit zu lesen, die mit der Lebhaftigkeit des Engländers sehr abstach.

Den folgenden Tag gieng ich mit ihr spazieren, und erkundigte mich nach der gestrigen Unterhaltung mit Roscommon. Sie erwiederte mit einer Offenherzigkeit, die mich völlig von ihrer Unschuld überzeugte, er hätte sie von seiner ehemaligen Geliebten, und von dem Glück der Liebenden unterhalten, welches er bey einer andern wieder zu finden wünschte. Dann hätte er ihren Reizen und ihren Charakter eine lange Lobrede gehalten, und es wäre vielleicht eine Liebeserklärung erfolgt, wenn ich nicht dazu gekommen wäre. Sie gestund mir, daß sie aus Erkenntlichkeit, und um den Frieden unter uns nicht zu stören, ihn nicht gerne hart anlassen wollen, er habe aber nie etwas von ihr zu erwarten.

Die Redlichkeit meiner Frau war mir zu sehr bekannt, um an ihren Reden zu zweifeln, indessen nährte Roscommon noch immer seine Hofnungen; er verdoppelte seine Bemühungen, und suchte einen günstigen Augenblik, um ihr seine Liebe zu erklären. Jemehr er sie verfolgte, desto mehr wich sie ihm aus, und immer war entweder ich oder Amedoc an ihrer Seite. Dies heimliche Misvergnügen störte indessen unsere Zufriedenheit, und zum erstenmal fing ich an zu bereuen, unsre erste Insel verlassen zu haben.

Roscommon begegnete einst meiner Frau in einer Laube hinter dem Haus, wo sie mit einem Buch in der Hand auf der Rasenbank sas. Er glaubte nicht gesehen zu werden, und warf sich vor ihr nieder, worauf sie erschrak, und einen Schrey that, den Amedoc, der in der Nähe war, hörte, und sich hinter eine Hecke legte, um die Scene mit anzusehen. Ich kam von ohngefähr vorbey, er gab mir einen Wink, und ich legte mich zu ihm. Der Engländer lag noch immer auf den Knieen, schwor ihr eine ewige Liebe, und beklagte sich über ihre Strenge in den leidenschaftlichen Ausdrücken.

Meine Frau bat ihn aufzustehen, und stellte ihm vor, welcher Gefahr er sich und sie durch seine Thorheit aussetze; er wisse, daß ihr Herz und ihre Hand einem andern gehöre, und schmeichle sich daher vergebens, daß sie den kleinsten Schritt thun würde, der ihrer Pflicht entgegen wäre. Der einzige Beweis, den er ihr von seiner Liebe geben könne, wäre dieser, daß er ihre Gegenwart vermiede, und die Ruhe unter uns nicht störe.

Ich freute mich innigst über diese Antwort meiner Frau, und wollte im Entzücken hervortreten und ihr dafür danken, als ich durch die Antwort des Engländers zurückgehalten wurde. Er suchte die rührendsten Ausdrücke hervor, um ihr ihre Härte vorzuwerfen, und schwur, daß ihm seine Liebe zu ihr das Leben kosten würde; er wäre entschlossen, wenn sie ihm kein Gehör gäbe, in die Wälder

zu fliehen, denn diese Wohnung gewährte ihm nichts als Marter und Quaalen. —

In diesem Augenblik trat ich plözlich hinter der Hecke hervor. Meine Frau war erschrocken und betroffen, ich beruhigte sie aber mit der Versicherung, daß ich keines Verdachts gegen sie fähig wäre, dann wendete ich mich zu dem noch mehr erschrockenen Engländer und sagte. „Auf diese Art suchen Sie also die Ruhe unter uns zu stören? Sie hoffen umsonst, und ich werde Mittel finden, meine Frau vor Ihren Nachstellungen zu sichern.“ —

Roscommon war so äusserst über meine Rede betroffen, daß er mich bat ihm den Ausbruch einer unbändigen Leidenschaft zu verzeihen, mit dem Versprechen, daß er alles anwenden wolle, um sie zu unterdrücken. Ich nahm seine Entschuldigung gütig auf, und versprach ihm alles zu vergessen, wenn er Wort hielt.

Von nun an änderte er sein Betragen gänzlich; er suchte meine Frau weder zu sprechen noch zu sehen, dabey war er aber tiefsinnig, in sich gekehrt, sprach wenig und schien sogar an seiner Gesundheit zu leiden; er erschien nur noch zur Zeit des Essens, und brachte die übrige Zeit allein im Wald oder am Ufer zu. Während daß wir unsere Arbeiten fortsezten, lies er seine Heerden nach Gefallen herumirren, ohne auf sie zu achten.

Wir wußten nicht, was wir von dieser Aufführung denken sollten, und munterten ihn auf, sich zu ermannen, und seine vorige Munterkeit wieder

anzunehmen, er erwiederte aber, daß er seine Leidenschaft nicht anders als durch die Entfernung und Abwesenheit unterdrücken könne. Ich freute mich über diese Erklärung, und hielt sie für aufrichtig, allein er verbarg die treulosesten Absichten in seinem Herzen.

Meine Frau suchte durch ihre Liebkosungen alle meine Unruhen zu zerstreuen, allein eine dunkle Ahndung machte mich gegen die Bemühungen meiner Freunde weniger empfänglich, und meine bisherige Ruhe war gestört. Meine Plane von künftiger Glückseligkeit waren vereitelt, und nur Roscommons Gegenwart und seine Beruhigung konnte mich zufrieden stellen. Meine Frau schien vollkommen ruhig, und suchte mir ein Vertrauen einzuflößen, das sie, wie sie mir in der Folge gestand, selbst nicht besaß. Unterdessen dauerte das Misverständniß zwischen uns fort, und ich mußte alles von der Zeit erwarten, denn Roscommon wich allen meinen Vorstellungen aus, floh unsre Gesellschaft, und brachte seine Zeit im Wald oder zwischen den Felsen zu.

Eines Tags kehrte ich nach Haus zurück, um auszuruhen und mich mit meiner Frau zu unterhalten; ich fand sie nicht, und bat Amedoc, sie im Garten zu rufen, wo sie wahrscheinlich seyn würde. Er gieng fort um sie zu suchen; ich erwartete ihn lang, endlich kam er allein zurück mit der Nachricht, er könne sie nicht finden.

Diese Abwesenheit war mir befremdend, und ich verfiel auf dem Gedanken, daß Roscommon ihr nachgefolgt, und sie vielleicht mit Gewalt mit sich fortgerissen hätte. Mit diesem Gedanken machte ich mich mit Amedoc auf den Weg sie aufzusuchen und zu finden, es koste auch was es wolle. Wir durchsuchten die entlegensten Winkel unsers Gebiets, aber vergebens; der Abend kam, wir suchten noch immer und riefen hin und wieder Zerbinettens Namen laut, aber blos das Echo wiederholte ihn. Wir kamen endlich in die Wildniß, wo Roscommon sich aufzuhalten pflegte, aber hier war keine Spur von ihnen zu sehen. Amedoc fiel endlich auf den Gedanken, daß sie vielleicht auf einem andern Weg nach der Wohnung zurückgekehrt seyn könne; wir giengen dahin zurück, fanden aber niemand. Nun wuchs meine Angst mit jeder Minute; mein Unglück schien mir unbezweifelt, und in der Betäubung frug ich Amedoc einmal über das andere, ob er meine Frau nicht gesehen; er antwortete mir blos durch Seufzen. Obgleich die Zeit, wo Roscommon zurück zu kehren pflegte, längst vorbey war, so hoffte ich doch noch, und hoffte immer vergeblich.

Die Nacht brachte ich schlaflos und unter den fürchterlichsten Träumen zu, und noch ehe der Tag graute, sprang ich von meinem Lager auf, und verlies die Wohnung, ohne auf Amedoc zu hören, der mich bat, wenigstens vorher etwas zu essen. Er mußte mit, und jeder versah sich mit ein paar Pi=

stolen; als wir ans Ufer kamen, wo die Barke und der Kahn gewöhnlich lagen, waren beide verschwunden, und nun war mein Verdacht zur Gewisheit bestätigt.

Es ist nicht möglich, meine damaligen Empfindungen zu beschreiben; ich kannte mich selbst nicht mehr, und überlies mich der Wuth und dem Schmerz allein. In der Verzweiflung wollte ich mich in die See stürzen, und Amedoc hatte seine ganzen Kräfte nöthig mich zurück zuhalten; endlich brachte er mich wieder in die Wohnung zurück, machte Feuer an, und kleidete mich aus, damit ich mich etwas erholen sollte. Während dieser ganzen Zeit hatten wir einen Brief nicht bemerkt, der auf meiner Frauen Bett lag; jezt aber erblikte ihn Amedoc und gab mir ihn zu lesen. Der Innhalt war so beschaffen, um mich vollends von Sinnen zu bringen.

Roscommon meldete mir in höhnischem Ton, ich möchte mir keine Mühe geben, sie aufzusuchen, indem es ihm gelungen wäre, meiner Frauen Herz zu rühren. Sie habe sich mit ihm den Wellen anvertraut, um eine Freistatt zu suchen, wo sie ihrer Liebe ungestört genießen könnten. Uns überließen sie die Früchte ihrer Arbeit, und würden sich dafür durch ihre gegenseitige Liebe zu entschädigen suchen. —

Der Inhalt dieses Briefs stürzte mich beinah in meinem ersten Zustand zurück, nur die Hofnung, daß meine Frau keinen Theil an diesen Zeilen ge-

habt, und mit Gewalt entführt worden, erhielt mich noch bey Sinnen. Dessen ohngeachtet wurde ich zuweilen von Zweifeln gemartert, denn wie hätte er sie ohne Widerstand bis ans Ufer schleppen, und in die Barke bringen können, wenn sie nicht selbst mit einwilligte? warum schrie sie nicht um Hülfe, da wir so nahe waren und sie retten konnten?

Auf diese Art brachte ich meine Tage und Nächte unter Thränen und Kummer zu, und selbst unsere Oekonomie litt sehr durch meine Abwesenheit der Gedanken. Das Federvieh erhielt die gewöhnliche Nahrung nicht wie sonst, und mußte sich von dem ernähren, was es noch hin und wieder fand; ich vergas sie, und sie kamen Truppweis um mich her, um mir gleichsam meine Vernachlässigung vorzuwerfen; Amedoc mußte sich endlich ihrer erbarmen.

Nicht besser gieng es mit den übrigen Arbeiten; die Gärten blieben unangebaut, das Unkraut brach überall hervor: und die Heerden blieben Tag und Nacht unter freiem Himmel, oder kehrten ohne Führer von selbst nach Haus. Unterdessen irrte ich, wie ehemals Roscommon, in dem Wald und zwischen den Felsen herum, und überlies mich meinem dumpfen Schmerz.

Zwey Monathe war ich bereits in diesem Zustand, ohne die geringste Spur von meiner Frau zu erhalten, als der Gedanke bey mir erwachte, sie aufzusuchen, es koste was es wolle; denn wenn sie

nicht auf der See verunglückt war, so konnte sie mit ihrem Entführer nirgends anders, als auf einer der benachbarten Inseln seyn, weil die Barke keine weite Reise aushalten konnte.

Ich faßte also den Entschluß, eine Piroque zu bauen, und mit dieser alle Gegenden in der Nähe zu untersuchen, wo ich sie dann gewiß irgendwo antreffen würde. Ich theilte dieses Projekt Amedoc mit, der es aber zu gewagt und gefährlich fand, und mir rieth, davon abzulassen. Ich erwiederte ihm, daß ich dennoch fest bey meinem Entschluß beharrte; vergeblich stellte er mir die Schwierigkeiten vor, eine Piroque zu bauen, und mich mit einem so schwachen Fahrzeug in die See zu wagen, nichts konnte mich wankend machen, und er mußte also nachgeben.

Gleich den folgenden Tag legten wir Hand an die Arbeit, und hieben die nöthigen Bäume in dem Wald, die wir hernach von ihrer Rinde und Zweigen säuberten. Als der Kasten fertig war, richtete ich in der Mitte desselben einen Baum als Mast auf, und befestigte alles, was Bretterwerk war, mit starken Tauen zusammen. Binnen einem Monath kamen wir ganz damit zu Stand, dann aber brauchten wir noch acht Tage, um einen Kanal von der Piroque bis in die See zu graben, damit sie bey eintretender Fluth flott gemacht würde. Unterdessen schaften wir einen Vorrath von Lebensmitteln nebst zwey Tonnen süßes Wasser hinein; auch nahmen wir zwey Flinten, zwey paar Pistolen und hin-

längliches Pulver und Blei mit, und bestimmten den folgenden Tag zur Abreise. Diese lezte Nacht brachten wir beide schlaflos zu, ich war mit meinen Entwürfen beschäftigt, und Amedoc suchte mich zu bewegen, mich nicht zu weit von der Insel zu entfernen, und sobald, wie möglich, wieder zu kommen, wenn es die Winde verstatteten.

Mit der Morgenröthe eilte ich ans Ufer, drükte meinen Freund in die Arme, und widerstund allen Vorstellungen, die er mir machte; endlich lies ich ihn los, sprang in die Piroque, und bat ihn, zurück zu bleiben, und über unser Eigenthum zu wachen. Er hieb den Tau ab, der Kahn sties vom Ufer und ich überlies mich der Vorsicht. Lange stund ich noch aufrecht da, und sah nach Amedoc hin, der das Ufer nicht eher verlies, bis er mich ganz aus dem Gesicht verloren hatte.

Wer sich in meine Lage versezt, wird einsehen, daß nur allein Liebe und Eifersucht mir eine solche Standhaftigkeit einflößen konnte. Ich war allein mitten auf einer unbekannten See in einem schwachen Kahn, den die geringste Welle umschlagen konnte, ohne Vertheidigung gegen die Wilden, und ohne zu wissen, wohin ich meinen Weg richten sollte. Tausend andere würden dies nicht gewagt haben, und ich selbst fieng an zu wanken, als ich meine Unternehmung etwas kälter überlegte. Am Abend des zweiten Tags erhob sich der Wind etwas stark, und ich wurde die ganze Nacht herumgeworfen, weil keine Insel in der Nähe war,

wo ich einlaufen konnte. Am Morgen verzogen sich die Wolken und die See wurde wieder ruhig.

Gegen die Mitte des dritten Tags entdeckte ich eine hohe Küste, und steuerte mit meinem Fahrzeug darauf zu. Nach Verlauf einer halben Stunde erreichte ich glücklich das Ufer und stieg ans Land, welches ich ganz wüst und unbewohnt fand.

Ich war so erschöpft von den Strapazen meiner Reise, daß ich den Ueberrest des Tages ausruhen mußte, und nichts weiter unternehmen konnte. Ich band also meine Piroque am Ufer fest, und nahm einige Lebensmittel, Waffen und eine Decke heraus, die mir zum Nachtlager dienen sollte. Den ganzen Tag über wüthete ein heftiger Sturm mit Regen vermischt, der mir sehr viel Beschwerlichkeiten verursachte, doch fand ich einige dichte Bäume, wo ich vor der Nässe gesichert mein Lager aufschlug, und in einen tiefen Schlaf sank.

Sobald ich erwachte, gieng ich tiefer in die Insel hinein, und that einige Schüsse, um mich hörbar zu machen, fand aber alle meine Versuche fruchtlos, rings umher war nichts als eine schrekliche Wüste zu erblicken, wo weder Spuren von Menschen noch Vieh zu sehen waren, eine tiefe Stille herrschte weit und breit, die nur zuweilen von dem entfernten Gekrächze der wilden Vögel unterbrochen wurde.

Nachdem ich diese Wüste der Länge und Breite nach durchstrichen hatte, kehrte ich nach dem

Ufer zurück, um eine andere Insel aufzusuchen, auf der ich vielleicht meine Frau zu finden hoffte. Roscommon konnte mit der schwachen Barke unmöglich eine weite Reise unternommen haben, und dieser Umstand nährte meine Hofnung, ihn in der Nähe zu finden; wenn ich aber auch bedachte, daß sie vielleicht beide in die Hände der Wilden gefallen seyn könnten, so fieng ich an zu zittern. In dieser Stimmung kam ich bey der Stelle an, wo ich die Pirogue gelassen hatte, und sah zu meinem unbeschreiblichen Schrecken, daß sie verschwunden war; nur der Tau, der sie festhielt, war noch zum Theil da, und gab mir die traurige Gewißheit, daß sie durch den heftigen Sturm losgerissen, und in die See getrieben worden.

Ich blieb bey diesem neuen Unfall lange Zeit wie sinnlos und betäubt stehen, und war den ganzen übrigen Tag nicht im Stand nur einen Gedanken zu fassen; denn der Verlust meines Fahrzeugs, der Lebensmittel, und was das schlimmste war, meiner Waffen, schien mir nicht zu ertragen. In traurigen Gedanken vertieft gieng ich mit starken Schritten am Ufer auf und nieder, als ich mitten im Kampf mit mir selbst plözlich eine kleine Insel, ohngefähr zwei Meilen von mir entfernt liegen sah.

Dieser Anblik stillte einen Augenblik den innern Tumult meines Herzens, ich blieb stehen, sah lang hinüber, als ich aber an die Entfernung dachte, entfiel mir wieder der Muth. Dennoch schrekte mich auch diese Schwierigkeit nicht ab, die Hof-

nung, meine Gattin wieder zu finden, siegte über alle Bedenklichkeiten, und da ich meinen Kräften nicht zutraute, bis hinüber schwimmen zu können, so fasste ich den Entschluß, ein kleines Floz zu bauen. Aber die Ausführung war nicht so leicht als der Entwurf, denn ich hatte weder schneidende Instrumente, um das Holz zu fällen und zu behauen, noch Taue oder Stricke, um es an einander zu befestigen; doch auch diese Hindernisse wichen meiner Erfindungskraft, ich wünschte übrigens mit dem Floz nur bis auf die Hälfte der Ueberfahrt zu kommen, von da es mir dann leicht seyn würde, vollends ans jenseitige Ufer zu schwimmen.

Ich suchte sogleich im Wald die nöthigen Materialien zur Erbauung eines Flozes zusammen, und fand eine Menge starker Aeste, die der Wind zerbrochen und heruntergeworfen hatte. Ich löste die kleinern Zweige davon ab, schleppte sie ans Ufer, und band sie mit Weiden und Rohr zusammen. So kam endlich mein Floz zu Stand, und ich begab mich auf dasselbe mit den wenigen Waffen, die ich noch aus der Piroque mit mir genommen hatte. Mein Floz hielt länger als ich gehoft hatte, und widerstund einigen Stößen, gegen die ich es nicht fest glaubte, bis ich zulezt das gewünschte Ufer erreichte, nach dem sich meine Hofnung sehnte.

Sobald ich ans Land gestiegen war, verlies ich das Floz und das Ufer, und gieng weiter in die Insel hinein, fand sie aber so wüst und öde wie die, so ich eben verlassen. Die einbrechende Nacht zwang

mich eine Stätte zu suchen, wo ich mich vor Frost und Regen schüzen könnte, und ich fand sie unter einen Felsen, wo ich die Nacht ganz erträglich zubrachte.

Gegen Morgen vernahm ich in der Entfernung einige Klagetöne und zuweilen ein Geschrei, welches nicht weit von mir herzukommen schien, und manchmal durch das Geräusch der Blätter unterbrochen wurde. Ich horchte spähend, und glaubte endlich eine weibliche Stimme zu unterscheiden, die vielleicht in die Hände der Wilden gefallen war. Voller Mitleid und Begierde zu helfen, ergrif ich meine beiden Pistolen, und näherte mich der Grotte, wo die Töne herzukommen schienen. Die Stimme hatte mir, je näher ich kam, etwas bekanntes, ich horchte immer aufmerksamer zu, und untersuchte endlich Roscommons Stimme, welcher mit meiner Gattin in einem drohenden Ton sprach, die ihn um Verschonung und Mitleiden anflehte.

Schon war ich im Begrif hervorzutreten, und mich an ihm zu rächen, als ich noch inne hielt, um die Unschuld meiner Gattin zu prüfen. „Fürchte, rief er, die Rache eines verschmähten Liebhabers, oder dies Schwerd soll dich auf der Stelle tödten; hier ist für dich weit und breit keine Hülfe zu erwarten, und du mußt wählen zwischen Liebe oder Tod. Dein Gemahl, der vermuthlich vor Gram gestorben ist, wird dich nicht beweinen, und wenn ich meine Rache befriedigt, will ich deinen Körper den wilden Thieren

zum Raub überlassen, und dann von dieser Insel entfliehen. Bis jezt schonte ich noch deine Thränen, und das Andenken eines alten Freundes, nun aber will ich befriedigt seyn."

Meine Gemahlin erwiederte ihm zitternd, daß weil sie denn blos zwischen Schande und Tod zu wählen hätte, so wäre ihr Entschluß gefaßt; sie würde nie der Treue vergessen, die sie mir angelobt hätte.

Das Uebrige mogte ich nicht weiter hören, die Wuth überwältigte mich, und in einem Augenblik stand ich mit meinen zwei gespannten Pistolen vor dem Eingang der Grotte. Meine unerwartete Erscheinung brachte sie beide ganz ausser Fassung; „Du sollst dich deiner Schandthat nicht länger erfreuen, rief ich; nimm hier den Lohn für dein Verbrechen." —

Roscommon erholte sich schnell bey diesen Worten, und indem er die Pistole erblikte, fuhr er mit dem Dolch, den er in der Hand hielt, auf mich zu; ich kam ihm glücklicherweis zuvor und schoß ihm durch den Leib, worauf er niedersank, und mir noch sterbend versicherte, daß meine Gattin unschuldig, und daß ich ihm die Folgen einer wüthenden Leidenschaft verzeihen mögte, die er nun mit seinem Leben bezahlte. „Genießt, rief er zulezt, die Güter, die ich euch hinterlasse, in Friede, und bestreut das Denkmal auf jener Insel zuweilen mit frischen Blumen."— Ich versprach ihm dies; er wollte sich noch einmal aufrichten, um meine Hand zu fassen, aber

das Blut entgieng ihm zu häufig, und er sank tod zurück.

Meine Gattin erholte sich eben aus ihrer Ohnmacht, und warf einen Blik voll Entsezen auf den blutigen Leichnam Roskommons. Sie glaubte mich gegen sie erzürnt, weil sie noch eine Pistole in meiner Hand erblikte, und suchte sich zu rechtfertigen, aber ich hatte genug gehört, und hob sie liebreich auf, und versicherte ihr, daß ich mir eher selbst das Leben nehmen, als grausam gegen sie handeln würde, nach allen Beweisen die ich von ihrer Treue und Standhaftigkeit hätte.

Sie wußte keine Worte zu finden, um mir ihren Dank auszudrücken, sah mich mit Thränen der Freude an, und reichte mir die Hand, um aus der Grotte und von dem Leichnam wegzukommen, dessen Anblik ihr Schaudern verursachte. Wir rafften Blätter zusammen, in die ich ihn einwickelte, und dann trug ich ihn in die Barke, mit der sie beide gekommen waren; wir aber bestiegen den Kahn, den Roscommon gleichfals mitgenommen hatte, um mir alles Nachsezen unmöglich zu machen. Ich steuerte immer nach unserer Insel zu; wir waren so glüklich, binnen vier und zwanzig Stunden ans Ufer zu kommen, und giengen sogleich auf die Wohnung zu, um Amedoc zu überraschen.

Die Abendröthe vergoldete noch die Spitzen der Hügel, als wir ankamen; unser Freund war abwesend; meine Frau wollte ihn aufsuchen, und wir gien-

giengen nach den Wiesen, wo wir ihn unter einem Baum sizend, und die Flöte blasend fanden. Um ihn her weidete die Heerde, und er konnte uns in der Stellung, wo er war, nicht sehen; als er uns aber beide erblikte, so sank ihm das Instrument aus den Händen, er eilte auf uns zu, und fiel uns um den Hals unter tausend Glückwünschungen über unsere glückliche Zurückkunft. Hierauf führte er uns in die Wohnung zurück, und sezte uns Milch, Käse und Früchte vor.

Wie glücklich waren wir, uns hier wieder beysammen zu sehen! Meine Gattin konnte sich kaum recht davon überzeugen; sie lief aus der Wohnung in die Gärten, von da in ihr Zimmer, besah alles aufs neue, um sich von dessen Wirklichkeit zu überzeugen, besuchte die Kanarienhecke, die Enten im Teich, die Hühner, Tauben u. s. w. nichts wurde vergessen, die Lauben, Wiesen und Wasserfälle, alles waren Gegenstände der Freude. Wir mogten, nach der schönen Jahrszeit zu schließen, ohngefähr in der Mitte des Aprils seyn, die Zwiebeln fingen schon an aus der Erde herauszukeimen, und die mit frischem Laub bekleideten Bäume erfüllten die Luft mit Wohlgerüchen; das Wetter war still und heiter, die Luft kühl, und die ganze Natur schien aus dem langen Schlaf des Winters zu erwachen.

Amedoc wollte unsere Rückkunft durch eine festliche Mahlzeit feiern, und sezte ein Körbchen der auserlesensten Früchte, Milch, Gartengewächse

und Honig auf den Tisch. Das Fest war äusserst munter; unser Federvieh, die Kaninchen, die Schaafe und der Hund liefen um den Tisch herum, und erwarteten ihren Antheil von unsern Händen. Wir beschlossen den Abend im Freien und stimmten einige muntere Lieder an; der Mond erleuchtete unsre Schritte, und die Vögel im Gebüsch erwachten und schienen unserm Gesang zu antworten.

Wir unterhielten uns bis spät in der Nacht unter dem Schimmer der hellglänzenden Sterne, und die Stille, die rings umher herrschte, lud uns vergeblich zur Ruhe ein, wir sangen immer fort, und zulezt mußte meine Frau die Geschichte ihrer Entführung erzählen, welches sie folgendermaßen that.

„Ich hatte mich jenen Tag etwas weit von der Wohnung entfernt, um Blumen zu suchen, und vermuthete gar nicht, daß Roscommon in dem Gebüsch war, wo ich sie sammelte; aber mit einemmal kam er mit einer verlegenen und unruhigen Miene auf mich zu, und drohte mir mit einer vorgehaltenen Pistole, wenn ich Lärm machte. Im ersten Augenblik schrie ich dennoch vor Schrecken, und er drückte seine Pistole ab, aber der Schuß versagte. Er hat mir nachher gestanden, daß er mich nur erschrecken wollen, und die Pistole gar nicht geladen gewesen.

Durch diesen Zufall glaubte ich mich schon halb gerettet, allein, er zog eine zweite Pistole hervor, und drohte mich im Ernst tod zu schießen, wenn ich

die kleinste Bewegung machte. Die Furcht raubte mir beynah alle Besinnung, und er befohl mir ihm zu folgen; ich gehorchte zitternd, und wir kamen ans Ufer, wo ich die Barke mit Waffen, Lebensmitteln und andern Bedürfnissen bepackt sah.

Jezt stieg meine Angst aufs höchste; die Blikke des Böswichts verriethen eine wilde Schadenfreude, und ich wagte es nicht mehr die Augen gegen ihn aufzuschlagen; ich betrachtete mit stummen Entsezen die Barke und die Anstalten zu unsrer Abreise. Roscommon fieng aufs neue an zu drohen; endlich fiel ich ihm zu Füßen, und bat meiner Schwäche zu schonen, oder mir das Leben zu nehmen, aber er pakte mich an, trug mich, ohne auf meine Thränen zu achten, in die Barke, und sties im Augenblik vom Ufer.

Ich erfüllte die Luft mit meinem Geschrey, und forderte den Himmel zu Rettung meiner Unschuld auf; ich drohte sogar meinem Entführer, aber er lies sich durch nichts irre machen, und sagte blos, mein Zorn würde sich legen, wenn ich sein Herz besser kennen lernte.

Wir landeten auf der Insel, wo du uns gefunden hast, und von diesem Augenblik an versuchte er alle Mittel, mich zu gewinnen, und bot alles auf, was ihm seine unbändige Leidenschaft nur einflößte; bald war er wüthend, bald fiel er mir zu Füßen, und bald suchte er mich durch Schmeicheleien zu gewinnen.

Aufgebracht über meinen Widerstand erklärte er mir nun, daß er auf meinem Bett einen Brief an dich zurückgelassen, in welchem er dir meine Untreue und meine Liebe zu ihm entdeckt hätte, aber statt die gewünschte Wirkung von dieser Erklärung zu erhalten, verabscheute ich ihn jezt nur noch mehr. Der Zufall verschafte mir indessen Gelegenheit, mich eine Zeitlang von ihm zu entfernen, zugleich aber sezte ich mich neuen nicht minder großen Gefahren aus.

Eines Tags, als Roscommon außer der Grotte beschäftigt war, und mich allein gelassen, entdekte ich eine Oefnung in dem Felsen, die mir Mittel zur Flucht darbot; ich faßte sogleich meinen Entschluß, nahm ein Werkzeug, und es gelang mir, die Oefnung zu erweitern. Ich schlupfte hindurch, und vertiefte mich eiligst in das erste Gehölz, das sich mir darbot; mein Vorhaben war nach dem Ufer zu eilen, und dort mit der Barke in See zu gehen. Zwei Stunden lang irrte ich durch Thäler und Gebüsch, bis ich mich endlich vor Mattigkeit nieder sezen mußte.

Hier überlies ich mich meinen traurigen Gedanken; es fiel mir ein, daß sobald er meine Flucht entdecken, er nach den Fahrzeugen eilen würde, um mir die Abreise unmöglich zu machen, und daß folglich meine Flucht vergeblich wäre. Meine Lage war schreklich; ich befand mich allein in einem finstern Wald, ohne Erquickung, den wilden Thieren ausgesezt, und ungewiß über mein Schicksal.

Nach einer fürchterlichen stockfinstern Nacht brach endlich der Tag an, um mir neue Schrecken zu verursachen. Ein entsezlicher Sturm erhob sich, und überschwemmte beynah die ganze Insel mit Regen; der Wind braußte durch den Wald, und riß die stärksten Bäume aus ihren Wurzeln; die ganze Insel schien versinken zu wollen, und der Sturm drohte dem Wald den Untergang. Mit Hülfe eines Blizes entdeckte ich eine Zuflucht in einer hohlen Eiche und stürzte darauf los, um mich dort zu verbergen, als ein dumpfes Gebrüll mir entgegen schallte, und mich vor Entsezen unbeweglich machte. Ich zweifelte nicht, daß irgend ein wildes Thier sich hieher gerettet, und eilte mit Furcht und Grausen weit von diesem Baum weg. Das Ungewitter hielt noch immer an, der Donner hallte fürchterlich durch den Wald, und die kreuzenden Blize entdeckten mir von Zeit zu Zeit die Schrecken des Orts, wo ich mich befand. Ich zitterte am ganzen Körper, meine Kleider waren durchaus naß, meine Haare trieften von Wasser, meine Glieder bebten vor Frost, und mein Geist war in eine dumpfe Fühllosigkeit versunken.

Ich hatte unter einem dichten Baum Schuz gesucht, der mich zwar etwas gegen den Regen, aber gegen die wilden Thiere, die der Donner aus ihren Hölen gejagt, gar nicht schüzte. Ihr Gebrüll tönte durch den ganzen Wald, und ich entdeckte beim Leuchten des Himmels einen ungeheuren Bären, der in meiner Nähe herumschlich; ein entsezliches Ge-

schrei, das mir der Schrecken auspreßte, jagte ihn glücklicher Weise weg von mir, und ich beschloß, um größerer Sicherheit willen, eine Grotte zu suchen. Kaum hatte ich aber einige Schritte gethan, als das Gebrüll um mich herum stärker wurde, und in der Angst, in der ich war, fieng ich an, Roscommon um Hülfe zu rufen, vor dem ich seit kurzem geflohen war. Zum Glück hörte er es nicht, denn ich schämte mich nachher seines Beystandes, und wollte mich lieber meinem Schicksal überlassen, als wieder in seine Hände fallen.

Das Geheul der wilden Thiere hielt immer an, und der Sturm dauerte fort, so daß ich beynah alle Hofnung, mein Leben zu retten, aufgab. Vergebens bemühte ich mich, einen Baum zu ersteigen, meine Kräfte waren zu sehr geschwächt, und ich stund in einer gänzlichen Sinnlosigkeit da, als ein neues Geheul mich aus meiner Unthätigkeit herausriß. Ich sprang auf, und lief so schnell ich konnte, nach der entgegen gesezten Seite hin, um den Thieren nicht zum Raub zu werden, und kam zulezt aus dem Wald heraus. Hier erblikte ich in der Entfernung ein schwaches Licht, welches mir wieder einen Strahl von Hofnung einflößte; ich rafte alle meine Kräfte zusammen, um es zu erreichen.

Endlich nach einer heftigen Anstrengung, kam ich bey einer Hütte an, die von Baumzweigen geflochten, und von Erde und Rasen gebaut war. Anfangs war ich unschlüssig, ob ich hingehen sollte, da

ich nicht wußte, wer sie bewohnte; nachdem ich aber überlegt, daß die Lampe, die ich gesehen hatte, keinen Wilden angehören konnte, so wagte ich es und pochte dreimal an.

Erst beim drittenmal wurde die Thür geöfnet, und es erschien eine Gestalt, bey deren Erblickung mich Grausen und Ekel anwandelte. Ich glaubte ein lebendiges Gespenst vor mir zu sehen, welches ganz mit Haaren und Blättern bedeckt war. Ich fuhr vor Entsezen zurück, und fieng an laut zu schreien, als die scheußliche Gestalt sich mir näherte, um mir Hülfe zu leisten. Seine menschliche und sanfte Stimme brachte mich wieder zu mir selbst, und ich wagte es ihn näher zu betrachten.

Ich sah einen vor Alter und Kummer niedergebeugten Greis vor mir, dessen langer Bart bis auf den Gürtel herunterreichte; seine Kleidung bestund aus einer Bärenhaut, und sein kahler Kopf war statt einer Müze mit grünen Blättern umwunden. Seine Figur allein flößte Schrecken ein; die Augen lagen hohl im Kopf, in dem Mund war kein Zahn mehr zu sehen, und seine Hände so dürr und mager wie die eines Skelets.

So war der Mann beschaffen, der mich bey sich aufnahm, und doch war ich froh bey ihm zu seyn, und die Nacht in seiner Hütte zubringen zu können. Er machte Feuer an, wobey ich meine Kleider troknen konnte, und bereitete mir dann ein Abendessen, welches aus Wurzeln und gebratenen Fischen bestand. Der Hunger unterdrückte den Ekel;

nachdem ich gegessen, brachte ich die Nacht mit ihm bey dem Feuer zu, und als er glaubte, daß ich ihm anzuhören im Stand sey, bezeugte er mir sein Erstaunen, ein junges Frauenzimmer mitten im Wald auf einer wüsten Insel anzutreffen.

„Ihr Schicksal, fuhr er in gebrochenen Französisch fort, muß sehr hart seyn, da es Sie in eine Wüste führt, die niemand als dem alten Don Diego bekannt ist; ich sehe jezt wohl, daß ich nicht der einzige bin, den es verfolgt, indem es Sie zwingt eine Einöde mit mir zu theilen, die ich nun über sechzig Jahre bewohne. Theilen Sie mir Ihre Unglücksfälle mit; ich war einst auch in der Blüthe der Jugend, als meine Leiden anfiengen; mein Herz war gefühlvoll, und die Liebe wurde die Quelle meines Unglücks.“ —

Ich erzählte ihm, auf welche Art ich auf diese Insel gekommen, und wie ich meinem Verführer entwischt, und endlich mitten im Sturm und Regen diese Hütte entdeckt hatte. Er schien neugierig mehr zu hören, und ich erzählte ihm etwas von meiner Lebensgeschichte, und meine Verbindung mit dir, wobey er hin und wieder sehr bewegt schien, und zuweilen den Namen Rosalia aussprach.

Dieser Name erregte bey mir die Neugierde, etwas von seinen Begebenheiten zu hören, und ich bat ihn, mir sie mitzutheilen. Er versprach es den andern Tag zu thun, und bat mich die übrige Nacht auszuruhen, und Muth zu fassen. Seine Reden gaben mir einigen Trost, und mein Unglück schien

durch seine Theilnehmung gemildert. Ich tröstete mich mit der Hofnung, dich mein Gemahl bald wieder zu sehen, schlief mit diesen schmeichelhaften Gedanken ein, und erwachte den andern Morgen ganz spät. Don Diego hatte die Schonung gegen mich, meinen Schlaf nicht zu stören, und bey meinem Erwachen fand ich einen Tisch mit einem Frühstück von Früchten vor mir. Wir aßen beide etwas, und dann erinnerte ich ihn an sein gestriges Versprechen.

Spanien, fieng er an, ist mein Vaterland, und Valladolid mein Geburtsort; ich stamme aus einer edlen Familie, deren größrer Reichthum aber blos in ihren Titeln bestand. Die Begierde, sich emporzuschwingen, hielt meine Eltern ab, ihre Aufmerksamkeit auf Dinge zu richten, die ihnen Reichthum verschaffen konnten; die sie aber unter ihren Stand hielten.

Ich war hierüber ganz anderer Meinung, und suchte die erste Gelegenheit zu benuzen, die mich in Stand sezen könnte, meinen Namen mit Würde und Anstand zu behaupten. Der Zufall verschafte mir die Bekanntschaft einer jungen Französin, die ihre Eltern in Handlungsgeschäften nach Valladolid begleitet hatte. Rosalia vereinigte mit allen Vorzügen einer guten Erziehung die Reize der einnehmendsten Bildung, und ihr Charakter entsprach der Sanftmuth ihrer Physiognomie, dazu kam noch ein ansehnliches Vermögen, wodurch sie eine der besten Partiehieen von Valladolid wurde.

Ich konnte mir nicht verheelen, daß meine Familie sich einer solchen Verbindung aus allen Kräften widersezen würde, und selbst Rosalie gab mir hierüber ihre Besorgnisse zu erkennen. Aber der fortgesezte Umgang, den ich durch den verlängerten Aufenthalt ihrer Eltern, mit ihr genoß, überwand alle andere Betrachtungen, und ich war so wenig auf meiner Hut, daß mein Vater endlich meine Leidenschaft endeckte.

Er machte mir die bittersten Vorwürfe darüber, und in der Hofnung, daß nur Entfernung mich zu mir selbst bringen könnte, verschafte er mir eine ansehnliche Stelle bey Hof. Mit dieser traurigen Nachricht eilte ich zu Rosalien, und erklärte ihr zulezt, daß ich willens wäre, sie heimlich zu heirathen. Sie stellte mir den Zorn meines Vaters mit allen seinen Folgen vor, ich aber sezte ihren Vernunftgründen meine Liebe entgegen, und diese siegte; wenig Tage nachher wurden wir getraut.

Von diesem Tag an lebten wir noch sechs Monathe lang in den glücklichsten Einverständniß, ohne daß die beiderseitigen Familien etwas von unsrer Verbindung erfuhren; da aber meine Gemahlin schwanger wurde, so hielt ich es nun für Pflicht, alles zu entdecken. Mein Vater gerieth in Wuth, und schwur mir, daß er sichere Mittel finden würde, meine Heirath für ungültig zu erklären, und zu trennen. So sah ich nun kein Mittel mehr, diesem vorzubeugen, als mit meiner Gemahlin aus Spanien zu entfliehen.

Wir giengen beide an Bord eines Schiffs, welches nach der Insel Bourbon seegelte, wo ich einige Verwandte hatte, durch deren Ansehen und Vermittlung ich mich mit meinem Vater dereinst wieder auszusöhnen hoffte.

Zu meinem Unglück fiel es dem Kapitain des Schiffs, auf den wir waren, ein, sich in meine Gemahlin zu verlieben, und er sah kein anderes Mittel zu ihrem Besiz zu gelangen, als sie mir mit Gewalt zu rauben. In dieser Absicht mußte er mich entfernen, und suchte einen Vorwand, mich gefangen zu sezen, um seinen Plan hernach desto ungehinderter zu verfolgen.

Er streute unter der Mannschaft des Schifs das Gerücht aus, daß ich als ein Verbrecher in Valladolid bereits gesessen, und aus den Gefängnissen entwischt sey; dies bestärkte er durch nachgemachte Briefe und einen untergeschobenen Arrestbefehl, Kraft dessen er mich gefesselt in den untern Schiffsraum bringen lies. Dann sezte er sich mit Gewalt in dem Besiz meiner Gemahlin, und war noch so unmenschlich, mir dies selbst zu erklären, nebst dem Zusaz, daß, da ich mich gewiß zu rächen suchen würde, er mir die Mittel dazu benehmen, und mich an einen Korsaren von Tunis verkaufen wolle. Ich konnte vor Schrecken und Kummer nichts antworten; doch bemerkte ich, daß wir Tunis und Salé längst vorbey wären, und schmeichelte mir, daß der Kapitain seine Meinung geändert und mir ein weniger hartes Schicksal zu-

bereiten wolle. Endlich ankerte er vor dieser Insel, wo er mir die Ketten abnehmen, und mich ganz allein ans Ufer sezen lies.

Die Empfindungen, die mich bestürmten, als das Schiff sich wieder vom Ufer entfernte, sind nicht zu beschreiben; lange Zeit schrie und rief ich um Hülfe und Rettung, aber da war kein Ohr mich zu hören. Man hatte mir bey meiner Aussezung weder Lebensmittel noch Waffen zu meiner Vertheidigung gelassen, und dennoch erfuhr ich, daß weder Kummer noch Elend den Menschen leicht tödet.

Einen ganzen Monath lang hielt ich mich am Ufer auf, in der Hofnung, daß ein Schiff vorbey kommen würde; meine Nahrung bestund aus Fischen und Muscheln, und meine Lagerstätte aus dürren Blättern. Die ganze Natur war stumm um mich her; ich war ganz allein, und alles, was mich umgab, flößte mir Trauer und Schrecken ein. Endlich, als ich an einer Aenderung meines Schiksals verzweifelte, fühlte ich die Nothwendigkeit, mir eine Hütte zu bauen, und meine Tage hier zu beschliessen, die Welt hatte ohnehin ihre Reize für mich verloren, ohnerachtet ich noch in einem Alter war, wo man deren Genuß nicht gerne entsagt. Nach und nach wurde ich mit meiner Wildniß vertraut, und nahm allmählig ihren Ton an; ich untersagte mir sogar den Anblik des Seeufers, um mir sogar die Gelegenheiten zu entziehen, eine Wohnung verlassen zu können, in der ich endlich meine Ruhe wiedergefunden hatte. Wahrscheinlich sind

seit der langen Zeit meines Aufenthalts mehrere Schiffe oder Fahrzeuge in der Nähe dieser Insel gewesen, aber niemand hat es vermuthlich gewagt, tiefer in diese Wildniß zu dringen; Sie sind die erste, die es gewagt hat. So rauh und unwirthsam diese Gegend aber seyn mag, so bin ich durch lange Jahre einmal daran gewöhnt, und werde sie nie wieder verlassen; mein Ziel kann bey einem Alter von beynah neunzig Jahren ohnehin nicht weit mehr entfernt seyn. —

Mit diesen Worten verlies mich der Alte in einer sonderbaren Bewegung. Als ich allein war, fieng ich an sein Schicksal und das meinige zu überdenken, und die Aehnlichkeit beider lies mich einen ähnlichen Ausgang ahnden. Der Gedanke, ihm in dieser Wildniß zu folgen, und mein Leben in dieser grausenvollen Gegend zu beschließen, war mir schreklich, und meine Angst stieg mit jedem Augenblik höher; ich konnte mir nicht mehr gebieten, und stürzte halb verzweifelnd zur Hütte hinaus, um Don Diego zu rufen; er hörte mich nicht; ich wollte ihn aufsuchen, und lief immer weiter, indem ich von Zeit zu Zeit laut rief, so, daß die Thäler von meinem Geschrei wiederhallten. Plözlich stund Roscommon, der durch mein Rufen herbeygelockt worden, und mich längst suchte, vor mir.

Er schien über meinem Zustand gerührt, und unterstüzte mich im Gehen, bis wir wieder zu jener Grotte kamen, die mir im Anfang zum Gefängnis gedient hatte. Statt mir Vorwürfe zu machen,

suchte er mich aufzurichten, und versprach mir gelinder zu begegnen, wenn ich seine Wünsche erhören wolle. So brachte ich noch einige Tage mit ihm ziemlich ruhig zu; endlich aber fieng er wieder an zu drohen, und ich würde am Ende das Opfer seiner Wuth geworden seyn, wenn dich der Himmel nicht zu meiner Rettung herbeygeführt hätte.„ —

Hier endigte Zerbinette ihre Erzählung, und wir giengen in die Wohnung, wo wir nach langer Zeit wieder die erste glückliche Nacht zubrachten. Mit Anbruch des Tages giengen wir nach dem Ufer, und begruben Roscommons Leichnam. Wir waren jezt wieder vollkommen glücklich und frei von allen Sorgen; unser Freund Amedoc theilte unser Glück mit dem reinsten Herzen, und gab uns jeden Tag neue Beweise von der Güte und Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen.

Alles gelang uns nach Wunsch; unsre Insel glich jezt mehr der Wohnung eines glücklichen Güthherbesizers, als einen Zufluchtsort dreier von der Welt abgesonderter Unglücklicher. Gewöhnlich brachten wir den Anfang des Tages in einer Laube auf einem Hügel zu, von welchem man unsre Wohnung nebst der ganzen fruchtbaren Ebene übersehen konnte. Der Hügel selbst war bis an seinen Fuß mit dem schönsten Gehölz besezt, und der Horizont schloß sich mit steilen nackenden Felsen, die einen sonderbaren Kontrast mit der Fruchtbarkeit der Landschaft machten.

Auf der andern Seite der Hütte erhob sich ein unabsehbarer Wald, dessen Grün sich in den Wolken zu verlieren schien. Hier sah man Eichen, die so alt schienen als die Welt, wilde Oliven, und Citronenbäume, die voller Früchte hiengen, der Banana schien sich mit der Ananas vermählen zu wollen; die Platanen umschatteten mit ihren zahlreichen Aesten alles um sich her; mit einem Wort, man sah hier alle Arten Bäume und Früchte bunt untereinander gewischt, woraus eine Mannigfaltigkeit der Farben entstund, die das Auge entzückte.

Wir liebten die Jagd, und brachten zuweilen ganze Tage damit zu, meine Frau begleitete uns gewöhnlich, und erwarb sich eine besondere Fertigkeit im Schießen, aber ein unangenehmer Zufall bewog uns, diesem Vergnügen lange Zeit zu entsagen. Seit Roscommons Tod war unsere Ruhe durch nichts unterbrochen worden, aber folgender Zufall belehrte uns, daß man sich nie auf die Beständigkeit des Glücks verlassen müsse.

Eines Morgens giengen wir auf eine Jagd aus, die den ganzen Tag dauren sollte, zu welchem Ende wir die nöthigen Lebensmittel mitnahmen. Das Wild lokte uns bis an das Seeufer, welches wir zu unserm grösten Erstaunen mit einer Menge Kähne besezt fanden. Seit Amedocs lezten Abenteuer hatte kein Wilder gewagt, an einer dieser Inseln zu landen, jezt aber zwang sie der Mangel an Nahrung es zu versuchen. Es waren ohngefähr ihrer funfzig, welche beysammen im Wald

saßen, und ein Mahl bereiteten, wovor die Menschheit zurückschaudert; wir sahen sie im Cirkel herumsizen, und nicht weit davon vier Gefangene, welche jeden Augenblik ihren Schmerzenstod erwarteten. Die Wilden standen in zwei Gruppen um ein großes Feuer herum, wo die einen die Glieder der Erschlagenen rösteten, während die andern wie wüthend im Kreis herum tanzten, und von Zeit zu Zeit eine Schaale mit einem berauschenden Getränk unter sich herumgehen ließen.

Dieser Anblik erfüllte uns mit Schaudern und Entsezen, wir wollten uns anfänglich in der Stille zurückziehen, aber das Mitleid bewog uns zu bleiben, und Amedoc schlug vor, diese Wilden für ihre Grausamkeit zu bestrafen, und wo möglich keinen entwischen zu lassen, der entfliehen und seinen Kameraden Nachricht von dem Schicksal ihrer Brüder bringen könnte.

Wir waren sogleich bereit dazu, und ich bat meine Frau sich mir etwas von ferne zu halten, damit sie sich keiner Gefahr aussezte, allein sie wollte schlechterdings unser Schicksal theilen, und ich mußte zitternd nachgeben. Wir stellten uns so, daß wir die Wilden leicht mit unsern Flinten erreichen konnten, ohne daß sie uns entdeckten; allein diese Vorsicht wurde durch unsern Hund vereitelt, der auf den ersten Schuß sogleich auf sie zusprang, und ihnen unsern Aufenthalt verrieth. Die Wilden griffen schnell nach ihren Pfeilen und drükten

sie auf den armen Hund ab, der in einem Augenblik tod zu ihren Füßen niederstürzte. Sie näherten sich hierauf gegen uns, zum Glück aber waren wir noch ausser dem Schuß, und hatten Zeit, unsre Flinten wieder zu laden.

Amedoc eilte unterdessen nach den Kähnen, um ihnen den Rückzug abzuschneiden, erhielt aber unterwegs eine Wunde am Arm, die ihn außer Stand sezte weiter zu fechten. Meine Frau und ich schossen unsre Flinten zum zweitenmal auf sie ab, und sie flohen vor Schrecken auseinander, indem sie ein entsezliches Geschrey ausstießen. Nachdem wir sie auf diese Art zerstreut hatten, näherten wir uns den Gefangenen, um sie zu befreien, fanden sie aber zu unserm großen Erstaunen tod. Einige von den Wilden hatten sie während dem Gefecht tod geschlagen, damit sie nicht in unsere Hände fielen, und diese Handlung brachte mich so auf, daß ich ihnen aufs neue nachsezte, und sie bis in ihre Kähne verfolgte, in die sie sich über Hals und Kopf hineinstürzten, ohnerachtet unsre Schüsse sie nicht mehr erreichen konnten. Der Knall unseres Gewehrts hatte sie so in Schrecken gesezt, daß sie von der Zeit an sich nicht wieder auf diese Insel wagten.

Jezt eilten wir Amedoc zu Hülfe, den wir in einem Augenblik fallen gesehen, wo wir nicht im Stand waren, ihm zu Hülfe zu kommen. Ob gleich die Wunde ziemlich tief war, so wäre sie doch

nicht tödlich geworden, wenn nicht der Pfeil in Gift getaucht gewesen. Wir brachten ihn nach Haus, und ins Bett, wo wir alle uns bekannten Mittel anwandten, und zu unserm großen Leidwesen erkannten, daß keine Rettung möglich sey. Er selbst fühlte sein nahes Ende, und schickte sich dazu an; nahm von uns Abschied, und bat uns, wenn wir je nach Frankreich zurückkämen, seinen Eltern zu melden, wo er gestorben, und daß er es oft bedauert sie verlassen zu haben.

Er starb noch dieselbige Nacht in meinen Armen. Von nun an war unsere Freude verschwunden, und unsere bisher glückliche Wohnung in eine Trauerscene verwandelt. Sein Verlust war uns unersezlich und nichts vermogte uns darüber zu trösten. Die Freundschaft, die uns seit mehrern Jahren verband, hatte uns gewissermaßen unzertrennlich gemacht; er war mein Trost und meine Stüze in der Sklaverey gewesen; hatte mir meine Geliebte retten helfen, immer an meiner Seite gefochten, und endlich mehrere Jahre mit mir in der Wüste gewohnt. Er hatte sich ferner durch seinen Muth in Asien und Afrika ausgezeichnet, und war immer der treuste Theilnehmer aller unserer Schicksale gewesen, ohne die geringste Ansprüche, als die der reinsten Freundschaft.

Die Wilden, die wir getödet, lagen noch hin und wieder in dem Wald zerstreut, und ich kehrte den folgenden Tag dahin zurück, und warf ihre Körper in die See, bey welcher Gelegenheit ich

noch zwey Fäßchen Brandtewein, und einige Streit, Aexte fand, so die Flüchtlinge hinterlassen hatten.

Amedocs Körper wickelte ich in seine Kleider ein, und trug ihn in eine Grotte unter einem Felsen, deren Eingang ich mit Erde und Rasen vermachte, und sie mit einigen Pfählen verrammelte.

Achtes Buch.

Der Schmerz über Amedocs Tod wurde uns bald nachher durch die Geburt einer jungen Tochter ersezt, und gab uns wieder einigen Trost. Ich gab diesem Kind den Namen Sylvia, den ich nachher auch der Insel beylegte, die mir durch ihr dichtes Gehölz den ersten Gedanken dazu gegeben hatte. Während den verschiedenen Jahren, die wir noch hier zubrachten, war die Erziehung dieses Kindes unsere liebste Beschäftigung. Wir feierten seine Geburt durch ein ländliches Mahl, und dann pflanzte ich zum Andenken dieses Tages einen Olivenbaum vor unsere Hütte, und grub den Namen meiner Tochter nebst den Tag ihrer Geburt in die Rinde. Jedes Jahr an demselben Tag pflanzte ich einen neuen Baum in der Entfernung von zwei Ruthen von den vorigen, so daß eine kleine Allee von Olivenbäumen dadurch entstanden war.

Diese Jahre gehörten mit zu der glücklichsten Epoche unsers Lebens. Unsere Ruhe wurde durch keinen einzigen unangenehmen Zufall gestört, unsre Tochter wurde uns mit jedem Tag theurer, und wir konnten oh-

ne sie keinen Augenblik leben. Wir erzogen sie nicht nach europäischer Art, ihre freien unzusammengepreßten Glieder erhielten dadurch mehr Schnellkraft und Geschmeidigkeit, und ihre Nahrung bestund in Ziegen= oder Schaafmilch, die wir mit etwas Reiß vermischten; nach und nach lernte sie einige Worte stammeln, und machte uns den Tag über tausenderley angenehme Augenblicke.

Sobald meine Frau gänzlich wiederhergestellt war, begleitete uns unsre Tochter auf allen Spaziergängen, ich trug sie auf dem Arm, zeigte ihr die Blumen, Bäume und Hecken; nichts unterhielt sie aber so sehr als die Kaninchen und Vögel. Vor den Schaafen hingegen schien sie sich zu fürchten und fuhr immer zurück, wenn eines auf uns zu kam. Wir beruhigten sie, indem wir ein Lamm herbeyriefen, es schmeichelten, und auf den Arm nahmen, allein sie schien alsdenn für uns selbst besorgt, und fieng noch stärker an zu schreien.

Unter andern liebte sie besonders ein Kaninchen, das ihr auf jedem Schritt nachfolgte, und sogar des Nachts bey ihrem Bett bleiben mußte, damit sie es immer vor Augen hatte. Auch übernahm sie ganz allein die Sorge für die Kanarienvögel, futterte sie täglich zur bestimmten Stunde, und die Thiere waren so an sie gewöhnt, daß, sobald sie nur kam, sie sich an das Gitter des Käfigs anklammerten, um ihr entgegen zu schnäbeln.

Sie war bereits über ihr drittes Jahr hinaus, und gieng ganz sicher allein; auch fieng sie an deut

lich zu sprechen, und ergözte uns öfters durch ihre naiven Einfälle. Die Nacht über schlief sie mit uns in einem Zimmer, und den Tag brachten wir miteinander im Grünen zu; diese Erziehung in freier gesunder Luft, und die einfachen Nahrungsmittel, die sie erhielt, gaben ihren Geist und Körper Stärke. In ihrem vierten Jahr brachte sie zuweilen Fragen vor, welche einen vorzüglichen Geist verriethen. Sie hatte z. B. von keinem andern Land etwas gewußt, als von dem unsrigen, sie glaubte, daß wir und die Thiere, die uns umgaben, die einzigen unserer Art in der Welt wären, und hatte keine andern Gegenstände gesehen, als die sie täglich vor Augen hatte. Aber ein fremder Vogel, den sie erblikte, erregte bey ihr den Gedanken, daß es noch andere Länder und andere Menschen geben müsse.

Eines Tags, als wir durch ein entferntes Gehölz kamen, erblikten wir einen Papagey. Die Schönheit seiner Federn, und die Seltsamkeit seiner Stimme erregte die Aufmerksamkeit der Kleinen, und sie erkundigte sich bey ihrer Mutter nach dem Namen dieses Vogels. Wir erwiederten ihr, daß dieser Vogel bey uns Papagey hieße, und wahrscheinlich von einer benachbarten Insel herübergekommen wäre. „Aber, fuhr sie fort, was ist das für ein andres Land, es muß gewiß sehr schön seyn, weil so reizende Vögel darin gefunden werden.„ — Diese Antwort sezte uns ziemlich in Verlegenheit, und wir erkannten, daß wir einen Fehler began-

gen, indem wir von einem andern Land gesprochen hatten; es war wirklich zu befürchten, daß ihre Neugierde dadurch gereizt würde, und daß sie bey reiferm Alter einmal den Gedanken fassen mögte, aus langer Weile diese Insel zu verlassen, und ein anderes Land zu suchen. Wir verbesserten also den Fehler, indem wir sagten, der Papagey käme von dem äussersten Ende der Insel, wohin wir sie einmal führen wollten, wenn sie größer geworden.

Dessen ohngeachtet unterhielt sie von diesem Augenblik an den Wunsch, andere Gegenden zu kennen, und überraschte uns zuweilen plözlich mit der Frage, ob die andern Länder schöner wären, als das unsrige. Endlich sahen wir noch einen zweiten Papagey, und sie bat mich ihn lebendig zu fangen, damit sie ihn wegen dem Land, wo er herkäme, ausfragen könne.

Der Hauptzug ihres Charakters war Empfindung und Sanftmuth, dabey war sie äußerst lebhaft und gleich allen Kindern etwas furchtsam. Sie fürchtete sich allein wegzugehen, vorzüglich aber, wenn es dunkel wurde. Wir suchten ihr diese Furcht zu benehmen, und es gelang uns in kurzer Zeit; in derselben Absicht gewöhnten wir sie mit dem Feuergewehr umzugehen, und sie wurde durch unser Beyspiel unterrichtet.

Eines Tages, als wir beiseite gegangen waren, und sie mit ihren Kaninchen beschäftigt glaubten, versuchte sie ein Pistol loszubrennen, welches ich

einst in ihrem Beiseyn abgeschossen hatte. Sie lief in die Wohnung, faßte das Pistol, und nachdem sie es hin und her gewendet, kam sie endlich mit dem Finger auf den Drücker, und der Schuß gieng los. Auf den Knall sprang ich voller Angst herbey, und fand sie ohnmächtig auf der Erde liegen, doch war sie nicht beschädigt, und nachdem sie sich wieder erholt, mußte sie einen derben Verweis über ihre Unvorsichtigkeit aushalten.

Sie gieng jezt ihrem zehnten Jahr entgegen, und ich hielt es nun für rathsam, sie mit unserer Geschichte bekannt zu machen, und ihr zu erzählen, welche Schicksale und Gefahren wir zu bekämpfen gehabt, bevor wir zu dieser Ruhe gelangt waren. Diese Erzählung machte einen Theil unsrer gewöhnlichen Abendunterhaltung aus, wenn wir in einer Laube beim Mondlicht beisammen saßen. Natürlich fand sie unerschöpflichen Stoff zu neuen Fragen in unserer Geschichte, und theilte jede traurige und jede frohe Begebenheit mit uns.

So verfloß uns die Zeit unter Ruhe und Zufriedenheit; die Stille unserer Einsamkeit wurde durch nichts mehr gestört, selbst nicht durch die Wilden, die doch gewöhnlich gerne an unbekannten Inseln landen; allein die Furcht vor unserm Gewehr hielt sie entfernt. Wir wünschten sogar keine mehrere Gesellschaft, und waren uns selbst genug; unsere Tochter war unsre Welt, und ihre Erziehung unser einziges Geschäfte; wir hatten auch Bücher, und unterrichteten sie im Lesen und Schreiben.

Bey alle dem wünschte sie immer andere Länder zu kennen: die Schilderungen, die wir ihr von Europa, Frankreich, und den großen prächtigen Städten, von Künsten und dergl. gemacht hatten, erregten bey ihr ein heißes Verlangen, selbst etwas dergleichen zu sehen. Sie legte uns Fragen über Paris und über den Hafen von Marseille vor, wo ich zum erstenmal zu Schiff gegangen war, dann erkundigte sie sich wieder nach Konstantinopel, nach der Insel Malta, dem Vaterland ihrer Mutter, und nach meiner Geburtsstadt Poitiers. Wir belehrten und unterrichteten sie auf diese Art, ohne zu ahnden, daß der Zufall ihre Wünsche befriedigen würde.

Eines Tags, als wir den kühlen Morgen in einer schönen Allee genossen, und die Sonne in ihrer ganzen Majestät emporsteigen sahen, während Sylvia auf einen hohen Hügel saß, wo sie die weite See übersehen konnte, erschrak sie über die plözliche Erscheinung eines Schiffs, von dessen Größe sie noch keines gesehen hatte. Sie kam schnell auf uns zu, und rief immer; „Kommen Sie, kommen Sie, sehen Sie da eine Barke, die viel größer ist, als die unsrige.“ —

Mit diesen Worten faßte sie uns beide bey den Händen, und zog uns mit sich auf den Hügel, wo wir wirklich ein europäisches Schiff erblikten, welches um die Insel herumsteuerte, um die Klippen zu vermeiden. Die Bauart desselben war europäisch, aber noch konnte ich nicht unterscheiden, von

welcher Nation es wäre. Wir steckten ein Schnupftuch auf eine lange Stange, und ließen es wehen, es wurde von dem Schiff aus bemerkt, und dies steuerte nach unsrer Seite zu. Nach und nach erkannte ich es, der Bauart nach, für ein französisches, und freute mich innigst einmal wieder Landsleute zu finden, worunter vielleicht welche seyn könnten, die ich gekannt. Wir freuten uns auch um unserer Tochter willen, damit diese andere Menschen, andere Sitten und Gewohnheiten kennen lernte, als die unsrigen.

In diesen Gedanken bestiegen wir unsere Barke, und fuhren damit ans Schiff, um die Reisenden zu bewillkommen, die nun nach der Reihe mit unserer Barke und ihrer Schaluppe ans Ufer giengen. Anfänglich betrachteten sie uns als unglückliche Leute, die durch Zufall an diese wüste Küste verschlagen worden, und wünschten uns Glück, daß sie in diese Gewässer gekommen, als sie aber erfuhren, wie lange wir schon hier, und zwar mitten im Ueberfluß lebten, baten sie uns, um eine gastfreundliche Aufnahme.

Ich bemerkte unter diesen Haufen ein Gesicht, das mir nicht ganz unbekannt schien, aber die lange Zeit meiner Entfernung hatte die Erinnerung der Züge desselben beynah verloschen. Endlich, nachdem ich in meinem Gedächtniß lange hin und her geforscht, glaubte ich meinen Bruder zu erkennen, den ich ehemals unter den Händen der Räuber verlassen hatte, aber welcher Zufall konnte ihn an

diese Insel führen? Ich konnte es kaum glauben, so unwahrscheinlich schien mir alles, und doch bemerkte ich, daß er mich seiner seits mit gleicher Aufmerksamkeit betrachtete.

Endlich, als ihn einer seiner Gesellschaft bey seinen Namen anredete, verschwanden alle meine Zweifel, ich stürzte mich in seine Arme und gab mich zu erkennen; er umfaßte mich, drückte mich an sein Herz und wir freuten uns des frohen Wiederfindens. Hierauf stellte ich ihm meine Frau und meine Tochter vor, er bewunderte die Schönheit der leztern; seine Gesellschaft nahm Theil an unserer Freude, und wir beschlossen diesen Tag als ein Fest zu feiern. Die Matrosen schlugen einige Zelten auf der Wiese, und wir stellten einen Tisch zu vierzig Personen auf, der mit allerlei Speisen und Früchten besezt wurde, worunter unser Wildpret, einiges Geflügel, und einige Stücke aus unserer Heerde die Hauptgerichte waren. Sylvia schien mit dieser zahlreichen Gesellschaft sehr zufrieden; jeder erzählte seine Abenteuer, aber keiner sprach von der Rückkehr ins Vaterland.

Die Nacht machte dem Erzählen ein Ende; die Fremden schliefen unter ihren Zelten, und wir begaben uns in unsere Wohnung, woselbst mein Bruder das durch Amedocs Tod leer gebliebene Zimmer bezog. Den folgenden Morgen nahm ich ihn beiseite, und erkundigte mich nach unserer Familie, und nach dem Schicksal des Herrn von la Peyrouse; von der erstern konnte er mir gar kei-

ne Nachricht geben, weil er seit jenem Vorfall mit den Räubern nicht wieder nach Poitiers gekommen war, und von leztern hatte er gar nichts weiter gehört, als daß er nie zurückgekommen, und man ihn in Europa mit seinem ganzen Geschwader für verloren hielt. Unterdessen kam meine Frau dazu, wir sezten uns zusammen in eine Laube, und baten ihn um die Erzählung seiner Schicksale seit jenem Tag, der uns getrennt hatte.

„Als ich, fieng er an, von dem einen Räuber den Schuß bekommen, stürzte ich ohne Besinnung zur Erde, und sie, die mich für tod hielten, ließen mich liegen, und beschäftigten sich blos mit der Plünderung unsrer Effekten und des Wagens, worauf sie sich entfernten, und mich in meinem Blut auf der Straße liegen ließen.

Den folgenden Morgen kam ein vierspänniger Wagen bey mir vorüber, der Kutscher, der mich erblikte, hielt an, die Bedienten stiegen ab, und bemerkten noch einige Lebenszeichen an mir. Man brachte mich nach dem nächsten Ort, wo die Frauenzimmer, die im Wagen gesessen, solang verweilten, bis ich wieder hergestellt war. Meiner Aussage zufolg unterrichteten sie die Obrigkeit von dem Vorfall, der mir begegnet war, und diese schickte sogleich einige Reiter aus, um den Räubern nachzusezen. Sie wurden noch eingeholt, vor mich geführt, und nachdem ich sie erkannt, ohne weitere Procedur als Straßenräuber zum Tod verdammt.

Hierauf stellte ich alle mögliche Untersuchung an, um zu erfahren, wo du geblieben warst; da ich aber gar nichts entdecken konnte, so vermuthete ich, daß du nach Poitiers zurückgebracht wärest. Unterdessen wartete ich meine gänzliche Wiederherstellung ab, um nachher meine Reise fortzusezen, allein meine schönen Retterinnen widersezten sich immer meinem Vorsaz.

Diese Reisegesellschaft bestund aus der Marquise von Bellefonds, ihrer Schwester, und ihrer Nichte, die sich Mademoiselle Amelie nannte. Die Marquise hatte ohnerachtet ihres Alters noch starke Spuren von Schönheit, und die Sorgfalt und Freundschaft, die sie für mich bewies, erwarben ihr meine ganze Zuneigung; ich liebte sie wie meine Mutter, und sie nannte mich ihren Sohn; Freundschaft auf Erkenntlichkeit gegründet, machte sie zum Gegenstand meiner Verehrung.

Amelie war die reizendste Person, die ich je gesehen, und gleich beim ersten Anblik machte sie einen solchen Eindruk auf mein Herz, daß ich mit Sehnsucht auf eine Gelegenheit wartete, ihre Gesinnungen in Ansehung meiner zu erforschen. Unsere erste Unterhaltung war die Sprache der Augen, ich bemerkte, daß sie mich verstand, und wurde durch eine Unterredung, die sie mit einen ihrer Freundinnen hatte, vollends davon überzeugt.

Ich gieng eines Abends in Gedanken vertieft in dem Garten der Marquise auf und ab, als ich durch ein kleines Geräusch in einer der nächsten Lau-

ben gestört und aufmerksam gemacht wurde. Ich schlich leise hinzu, und erkannte Ameliens Stimme, die sich mit ihrer Freundin unterhielt. Da mich die Dunkelheit schüzte, so gieng ich ganz nahe hinzu, und vernahm mit dem größten Entzücken die Worte: „Du kennst den jungen Roger, den wir mit hieher gebracht haben; findest du ihn nicht liebenswürdig? Er ist zwar sehr schüchtern, aber seine Blicke, seine Aufmerksamkeiten, sein Betragen, seine Bewegungen selbst sind voller Ausdruk. Kannst du meine Empfindung tadeln? sie sind rein, und ich gestehe dir um so freier, daß ich diesen jungen Offizier äusserst hochschäze." —

Ich konnte mich bey diesen Worten kaum zurückhalten, nicht hervorzutreten und ihr zu danken, aber die Furcht, sie zu stören, und die Neugierde, die Antwort ihrer Freundin zu hören, hielt mich zurück. Diese schilderte meinen Charakter in Ausdrükken, die ihre Leidenschaft noch mehr unterhalten mußten, sie glaubte, wir würden einander glücklich machen, doch sezte sie hinzu, könnte diese Verbindung ihrer Tante vielleicht misfallen, deswegen sey es nöthig vorher ihre Gesinnungen zu erforschen. Mit diesen Worten giengen sie fort und bestellten einander auf den folgenden Abend an denselben Ort wieder; ich aber eilte froh und vergnügt in mein Zimmer.

Den Abend des andern Tages versäumte ich nicht, mich wieder hinter jener Laube zu verbergen, und die beiden Freundinnen erschienen kurz nachher. Amelie theilte ihrer Freundinn ihre Besorgnisse

wegen dem Ansuchen eines gewissen Grafen Moras mit, der um ihre Hand angehalten, und von ihrer Tante der Marquise unterstüzt würde, die sich in Rücksicht einer Heirath ganz gegen mich erklärt habe. „Doch, sezte Amelie hinzu, wird mich meine Tante nie zwingen, wider meine Neigung zu handeln, um so mehr, da sie wohl einsieht, daß der Graf keine andern Vorzüge besizt, als seine Reichthümer." —

Jezt sah ich wohl, welche große Schwierigkeiten mir im Weg stunden, dennoch aber siegte die Gewißheit, geliebt zu werden, über alle niedergeschlagenen Hofnungen. Ich war schuldig, die Marquise zu schonen, denn ihrer Sorgfalt verdankte ich das Leben, und sie betrug sich übrigens äußerst gefällig gegen mich. Ich beschloß daher, mich gegen sie zu erklären, und mein Betragen nach ihrer Antwort einzurichten, vorher aber schrieb ich ein Billet an Amelie, worinn ich ihr die Empfindungen meines Herzens entdeckte.

Dies Billet gab ich meinem Bedienten zur Bestellung an Amelie; sie nahm es an, und nachdem sie es gelesen, sagte sie, daß er des Abends die Antwort bey der Laube im Garten abholen könnte. Mit welcher Ungeduld ich diesen Augenblik erwartete, ist leicht zu errathen; erst um zehn Uhr erhielt ich die Antwort, deren Innhalt mich für diesen Abend vollkommen beruhigte.

Ich war so entzückt über dieselbe, daß ich doppelten Muth fühlte, mit der Marquise zu sprechen;

leider aber war dieser Besuch die Quelle meines nachherigen Unglücks. Sobald ich in ihr Zimmer trat, lies sie ihre Bedienten weggehen, um allein mit mir zu seyn; sie hörte alles, was ich sagte, mit sehr vieler Gefälligkeit und Güte an, und als ich von meinen Verbindlichkeiten gegen sie anfieng, leuchtete eine Freude aus ihren Augen vor, die ich mir nicht erklären konnte.

Endlich fieng sie an, sie würde mich immer schäzen, und was sie bisher für mich gethan, wäre eine Kleinigkeit gegen das, was sie noch thun wolle, und welches mir wahrscheinlich nicht unangenehm seyn würde. In der vollkommenen Ueberzeugung, daß sie mir ihre Nichte geben würde, faßte ich Muth, und fieng an von Amelie zu sprechen, und rühmte ihre Schönheit, ihr Betragen u. s. w.

Plözlich veränderte sich die Physiognomie der Marquise, und eine studierte Kälte trat an die Stelle der vorigen Heiterkeit. Ich fürchtete, sie nicht recht verstanden zu haben, und um mein Werk nicht unvollendet zu lassen, erklärte ich ihr, daß ich Amelie liebte, und von ihr geliebt zu werden hoffen dürfte. „Sie irren sich, mein Herr, fieng die Marquise hastig an meine Nichte kann Ihrer Liebe nie geschmeichelt haben, denn sie ist an einen andern versprochen, und ich kann mein Wort nicht zurückziehen.“ — Ich suchte ihr Vorstellungen dagegen zu machen, und bat sie das Glück zweier Personen zu befördern, die ihr ohnehin soviel verdankten; statt aller

Antwort fuhr sie plözlich vom Siz auf, und verschloß sich ins nächste Kabinet.

Ich war noch immer so blind, dies alles zu meinem Besten auszulegen, glaubte, sie wäre nur fortgegangen, um mir ihre innere Bewegung nicht zu verrathen, und legte mir ihre Abwesenheit sehr günstig aus.

Allein sobald sie fort war, lies sie ihre Nichte rufen, und machte ihr bittre Vorwürfe über ihre Unbeständigkeit und Schwäche; Amelie war so furchtsam, daß sie nichts zu erwiedern wagte, und sogar nicht einmal ihre Abneigung gegen den für sie bestimmten Gemahl zu erkennen gab. Die Folge davon war, daß die Marquise glaubte, ich hätte ihre Nichte blos zu verführen gesucht; sie lies mich den folgenden Tag wieder zu sich rufen, und erschien heiterer als ich erwartet hatte. Sie fieng an über meine Neigung zu ihrer Nichte zu scherzen, und frug mich, ob ich wohl im Ernst glaubte, ihr Herz zu besizen, auf meine Bejahung lächelte sie, und sagte, sie wäre eben bey ihr gewesen, und hätte mit ihr mit vielem Feuer von ihrem künftigen Gemahl dem Grafen Moras gesprochen, mich aber hätte sie mit Stillschweigen übergangen; es wäre so die Schwäche ihres Geschlechts, daß man die Schmeicheleien eines jeden anhöre u. s. w.

Zulezt erklärte sie mir, daß sie eine andere Parthie für mich hätte, eine Person, die ich schäzte, und die mich durch ihre Liebe glücklich machen wolle,

ſe, mit einem Wort, fuhr ſie fort, ich bin es ſelbſt, und will in Ihrer Perſon meinen Geliebten und meinen Gatten, vereinigen. Wollen Sie zu Ihrem Glück einwilligen?“ —

Ich war von dieſer unerwarteten Erklärung ſo betäubt, daß ich kein Wort hervorbringen konnte, und die Marquiſe, die meine Verlegenheit nur zu gut bemerkte, fuhr endlich fort: „Ich ſehe wohl, wie ſehr Sie noch an meiner Nichte hangen, und daß Sie ſich fürchten, ihr die Tante vorzuziehen; wenn Sie aber bedenken, daß ſie ganz von meinem Willen abhängt, daß ſie keine Neigung zu Ihnen hegt, und daß ich Sie über alles liebe, ſo werden Sie nicht länger anſtehen ein Glück zu wählen, das Ihnen angeboten wird.

Mit dieſen Worten verlies ſie mich, und gab mir drey Tage, um mich zu entſchließen. Ich brauchte keine Stunde dazu, denn mein Entſchluß war gefaßt; die Marquiſe war noch einmal ſo alt als ich, und ihre harten und ſtolzen Worte machten mich gegen eine Verbindung mit ihr vollends abgeneigt. Erkenntlichkeit hätte etwas vermogt, aber ihr Betragen ſprach mich von dieſer Pflicht frey. Ich ſchrieb dies alles an Amelie, da aber immer keine Antwort erfolgte, ſo vermuthete ich, die Marquiſe hätte mein Billet unterſchlagen, und wurde in dieſer Meinung beſtätigt, da ich ihre Nichte nicht mehr zu ſehen bekam. Ich erkundigte mich näher, und

erfuhr, daß sie von ihrer Tante nach einem ihrer Landgüther wäre geschickt worden.

Nun war ich aufgebracht, und gieng geradeswegs zur Marquise, die mich mit einer verstellten Freundlichkeit empfing, und frug, ob ich mich entschließen könnte Ihr Anerbieten zu benuzen; „Nein, sagte ich, ohne weitere Schonung, ich käme vielmehr mich zu beurlauben, weil sie mir nicht nur ihre Nichte verweigert, sondern sie sogar entfernt hätte.

Diesen Vorwurf hatte sie so wenig erwartet, daß sie mit einemmal in dem Ton des beleidigten Stolzes mit mir sprach, der ihrem Charakter so natürlich war, mir meine Undankbarkeit vorwarf, und mir ihre Rache androhte, wenn ich mich weiter gegen ihre Absichten weigerte.

Da ich nun von dieser Seite nichts mehr zu hoffen hatte, so beschloß ich meine Geliebte zu entführen, wozu sie wegen ihrer Abneigung gegen den Grafen wahrscheinlich einwilligen würde.

Mit diesem Vorsaz gieng ich außer der Stadt spazieren, als plözlich ein Mann von gesezten Jahren mit einem bloßen Degen in der Hand auf mich zu kam. Es war das erstemal, daß ich diese Figur sah, und weil er mir immer näher kam, mußte ich endlich meinen Degen auch ziehen. Als er vor mir stund, fieng er an, ob ich mich so gut aufs Schlagen als aufs Verführen verstünde? er wäre der Graf Moras, und dies würde mir genug seyn; zugleich gieng er auf mich ein, und nach einem

kurzen Gefecht verwundete ich ihn an der Hand, so daß er den Degen nicht ferner führen konnte, und weggehen mußte.

Wenig Tage nachher erhielt ich ein Billet von Amelie, worinn sie mir berichtete, daß sie in einem Thurm von einer Menge Bedienten bewacht würde, und daß ich sie retten mögte. Nun zauderte ich nicht länger, erkundigte mich bey dem Bedienten, der mir den Brief gebracht, nach der Lage des Schlosses, und erhielt von ihm die Versicherung, daß er mir in allem beistehen wollte, ich versprach ihm seine Treue reichlich zu belohnen, und er erklärte mir die ganze Einrichtung in dem Schloß, und wie sorgfältig Amelie bewacht würde.

Ich lies mich durch keine Schwierigkeiten schrecken, und verschob meinen Plan nur auf den nächsten Tag. Unterdessen vertraute ich mich zweien meiner Freunde, die sich erboten, mich zu begleiten. Einer davon, der Ritter Marsigli, hatte sich vor kurzem erst durch einen Zug von Heldenmuth ausgezeichnet, der zu merkwürdig ist, als daß ich ihn euch verschweigen sollte; ich unterbreche also meine Erzählung auf einige Augenblicke.

— Eine junge Dame, die wegen ihrer Schönheit sowohl, als ihres glänzenden Rangs wegen sehr bekannt ist, deren Herz aber zu leicht sich jedem Eindruk der Liebe überlies, lies sich von einem Offizier verführen, dessen Namen ich hier nicht nennen darf. Die junge Gräfin C*** war bald nach ihrer Heirath von ihrem Gemahl geschieden worden,

und dieser gieng zur Armee ab. Sie glaubte seine Stelle weit glücklicher durch den Offizier zu ersetzen, der unter dem reizendsten Aeussern das verdorbenste Herz verbarg, und sobald er seinen Wunsch befriedigt, anfieng die furchtsame Gräfin zu tirannisiren, die durch sein Betragen abwendig gemacht, sich dem jungen Marsigli ergab, der würdiger war sie zu besizen.

Sobald der Offizier dies erfuhr, und an dem Glück seines Nebenbuhlers nicht mehr zweifeln konnte, so wählte er eine Art von Rache, die eines edlen rechtschaffnen Mannes ganz unwürdig ist, und wollte die Untreue seiner Geliebten, durch den Zorn ihres Gemahls bestrafen; in dieser Absicht übersandte er dem Grafen alle Briefe, die er von dessen Gemahlin zur Zeit seines Glücks erhalten hatte.

Die Gräfin, die es erfuhr, gerieth ausser sich vor Wuth, und da sie den Sturm, der über sie hereinzubrechen drohte, vorhersah, so sann sie auf Mittel, sich zu rächen. Da sie es für sich allein nicht im Stande war, so wandte sie sich an Marsigli, der damals kaum zwanzig Jahr alt war, und entdeckte ihm die ganze Treulosigkeit ihres ehemaligen Geliebten, mit der Aufforderung sie zu rächen, es möge daraus entstehen was wolle.

Marsigli, der eine tiefe Verachtung gegen ein solches Betragen fühlte, schwur der Gräfin, daß er sie in dem Blut ihres Feindes rächen wollte, und sezte sich in ihrer Gegenwart hin die Ausforderung zu schreiben. Beide erschienen zur bestimmten

Stunde, und die Entfernung wurde ihnen abgemessen. Marsigli aber erklärte, daß sie zu gros wäre, für einen Kampf, worinn einer von ihnen beiden fallen müßte, und dies that er mit der vollkommensten Gelassenheit, während sein Gegner äusserst bedenklich schien. Das Loos traf ihn endlich, daß er zuerst schießen sollte, er zielte genau, und schoß seinen Gegner durch die Brust, der ihn sterbend noch ein Billet für die Gräfin überreichte.

Der Ueberwinder erschien mit demselben bey seiner Geliebten, aber diese war noch so aufgebracht, daß selbst der Tod ihres Feindes sie nicht besänftigen konnte; sie zerriß das Billet, ohne es zu lesen, und überhäufte den Ritter mit tausend Schmeicheleien. Um sein Glück zu vollenden, blieb der Graf C*** bald nachher in einem Treffen, und der kommandirende General übersandte seiner Gemahlin zugleich mit dieser Nachricht das Paquet Briefe, das ihm der Offizier geschickt hatte, und welches der Graf gar nicht Zeit gehabt zu öfnen. —

Mein Bruder fuhr nun in seiner Geschichte fort.

Ich konnte mich also niemand besser anvertrauen, als dem Ritter Marsigli, da er bereits soviel für das andere Geschlecht gewagt; er fand sich durch mein Zutrauen geschmeichelt, und versprach mir, daß ich auf ihn rechnen könne. Dem zufolg besorgten wir einen Wagen, versahen uns mit vier Flinten, vier paar Pistolen, und hinlänglicher Munition, und reißten nach dem Schloß ab.

Unterwegs kamen wir bey einem Gehölz vorbey, und wurden plözlich von sechs Kerls angefallen, die sich da versteckt hatten, um uns aufzulauren. Als sie aber unsere Pferde anhielten, griffen wir nach unserm Gewehr, und schossen drei von ihnen nieder, worauf die übrigen sich eiligst davon machten; ich erkannte den Grafen Moras unter ihnen, sezte ihm nach, und zwang ihn, sich nochmals zu schlagen; nach einer schwachen Vertheidigung sank er tödlich verwundet zu meinen Füßen.

Wir sezten unsre Reise schnell und gutes Muths fort, als uns kurz vor dem Schloß die zwei Leute des Grafen begegneten, die wir eben zur Flucht gezwungen hatten, und uns berichteten, daß Amelie so eben am Gift gestorben sey. Ich erschrak heftig über diese Nachricht, aber meine Freunde beruhigten mich und hielten dies für eine List, um uns nur mit guter Manier zu entfernen. Wir wollten die beiden Kerls, die uns vor kurzem noch angegriffen, für ihre Frechheit bestrafen, sie baten uns aber zu überlegen, daß sie jezt unsere Erretter wären, indem wir einem unvermeidlichen Tod entgegen eilten, weil die Marquise alle Bedienten im Schloß bewafnet habe, mit dem Befehl, uns nieder zu machen, wo sie uns fänden.

Wir waren kaum noch eine halbe Stunde von dem Schloß, so erblikten wir wirklich auf der Anhöhe einige bewafnete Leute von einer Menge Bauren begleitet; da wir nun zu wenig waren, um einen solchen Haufen zu widerstehen, und ich meine

Freunde nicht vergebens der Gefahr aussezen wollte, da Amelie doch einmal nicht mehr lebte, so befahl ich dem Postillion umzukehren, worauf wir uns schnell von dem Gebiet der Marquise entfernten.

Ich hielt es nicht für rathsam wieder nach der Stadt zurückzukehren, sondern blieb die Nacht auf einem kleinen Dorf in der Nähe, wo mein Bedienter zu mir kam, und mir die Nachricht von Ameliens Tod bestätigte. Mein Entschluß war nun gefaßt, ich wollte zu unserm Vater nach Poitiers zurückkehren, um ihn wegen meiner langen Abwesenheit zu beruhigen; allein ich mußte diesen Gedanken fahren lassen, da ich erfuhr, daß die Familie des Grafen Moras mich verfolgte, und daß die Marquise einen Preis auf meinem Kopf gesezt hatte; in dieser Lage blieb mir nichts mehr übrig, als Frankreich ganz zu verlassen.

Nun fiel es mir ein, dich aufzusuchen. Ich gieng in Begleitung meiner drei Freunde an Bord eines französischen Schiffs nach Konstantinopel, wo ich etwas von dir zu erfahren hoffte, denn ich hatte gehört, daß ein vor kurzem von Marseille ausgelaufenes Schiff von den Algierern genommen worden, und daß ein Theil der gefangenen Franzosen nach der Türkei gebracht worden sey.

Zu Konstantinopel legte ich türkische Kleidung an, und hielt mich lange daselbst auf, dort erfuhr ich, daß du aus dem Haus eines reichen Muselmanns mit einem Frauenzimmer entflohen, und ein Preis auf deinem Kopf gesezt worden sey. Ich

nahm mich wohl in Acht mich zu entdecken, und beschloß je eher je lieber wieder abzureisen, weil, wenn man meine Verkleidung entdeckte, ich gezwungen gewesen wäre, entweder Sklav zu werden, oder die mahometanische Religion anzunehmen. Ich gieng also wieder zu Schiff, wir kreuzten um die Küsten von Afrika herum, und landeten an einigen Inseln, bis uns endlich ein günstiger Wind in diese Gegend brachte. Unsre Absicht war, auf dieser Insel, die uns wüste schien, frisches Wasser einzunehmen.

Während mein Bruder sprach, waren meine Augen unverwandt auf ihn gerichtet, seine Geschichte hatte soviel Aehnliches mit der meinigen, und unsere Empfindungen stimmten so sehr überein, daß ich mich glücklich schätzte ihn so unverhoft wiedergefunden zu haben.

Unter denjenigen, die ihn begleiteten, befand sich auch ein junger Franzose, Namens Saint Albans, der ihm aus bloßer Zuneigung gefolgt war, und in dessen Lob sich mein Bruder ganz erschöpfte. Sie hatten einander zu Konstantinopel gekannt, und da Saint Albans ohnehin zu reisen wünschte, so verband er sich, meinen Bruder zu begleiten wohin er wollte.

Dieser junge Mann war in der frühsten Jugend nach Konstantinopel gekommen, wohin man seine Mutter als Sklavin gebracht hatte. Da sie ihr trauriges Schicksal nicht lang überlebte, so blieb

ihr Kind in den Händen eines Türken, der es in seinem Glauben erziehen lies; unterdessen erfuhr der Vater, der in Frankreich lebte, das Schicksal seines Sohnes, und lies ihn durch den französischen Gesandten loskaufen, worauf er die christliche Religion annahm, und im Begrif war nach Frankreich zu reisen, als er Nachricht erhielt, daß sein Vater gestorben sey.

Ich dankte ihm, daß er so warmen Antheil an dem Schicksal meines Bruders genommen, und er erwiederte, wie er nichts mehr wünsche, als seine Tage unter uns zu verleben. Es war ein schön gebildeter Jüngling von neunzehn Jahren, seine feine ausdrucksvolle Physiognomie war der Abdruck seines sanften Charakters, und sein lebhafter durchdringender Geist bewies die herrlichsten Naturanlagen mit einer sorgfältigen Erziehung verbunden.

Ohnerachtet er bisher ein unstätes Seeleben geführt, so schien sein Herz den feinern Empfindungen keineswegs verschlossen, welches wir in seinem Betragen gegen Sylvia bemerkten. Er folgte ihr auf allen Schritten nach, sammelte Blumen für sie, legte sein Wild, wenn er von der Jagd zurückkam, zu ihren Füßen, und war aufmerksam auf alles, was ihr Vergnügen machen konnte. Endlich gestund er uns ganz offenherzig, daß er dem Aufenthalt auf dieser Insel der ganzen übrigen Welt vorzöge, weil Sylvia hier wohne.

Unsere Anzahl hatte sich durch die Neuangekommenen ziemlich vermehrt; der Feld- und Gartenbau

wurde mit weit größerer Thätigkeit betrieben, und die Gegend um unsre Wohnung verwandelte sich bald in ein kleines Dorf, welches zu beiden Seiten durch zwei grüne Hügel begränzt wurde. Die Zelten verschwunden allmählig und an ihrer Stelle entstunden kleine Häuser, die hin und wieder im Thal zerstreut die Landschaft verschönerten. Jedes dieser Häuser hatte sein Feld und seinen Garten mit Hecken umzäunt, und jede Wirthschaft baute so viel Getraide, als zu ihrer Erhaltung nöthig war; einige bauten Reiß und Korn, andere pflanzten Weinstöcke, oder legten Baumschulen an, und jeder fand am Ende eine reichliche Belohnung seiner Arbeit.

Meine Tochter und Saint Albans verließen einander den ganzen Tag nicht, und theilten ihre Beschäftigungen; sie, die in der Einsamkeit erzogen worden, kannte keine Verstellung, und erwiederte seine Schmeicheleien mit dem offenherzigen Geständniß, daß sie seine Unterhaltung jeder andern vorzöge.

Mitten in dem Genuß unserer glücklichen Lage erhob sich dennoch bey vielen unter uns, und selbst bey mir der Wunsch wieder, einmal ins Vaterland zurückzukehren, und dieser Wunsch wurde durch die Leichtigkeit ihn zu befriedigen immer stärker; denn vorher, wo wir kein Schiff hatten, wurde er durch die Unmöglichkeit unterdrückt.

Ich ergözte mich oft an dem Gedanken, zu meinem alten Vater zurückzukehren, und ihm meine

Familie vorzustellen; mein Bruder Roger sprach oft mit mir davon, und schilderte mir sie, über das Schicksal ihrer Söhne besorgt, und allein lebend, ohne daß ihre alten Tage durch die Freude an ihren Kindern erheitert würden. Meine Tochter und Saint Albans wünschten nichts sehnlichster, als mit einander verbunden zu werden, und dies mogte ich auf dieser Insel nicht gerne thun, weil unser Name ausstürb, wenn sie nebst ihren Kindern beständig hier blieben. Kurz, diese und mehrere andere Gründe bestimmten mich zu einer Reise nach Frankreich.

Ich eröfnete mein Vorhaben vor allen meinem Bruder und meiner Frau, mit dem Zusaz, daß wir wieder auf diese Insel zurückkommen könnten, im Fall es die Umstände oder unsere Neigung erheischten. Dieser Vorschlag gefiel ihnen, denn die Insel, wo wir so lange glücklich gelebt hatten, mit einemmal auf immer zu verlassen, war ein Schritt, zu dem wir uns nicht so leicht entschließen konnten. Mein Bruder aber hoffte, daß uns der Aufenthalt im Vaterland nach und nach diese Insel vergessen machen würde.

Niemand war froher über diesen Entschluß, als die beiden Verliebten, denn Sylvia hatte ausser dem Wunsch Frankreich zu sehen, noch die schmeichelhafte Aussicht, daselbst mit Saint Albans verheirathet zu werden. Jedermann war zufrieden, bis auf diejenigen, die auf der Insel zurückbleiben sollten; diese bezeigten soviel Bedauren und Mis-

muth über unsere Trennung, daß wir sie mit dem Versprechen beruhigen mußten, entweder selbst bald wieder zurückzukommen, oder ihnen durch ein französisches Schiff Nachricht von uns zu geben; alsdenn könnten diejenigen, die nicht länger auf der Insel bleiben wollten, mit demselben Schiff zurückkehren. Hierdurch ließen sie sich beruhigen, sie blieben übrigens hier in zahlreicher Gesellschaft, in einer angenehmen Gegend, und konnten mitten im Ueberfluß, ohne alle Sorgen leben.

Unsere Abreise nach Europa wurde nun auf drey Wochen festgesezt; und wir brachten diese Zeit mit Vorbereitungen zur Reise zu. Das Schiff wurde mit einer Menge Lebensmittel aller Art beladen, so wie auch mit Gewehr, um uns in jedem Fall vertheidigen zu können. Dann wurde das Schiff selbst in seegelfertigen Stand gesezt, ausgebessert, gereinigt, und mit neuen Seegeln und Tauen versehen. Vor unserer Abreise aber wurde noch eine allgemeine Jagd beschlossen.

Nachdem sich jedes mit einer Flinte versehen, durchstreiften wir die Insel den ganzen Tag lang, und schossen eine Menge Wild; am Abend aber versammelten wir uns auf einer großen Wiese, woselbst uns eine reichliche Abendmahlzeit erwartete. Alles war munter und froh, und wir blieben bis tief in die Nacht beysammen.

Die lezten Tage unsers Aufenthalts besuchten wir die verschiedenen Kantons unserer bisherigen Wohnung, und erinnerten uns nicht ohne Rührung

der glücklichen Tage, die wir hier zugebracht hatten; unsre Wohnung, unsere Gärten, unsre Lauben, alles wurde zum leztenmal in Augenschein genommen und kostete uns manche Thräne. Endlich umarmten wir unsere Gefährten, die zurückblieben, und nahmen mit schwerem Herzen Abschied von einander; sie blieben am Ufer, und begleiteten uns mit ihren Seegenswünschen, während wir nach einander an Bord giengen.

Unsere Schiffs-Equipage bestund aus meiner Familie, meinem Bruder Roger, Saint Albans und einigen Bedienten nebst sechs Matrosen, die zur Regierung des Schiffs nötig waren, und schlechterdings nach ihrem Vaterland zurück wollten. Ich konnte nicht ohne traurige Empfindungen eine Gegend verlassen, wo ich den schönsten Theil meines Lebens im Ueberfluß und im Genuß der Liebe zugebracht hatte; auch dachte ich an die Gefahren der See, die mir oft so ungünstig gewesen, und der ich mich jezt aufs neue aussezte; allein der Entschluß war nun einmal gefaßt, und nicht wieder zu ändern.

Wir giengen mit Aufgang der Sonne unter Seegel, unsere Kameraden winkten uns das lezte Lebewohl zu, und binnen wenig Minuten verloren wir das Ufer aus dem Gesicht. Unterwegs legten wir an der Insel an, wo wir zuerst gewohnt hatten, giengen ans Land und holten das Geld, welches wir in der Grotte vergraben hatten, und uns jezo nothwendig wurde; während unserm langen Aufent-

halt auf der Insel war uns ein Pflugschaar schäzbarer gewesen, als all' dieses Gold und Silber. —

Auch hier besuchten wir jede Stelle, die uns an vergangene Freuden erinnerte; die Gärten und Felder waren aus Mangel an Pflege freilich verwildert, allein für uns hatten sie tausendfaches Interesse, und jeder Gegenstand rief uns ein Andenken zurück. Nachdem wir frisches Wasser eingenommen, verließen wir auch diese Insel wieder.

Der Wind begünstigte uns anhaltend, und wir seegelten schnell und glücklich. Wir waren alle in einer Kajüte versammelt, und brachten unsere Zeit mit Erzählungen, Entwürfen, was wir in Frankreich unternehmen wollten, und einigen guten Büchern zu.

Am siebenten Tag hatten wir ein seltsames Schauspiel. Wir erblikten in der Entfernung ein Schiff, welches von einer Menge Kähne umringt war, und zuweilen von beiden Seiten Feuer gab.

Als wir näher hinzukamen, erkannten wir es für ein englisches Kauffartheischiff, welches von seiner Fahrt verirrt war, und von einigen hundert Kähnen voller Wilden gleichsam belagert wurde; es waren schon viele von der Mannschaft im Treffen geblieben, und sie hätten ohne uns endlich der Menge unterliegen müssen.

Jezt aber fiengen wir an, zweimal aus dem kleinen Gewehr auf die Kähne zu feuern, die sich sogleich gegen uns wendeten. Einige der Wilden kletterten mit unglaublicher Behendigkeit an unserm

Bord hinauf, und kamen bis ans Verdek, wo wir sie mit Flintenschüssen zurückschikten. Sie wurden aber dadurch noch wüthender, und sezten immer von neuem an, so daß wir alle Hände voll zu thun hatten, sie abzuhalten, und ihren Pfeilen auszuweichen.

Endlich, nachdem wir ihnen einen Kahn mit sechs Mann in Grund gebohrt hatten, verlohren sie den Muth, und zogen sich zurück, doch schossen sie im Fliehen noch eine Menge vergifteter Pfeile auf uns ab, wodurch zwei Matrosen und mein Bruder **Roger** getödet wurden.

Durch diesen traurigen Vorfall sanken mit einemmal alle unsre schönsten Hofnungen, und ich betrachtete dies Unglück als einen Vorboten neuer Widerwärtigkeiten, die unsrer warteten. Dies war das zweitemal, daß ich meinen Bruder verwundet vor mir hinsinken sah; er hatte mich auf einer wüsten Insel aufgesucht, mich dort zur Rückkehr ins Vaterland bewogen, und mir mit einer glücklichen Zukunft geschmeichelt; alle diese Aussichten waren mit seinem Tod verschwunden, und Kummer und tiefes Trauren trat an die Stelle der frohen Erwartungen.

In dieser niederschlagenden Gemüthsstimmung gerieth ich auf dem Gedanken, unsrer Reise ganz aufzugeben, und wieder nach unsrer Insel zurückzukehren. Dagegen stellte mir meine Frau vor, daß, da wir schon soweit gekommen, wir die Reise weiter fortsezen müßten, daß der Wind sich ändern,

und uns auf gefährliche Küsten werfen könnte; daß wir ausser den Stürmen auch noch dem Angrif der Wilden zu befürchten hätten, bevor wir an unsere Insel kämen, und daß übrigens der größere Theil der Gesellschaft nach Frankreich zu kommen wünschte. Diese Vorstellungen, unterstüzt durch die Bitten meiner Tochter und Saint Albans, brachten mich endlich auf andere Gesinnungen, wir sezten unsere Reise fort, aber ich blieb traurig und misvergnügt.

Unsere Fahrt war sehr glücklich, es dauerte jedoch lange, ehe wir die Küsten von Frankreich ansichtig wurden, wenig Tage nachher landeten wir zu Bordeaux. Von diesem Augenblik an verschwanden alle trüben Gedanken, und wir fühlten nun das Glück, mitten durch soviel Gefahren hindurch endlich das Ziel unsrer Wünsche erreicht zu haben. Selbst die Einwohner von Bordeaux, die uns zu sehen Gelegenheit hatten, sahen aus unserm Betragen, wie glücklich wir uns schäzten, den vaterländischen Boden wieder betreten zu können; unter uns allen aber war Sylvia am glücklichsten, denn diese erschien zum erstenmal in einer ihr ganz neuen Welt, und jeder Gegenstand riß sie zur Bewunderung hin.

Das Verlangen, meine Eltern wieder zu sehen, lies mich nicht lang in Bordeaux verweilen, denn jezt, da ich ihnen immer näher kam, schien mir

jeder

jeder Augenblik sich zu verlängern, und ihren Kummer über meine Abwesenheit zu vermehren.

Sobald wir zu Poitiers ankamen, lies ich mich bey meinem Vater anmelden; er kam mir vor Alter zitternd entgegen, drückte mich in seine Arme, und gestund mir, daß dies seit vielen Jahren sein glücklichster Augenblik sey, und daß er nun dem Tod ruhig entgegen sähe, da er mich wiederfinde, den er nie wiederzusehen sich schmeichelte. Nachdem wir uns von dem ersten Entzücken erholt hatten, erkundigte ich mich nach meiner Mutter, um auch ihr mich zu Füßen zu werfen. „Mein Sohn, fieng mein Vater seufzend an, deine Mutter hat den Kummer, alle ihre Kinder verloren zu haben, nicht lange überlebt.„ — Diese Worte rührten mich tief, ich konnte meine Thränen nicht zurückhalten, und blieb eine ganze Weile in dieser Niedergeschlagenheit versunken, bis mich mein Vater durch die Frage aufmerksam machte, wer die Personen wären, die mich begleiteten?

Ich stellte ihm nun zuerst meine Frau vor, erzählte ihm kurz, wie ich sie kennen lernen, und was sie alles für mich gewagt; dann kam die Reihe an meine Tochter und an Saint Albans. Mein Vater umarmte sie sämtlich mit der größten Herzlichkeit; und sagte besonders Sylvien viel Schmeichelhaftes über ihre Bildung und die Sanftheit ihres Charakters; und sie, die dergleichen Sprache bishernur aus dem Mund ihres Geliebten gehört hatte,

war verschämt, schlug die Augen nieder und erröthete über und über.

Nun besuchte ich auch meine alten Bekannten wieder, und hatte das Glück, sie gegen mich noch unverändert anzutreffen; meine Familie wurde überall sehr gut empfangen, und jedermann pries mich glücklich in der Gesellschaft einer so edlen Gattin und liebenswürdigen Tochter zu leben. Ich konnte jezt meine Tochter mehr zum geselligen Ton erziehen, als es auf unsrer Insel möglich gewesen war, und lies sie in verschiednen schönen Künsten unterrichten. Unter allen liebte sie die Musik am leidenschaftlichsten, und machte große Fortschritte darinn binnen kurzer Zeit.

Saint Albans drang unterdessen mit jedem Tag stärker in mich, ihn mit der Hand meiner Tochter glücklich zu machen, und ich versprach es ihm heilig, sobald wir von Malta zurückkämen, wohin ich eine Reise zu machen mir vorgenommen hatte.

Er hatte bemerkt, daß eine gewisse Dame ihn sehr zu suchen schien, und verschwieg anfangs Sylvien diese Eroberung, aus Furcht sie mögte unruhig darüber werden. Eines Tages aber erhielt er ein Billet von ihr, in welchem sie ihm ihre Leidenschaft in den zärtlichsten Ausdrücken erklärte; dies Billet zeigte er Sylvien, die ihm rieth, die Sache nicht abzubrechen, sondern vielmehr ihre Hofnung zu nähren, um zu sehen, was ihr Zweck wäre. Zulezt kam ich hinter die Geschichte, und da beide Theile darunter leiden konnten, wenn sie

bekannt wurde, so schrieb ich der Dame, und bat sie, ihre Ansprüche aufzugeben, indem der junge Mensch sich nächstens mit einem andern Frauenzimmer verheirathen würde. Die Dame folgte meinem Rath, und die Korrespondenz hatte ein Ende.

Ich genoß die Gegenwart meines Vaters nicht mehr lang; schon bey meiner Ankunft fand ich ihn sehr schwach vor Alter, und einige Wochen nachher verfiel er in eine heftige Krankheit, deren Ende er voraus sah, und uns sämtlich vor sich rufen lies, wo er Abschied von uns nahm, und uns Eintracht und Liebe gegen einander empfahl. Sein Tod gieng mir sehr nahe, und nur die Vorstellungen meiner Frau und Tochter brachten mich wieder aus meiner Schwermuth zurück.

Da meine Brüder gestorben waren, so fiel die ganze Erbschaft meines Vaters auf mich allein zurück; ich ordnete also meine Geschäfte und mein Vermögen, und traf Anstalten zu der Reise nach Malta, welcher meine Gattin mit Sehnsucht entgegen sah. Wir reisten wenig Tage nachher nach Marseille, wo zum Glück ein Schiff seegelfertig lag, an dessen Bord wir giengen. Die Reise war glücklich, und wir landeten nach wenig Tagen auf Malta. Dann giengen wir nach la Valette, wo ehemals die Familie meiner Frau gewohnt, fanden aber niemand mehr davon übrig, als eine Schwester und einen Onkel, welche von dem Vermögen ihrer Mutter lebten, die kurz vor unsrer Ankunft in Frankreich gestorben war.

Diese beiden Personen konnten sich vor Erstaunen über die Erscheinung meiner Gattin kaum fassen, weil sie gehört, daß sie schon vor mehrern Jahren gefangen nach der Türkei geführt worden sey, und sie also nie wiederzusehen hoften. Ihre Schwester bat uns bey ihnen auf Malta zu bleiben, und wir hielten uns auch mehrere Monathe daselbst auf; da aber unsere Absicht war in Frankreich zu leben, und die Geschäfte unsre Gegenwart erforderten, so seegelten wir wieder nach Frankreich zurück, und giengen an den Küsten der Provence ans Land.

Von hier gieng ich nach Toulon, um die Eltern Amedoes zu besuchen, und sie von seinem Schicksal zu unterrichten. Ich wurde mit der größten Freundlichkeit empfangen, und erzählte ihnen die Begebenheiten ihres Sohnes, und den Antheil, den wir daran gehabt. Als ich endlich seinen Tod erzählte, vergoß der Alte einige Thränen, und sagte; „Ich erkenne meinen Sohn, Waffen und Ruhm waren von jeher seine herrschenden Leidenschaften, und diese haben ihn auch zu Grund gerichtet" —

Ich tröstete ihn durch die Schilderung der Tugenden meines Freundes, wie standhaft er jedes Unglück ertragen, und wie grosmüthig er mir mein Schicksal erleichtert. — Nach einigen Wochen Aufenthalt zu Toulon, kehrten wir wieder nach Poitiers zurück, woselbst wir uns auf immer niederließen. Wir entsagten jezt dem Gedanken, wie-

der nach der Insel zurückzukehren; aber ihr Andenken blieb uns immer theuer. Kurz nach unsrer Zurückkunft zu Haus traf ich einen Reisenden an, der nach der Küste von Zanguebar wollte, und diesem gab ich Briefe für unsere Freunde auf der Insel Sylvia mit, die ich ihm deutlich beschrieb, mit der Bitte, daselbst zu landen.

Jezt fehlte nichts mehr, um uns alle glücklich zu machen, als daß ich die Heirath mit meiner Tochter und Saint Albans vollziehen lies; und dies geschah einige Wochen nach unsrer Rückkunft zur höchsten Zufriedenheit ihrer und unserer.

Nach geendigten Lustbarkeiten fiengen wir an unsere Güther zu bereisen; meine Gattin liebte das Landleben, und ich selbst hatte durch den langen Aufenthalt auf der Insel viel Geschmack daran gewonnen, wir wählten daher eines unsrer Güther ohnweit Poitiers zu unserer beständigen Wohnung, und richteten uns daselbst geschmackvoll und bequem ein.

Vor die Thüre des Wohnhauses pflanzte ich zwey Nußbäume, die uns dereinst einen dichten Schatten geben, und das Andenken der beiden Platanen vor unsrer Wohnung auf der Insel erhalten sollten. Auch entwarf ich die vornehmsten Auftritte unsers Lebens, und lies sie durch einen geschickten Mahler ausführen, so daß der Gesellschafts-Saal mit lauter Gemählden aus unserer eigenen Geschichte geziert wurde.

Eines Tags ließen sich einige fremde Personen bey mir anmelden, und als sie ins Zimmer traten, erkannte ich zu meiner grösten Freude zwei Bewohner unserer glücklichen Insel. Auf meine Erkundigung, was sie nach Frankreich geführt, und warum sie die Insel verlassen, berichteten sie mir, daß sie von ihren Kameraden abgeschickt worden, um mehr Weiber nach der Insel zu bringen, damit sie dieselbe bevölkern könnten; da sie nun in der Nähe von Poitiers gewesen, so hätten sie dem Verlangen nicht widerstehen können uns zu besuchen, und Nachricht von der Insel zu geben.

Ferner berichteten sie, daß eine große Anzahl Wilder auf der Insel gelandet, und einen Theil ihrer Arbeiten in Brand gesteckt hätten, so daß beynah die Wohnung selbst mit im Feuer aufgegangen wäre. Die Gluth wäre jedoch glücklich gelöscht worden, worauf sie die Wilden verfolgt, von der Insel verjagt, und ihnen fünf Gefangene abgenommen hätten.

Diese Gefangenen sagten nachher aus, daß ihre Kameraden auf diese Insel gekommen, um ihre Brüder zu rächen, deren Kähne und Flotte von einem großen Schiff wären angegriffen und zerstreut worden. Sie meinten das Treffen, welches wir mit ihnen auf der See gehabt, und bey welchem mein Bruder geblieben war, denn sie kannten das Land genau, und wußten, daß das Schiff von unserer Insel ausgelaufen war.

Die beiden Abgesandten erzählten ferner, daß sie die fünf gefangenen Wilden zum Ackerbau gebrauchten, und daß sie hinter der Wohnung ein großes Denkmal uns zu Ehren errichtet hätten. Sie verweilten einige Wochen bey uns, und reißten endlich mit mancherley Geschenken, die wir ihnen anboten, wieder ab. Viele Personen waren durch ihre Erzählungen gereizt worden, die Insel zu besuchen, und reißten mit ihnen dahin ab, so daß sie in kurzem sehr volkreich werden wird.